Ida Schönholm.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſtes Kapitel.

Ein bepackter Reiſewagen fuhr langſam und ſchwerfällig zur letzten Höhe des Wormſer Jochs hinauf. Es war Ende Auguſt, vielleicht ein wunderſchöner Sommertag in den Thälern von Tyrol und Graubündten, aber in dieſer Höhe, zwiſchen dieſen gewaltigen, ſchneebedeckten Bergen, hingen ſchwere trübe Nebel, und wehte ein ſcharfer Wind. Man ſage was man wolle! auf dem Hochgebirge iſt es im höchſten Grade unbehaglich, und wenn man dafür in der Majeſtät des Anblicks Erſatz zu finden hoft, ſo wird man ſehr oft getäuſcht; denn es ſind nicht nur Nebel und Stürme in dieſen Regionen heimiſch und den An- und Ausſichten ſehr nachtheilig, ſondern es fehlen die Kontraſte, es fehlt ein Maßſtab für die Majeſtät. Hier iſt Alles ſo hoch, ſo ſchroff, ſo gewaltig, ſo über den Wolken; hier fehlen ſo ganz liebliche Thäler, tiefe dämmernde Seen, belaubte Hügel und friedliche Dorfſchaften, daß das Auge nicht vergleichen kann, und mehr mit Staunen als mit Bewunderung, mehr mit Grauſen als mit Entzücken, dieſe in Granit ausgeprägte Natur betrachtet.

Gelangweilt durch die Langſamkeit der Fahrt, hatte die Gräfin Schönholm den Wagen verlaſſen und ging raſch voran; neben ihr der junge Polydor. Ein eiſiger Nordwind

wehte ihnen grade entgegen, und wühlte in Schleier und Shawl der Gräfin. Sie preßte ihr Taschentuch vor den Mund und bog die schlanke Gestalt vornüber, ohne jedoch ihren Schritt zu mäßigen.

„Aber Sie erkälten sich gewiß," sagte Polydor. Sie schüttelte den Kopf.

„Es ist doch nur Eigensinn das Wormser Joch erklettern zu wollen." Sie nickte.

„Und wie kann es Ihnen Spaß machen bei so unbedeutenden Dingen Eigensinn zu haben?"

— „Weil ich bei großen keinen habe! — Uebrigens ist es unmöglich hier eine Conversation zu machen." —

Sie gingen schweigend weiter.

Die Gräfin Schönholm kehrte nach zweijährigem Aufenthalt in Italien nach Deutschland zurück. Sie war unabhängig, jung und reich, liebte weder das Clima noch das Leben des Nordens, wäre weit lieber jenseit der Alpen geblieben; aber so wenig frei ist man trotz seiner Unabhängigkeit, daß man sich vom irdischen Besitz fesseln, lenken und bestimmen läßt! Sie kehrte auf ihre großen glänzenden Herrschaften zurück, wo ihre Anwesenheit zwar nicht nothwendig, aber doch wünschenswerth war.

Polydor war ein junger Bildhauer, gebürtig aus Welschtyrol, den sie in Rom hatte kennen lernen, und von dort mitgenommen, weil er nach Wien zu gehen wünschte.

Auf dem Culminationspunkt stand endlich die Gräfin still, kehrte sich nach Süden und sagte: „Wenn ich binnen Jahresfrist nicht todt bin, so ziehe ich wieder dort hinab."

„Und ich mit Ihnen, rief Polydor, denn ich glaube nicht, daß ich's länger in Deutschland aushalte."

„Ich gewiß nicht! nur in Italien kann ich glücklich sein; aber da bin ich es auch ganz, und deshalb thut es mir unsäglich leid es zu verlassen. Wer weiß was in der Heimat meiner harrt!“ —

„Was überall Ihrer harrt: Freude und Liebe. Denn wenn Sie auch ein wenig eigensinnig sind, so bleiben Sie doch ewig ein anbetungswerther Engel.“

„Mein guter Polydor, daß Sie so denken ist natürlich; allein daß Andere nicht so denken ist ebenfalls natürlich.“

Der Wagen hatte sie erreicht; sie stiegen ein; es ging bergab. Da kam ihnen eine andre bepackte und dicht verschlossene Kutsche entgegen. Als die Wagen an einander vorüberfuhren, blickte die Gräfin aus dem Fenster.

„Mein Gott,“ rief sie, „das ist seltsam! an jenem Wagen war ein Alliancewappen, und eins derselben war das meinige. Mein Wappen aber führt Niemand als mein Vetter Askanio, und der kann es nicht gewesen sein, der weiß ja, daß ich zu ihm komme. Er würde mir gewiß geschrieben haben, wenn er eine Reise nach Italien für diesen Herbst beabsichtigt hätte.“

„Der Wagen ist noch nicht fern,“ sagte Polydor; „befehlen Sie, so hält der Postillon, und Sie schicken Ihren Kammerdiener um sich nach dem Namen jener Wappenräuber zu erkundigen.“

„Sie haben Recht, es ist kindisch! Engländer können es ja gewesen sein, oder weiß Gott wer. Heut' zu Tage reis't ja alle Welt, und alle Welt hat auch sein Wappen. Wenn Sie erst der Baron von Polydoro sein werden, bekommen Sie auch eins. Bis dahin siegeln Sie aber Ihre Briefe mit einem Pettschaft, das ich für Sie machen lassen werde. Eine

himmelansteigende Rakete soll darauf gestochen werden, mit dem Motto: »da l'ardore l'ardire. Sie sehen, was ich für Hofnungen für Sie hege. By the by wüßte ich doch gern wer die Leute in jenem Wagen gewesen."

„Vielleicht erfahren Sie es auf der nächsten Post."

„Ach, es ist ein beklemmendes Gefühl nach jahrelanger Abwesenheit in den Kreis alter Bekannter heimzukehren. Wie viel kann sich verändert haben, was kann Alles geschehen sein, wovon wir keine Ahnung haben. Briefe gehen verloren, und Manches, oft das Wichtigste, mögen wir keinem Briefe anvertrauen. So tritt man oft als ein Fremdling in den Kreis seiner Freunde."

„Darum sollte man ihn vielleicht nie verlassen."

„Ja, wenn es möglich wäre, nie das geliebte Dach des Vaterhauses zu verlassen! Doch ist das einmal geschehen, so ist damit auch schon der erste Schritt in die Fremde gethan und die Scheu vor ihr überwunden. Dann zieht sie uns an, lockend und magisch, und bleibt es so lange bis wir uns mit ihr vertraut gemacht haben. Sind wir heimatlich in ihr eingebürgert, oder vollends bequem eingenistet, so hat sie ihren Reiz verloren, und sieht uns mit solchem Alltagsgesicht von Langweiligkeit an, daß wir über Meere schiffen und über Berge klettern müssen, um wieder die Fremde zu suchen."

„Aber wie drückend ist dies Umhertreiben in dem begrenzten Kreise, für die unbegrenzte Sehnsucht! Und wenn wir über die ganze Erde dahingewandelt sind, so ist diese Sehnsucht nicht befriedigt, höchstens ermattet, und wir haben nichts weiter gesehen, als Sonne, Mond und Sterne, auf zwei- und vierbeinige Geschöpfe herabscheinend, was wir ganz

genau auch sehen, wenn wir in unserm heimatlichen Dörfchen bleiben."

„Und warum sind Sie nicht in dem Ihren geblieben?"

„O, ich! ich bin Künstler! ich muß in den ewig wechselnden Formen die Offenbarung der Schönheit suchen und finden lernen."

„Sehen Sie wol! weder Sie noch irgend Einer mag sich mit dem heimatlichen Dörfchen begnügen. Der Gelehrte sagt: ich muß meine Wissenschaft bereichern; der Staatsmann: ich muß mich erholen von dürren Geschäften; der Diplomat: ich muß fremde Höfe und Kabinette in der Nähe observiren; der Soldat: ich mögte gern wissen ob die Peschcrähs auch eine Idee von Fortification und Taktik haben; und jeder Mann: ich muß die Welt sehen. Die Frauen, die sich emancipiren so gut sie können, wollen auch die Welt sehen, nicht um Taktik, Kabinette, Bibliotheken und Museen zu studiren, sondern um sich zu amüsiren — und ein Grund ist so gut wie der andere."

„Und warum wollen Sie die ganze Welt sehen?"

„Die Griechen nannten den einen Unglückseligen, der den olympischen Jupiter nicht gesehen. Ich bin ungefähr ihrer Meinung, und mag nicht zu den Unseligen gehören, die nie das Schneegebirge im Abendroth und das Koliseum im Mondlicht erblickt haben, nie den St. Stephan, und Madonnen von Rafael und Bettelbuben von Murillo."

„Und nie Thorwaldsen und andere Unsterbliche der Mitwelt."

„Nun, Thorwaldsen gewiß ausgenommen, diesen liebenswürdigsten und wolwollendsten aller Menschen — im Allgemeinen sollte man nicht die persönliche Bekanntschaft solcher

Männer ſuchen, wenn man nicht zu ihrem Fach gehört und etwa von ihnen zu lernen wünſcht. An der Statue, an dem Gedicht, iſt Alles ſo harmoniſch, ſo edel, ſo kräftig, daß ſie uns durch und durch heben und erquicken; der Bildhauer und der Dichter hingegen können ſo viel Schroffheiten, Launen und Schwächen im Character, oder doch wenigſtens in der augenblicklichen Stimmung haben, daß wir uns nicht von ihnen angeſprochen, ja oft verletzt fühlen. Dann ſchreien wir, als ob uns groß Unrecht geſchähe! iſt aber Logik darin, zu folgern: weil jene Menſchen vortreflich in ihrem Atelier und an ihrem Schreibtiſch ſind, müſſen ſie auch liebenswürdig in unſern Salons ſein?"

„Die Freundſchaft eines ſolchen Menſchen iſt mehr werth, als alle Berge und Tempel und Bilder der Erde bewundert zu haben."

„Das will ich meinen! aber an ihnen vorüberſtreifen und drei Worte mit ihnen wechſeln, iſt nicht ihre Freundſchaft gewinnen! Ja, über das Glück ein Jünger Platos oder ein Schüler Rafaels geweſen zu ſein, geht doch nichts" ... —

„Als das Glück Plato und Rafael ſelbſt geweſen zu ſein."

„Kaum! bewundern iſt ſeliger, als bewundert werden. Sie aber als Künſtler dürfen nicht ſo denken. Ueberdas mag es wol himmliſche Befriedigung geben von einer Welt bewundert zu werden. Man muß das erfahren haben um darüber urtheilen zu können und jezt macht Niemand mehr, glaub' ich, dieſe angenehme Erfahrung. Die Welt iſt zu groß, zu getheilt, zu zerriſſen. Wo eine Größe auftaucht, wird ſie gleich gepackt, und gleichſam als Feldherr eines Armeecorps in den großen Krieg der Parteien geſchickt, folglich

von den Gegnern gehaßt, und mörderisch verfolgt. Da hatten wiederum die Alten es besser. Griechenland war ihre Welt. Der olympische Jupiter und die Orestea wurden von der Welt bewundert. Was kümmerte man sich um die Barbaren rechts und links."

„Für uns aber giebt es keine Barbaren mehr, und da ist es wol etwas drückend, in Europa eine Sommität, und in Afrika unbekannt zu sein! wie ungeheuer ehrgeizig Sie sind! ich würde mich vor der Hand mit der Bewunderung Europa's zufrieden stellen."

„Ich mit gar keiner! — Aber ich freue mich herzlich den Askanio wieder zu sehen und meine liebliche Ondine und die beiden herzigen Knaben. Was wollen Sie denn eigentlich in Wien, Polydor? kommen Sie mit mir nach Schloß Ohlau, und sehen Sie dort tüchtige, schöne und glückliche Menschen."

„Nein, es geht nicht! ich muß versuchen mir eine selbständige Existenz zu gründen. Und dann verwöhne ich mich auf der einen Seite bei Ihnen, indessen ich mich auf der andern doch etwas beschränkt durch Sie fühle. Sie sind zu eminent um nicht den Menschen, die viel mit Ihnen leben, eine Richtung zu geben, und ich bin noch zu jung und unerfahren, um zu wissen, ob diese Richtung auch die meinige ist."

„Keine Mutter kann die Erziehung ihres Sohnes vollenden und muß ihn ziehen lassen — wie sollt' ich Sie bei mir behalten können! Nur ängstigt es mich, daß Sie nach Wien gerade gehen, wo man nur vermittelst einer colossalen Reputation, oder einer eben so mächtigen Protection seinen Weg macht. Nur hätte ich Ihnen die Freude gegönnt, ein-

mal recht nahe an das Bild des Glücks heranzutreten. Mich hat es immer in tiefster Seele erquickt. Mein Vetter ist ein durch und durch tüchtiger Mensch, vom Scheitel zur Sohle nicht blos Edelmann, sondern von Adel, tadellos in jedem Verhältniß, glücklicher Gatte und Vater, mein Stolz und meine Freude."

„Sie lieben sehr den Grafen Ohlau."

„Wie meinen Vetter und Freund, d. h. wir sind uns gegenseitig von Herzen gut und zählen in Noth und Trübsal auf einander. Uebrigens aber bin ich ihm etwas zu genial, wie er es artiger Weise nennt; denn ich glaube es soll heißen excentrisch. Wir sind oft in kleine Fehden verwickelt, allein die stören uns nicht. Mir ist doch stets bei ihm zu Muth, als ob ich die Zweige einer Eiche über mir rauschen hörte, und er betrachtet mich mit verwunderten, freundlichen Augen, wie irgend ein buntes, stachlichtes Tropengewächs in seinem Garten. Und seine Frau! o dies holdselige Wesen würde Sie entzücken. Ich begreife nicht, wie irgend ein Mann sie erblicken und nicht von ihr hingerissen sein kann. Zum Glück lebt Askanio immer auf seinem Schloß; diese dunkeln, zauberhaften Augen würden viel Unheil in der Männerwelt stiften."

„Meinen Sie, daß man sich auf dem Lande nicht in eine schöne Frau verlieben könne?"

„O ja, aber man sieht sich nicht so viel; in der Stadt hingegen täglich, wenn man will. Uebrigens ist mein Vetter diesen Winter hindurch mit seiner ganzen Familie in der Residenz gewesen. Wie es ihnen gefallen hat, weiß ich nicht. Ondine hat mir nur einmal geschrieben, wir correspondiren nicht eifrig."

„Aber mir werden Sie oft und viel ſchreiben, nicht wahr?"

„Wie's kommt! vorher verſprechen kann ich nichts, weil ich nicht weiß ob ich's halten kann."

„Sie müſſen doch wiſſen was Sie thun werden?".

„Nein; denn ich weiß nicht was mir begegnen wird."

„Alſo wär' es möglich, daß Sie mich über einen andern Gegenſtand oder eine neue Idee total vergäßen?"

„Nein; aber in den Hintergrund können Sie allerdings geſtellt werden."

„Frau Gräfin, Sie ſind von einer deſolanten Aufrichtigkeit."

„Wenn Sie wahr ſein wollen, ſo fühlen Sie ganz daſſelbe."

„Möglich; aber ich ſag' es Ihnen nicht."

„Ich aber ſag' es Ihnen abſichtlich, damit Sie Sich nicht etwa jugendlich einbildeten, Sie wären mir lieber, als Sie es wirklich ſind."

„Gräfin, warum ſagen Sie mir ſo harte Dinge?"

„Weil Sie ein Mann ſind, mein armer, guter Polydor, folglich ein wenig eitel und ſelbſtvertrauend. In jedem Verhältniß zwiſchen Frauen und Männern halte ich es für das Beſte, wenn beide Theile ſo genau und klar wie möglich wiſſen, was ſie einander ſind. Sonſt kommen leicht Mißverhältniſſe und Mißſtimmungen, die ſehr weh thun können."

„Ich bewundere eine neue Vollkommenheit an Ihnen: die Verſtändigkeit."

„Ja, mein Lieber, für Andere bin ich die Verſtändigkeit und Vernunft ſelbſt" — ſagte die Gräfin lachend, und gab freundlich ihrem Gefährten die Hand. Er ſchüttelte ſie

zwar, doch mit einem kühlen Lächeln. Er hatte nie an die Möglichkeit eines Herzensverhältnisses zur Gräfin gedacht, er wußte, daß ihre Liebe einem andern Gegenstande geweiht war; allein daß irgend etwas Neues ihn in den Schatten rücken könne, oder eigentlich, daß sie es ihm unverholen erklärte — war ihm verletzend, für sein Gefühl: so meinte er — für seine Eitelkeit: so meinen wir.

Sie kamen in Landeck an, ermüdet, erfroren, verdüstert vom langen Nebel-Reisetag. Auch der Gasthof war unbehaglich, schmutzig, mit wüsten, großen Zimmern. Der Wind sauf'te und der Nebel löf'te sich in schwere Regentropfen auf, die klirrend an die Fensterscheiben schlugen. Die Gräfin nickte Polydor eine gute Nacht zu, ging in das ihr angewiesene Zimmer, wickelte sich fest in ihren großen Shawl, setzte sich auf den ersten besten dürren, lederbeschlagenen Stuhl, und lehnte den Kopf zurück an die weiße Kalkwand.

Es war ein seltsamer Kopf, gar nicht schön, doch sehr anziehend, der Schnitt einer Madonna und der Ausdruck einer Sibylle; fatiguirte Züge, die auf mehr als sieben und zwanzig Jahr schließen machten, und ein durchsichtiges, wechselndes Colorit, das den Hauch erster Jugend über sie zauberte; Augen, wechselnd im Ausdruck wie die eines Kindes, und verschieden im Glanz schillernd wie das Meer, wenn Wolken am Mittag darüber hinlaufen; aber zwischen den Augen, und im Aufschlag der langbewimperten Augenlider, ein Zug von unaussprechlicher Schwermuth. Lauter Kontraste und doch Harmonie, wie in den großen Bildern, welche die Natur vor uns aufrollt. Das war der Kopf von Ilda Schönholm; das war die analoge Form, welche ihre Seele nicht verhüllte, sondern leicht umfloß.

Ein alter Kammerdiener, der seit zehn Jahren daran gewöhnt war auf allerlei Weise für sie zu sorgen, war geräuschlos ab und zu gegangen, hatte eine Decke auf den Tisch gebreitet, Wachslicht angezündet, das Theegeschirr nicht blos hingestellt, sondern auch den Thee eingeschüttet und das Wasser darauf gegossen. Nun legte er ein Polster auf einen der unbequemen Stühle, rückte ihn an den Tisch, legte einen zierlich gestickten Fußsack unter denselben und ein großes Portefeuille von Maroquin mit Stahlbeschlag rechts, eine silberne Handschelle links vom Sitz auf ihn, überzeugte sich mit einem Blick, daß Alles zweckmäßig geordnet sei, und fragte mit einer Verbeugung:

„Gnädige Gräfin haben weiter nichts zu befehlen?"

„Ich danke," sagte sie mit maschinenmäßiger Gewohnheit.

„Gnädige Gräfin befehlen morgen keine Pferde?"

„Ja wol! um acht Uhr früh nach Inspruck. Und dann erkundigen Sie Sich doch, was für Reisende die letzte Nacht hier zugebracht haben, und bringen Sie mir sogleich die Antwort."

Sie setzte sich an den Theetisch. Albrecht ging und brachte nach wenigstens zehn Minuten erst Antwort:

„Bitte unterthänigst um Verzeihung; aber es hält schwer sich mit diesen Leuten zu verständigen, denn sie sprechen kein gutes Deutsch und gar nicht französisch; daher hat es so lange gewährt."

„Nun, wer war hier?"

„Eine vornehme Herrschaft mit zwei Kindern."

„Wie hieß sie? wohin reis'te sie?" rief lebhaft die Gräfin.

„Den Namen wußte die Wirthin nicht; aber die Reise ging aus Italien an den Bodensee."

„Ah so! sagte sie erleichtert; und weiter?"

„Vier junge Studenten aus Baiern; und ganz spät ist noch gekommen eine Dame in tiefer Trauer mit mehren Domestiken in tiefer Trauer" ... —

„Es ist gut. Ich danke Ihnen."

„Wünsche unterthänigst wol zu ruhen."

Albrecht ging leisen Trittes. Die Gräfin legte den Kopf in ihre aufgestützte Hand, und sah still in die ruhige Flamme des Lichts. Nichts regte sich, es herrschte eine Todtenstille im Zimmer.

„Aber es ist unheimlich hier, sagte sie plötzlich laut, wie es mitunter ihre Gewohnheit war — ich will an Askanio schreiben."

Da fuhr plötzlich ein heftiger Windstoß an das Fenster, riß einen schlecht verwahrten Flügel auf, pfiff schneidend durch das Zimmer und löschte eins der Lichter aus.

Ilda stand ruhig auf, schloß das Fenster, zündete die Kerze wieder an und schrieb an Graf Ohlau:

„Lieber Askan!

„Im Junius hab' ich vom Comersee Ondinen geschrieben, „mich für die ersten Septembertage bei Euch angemeldet „und keine Antwort erhalten. Daraus schloß ich, daß ich „Euch willkommen sein würde; denn wenn ich es nicht „wäre, müßtet Ihr es mir freilich sagen. Jezt sage ich „Dir genau den Tag meiner Ankunft, damit Ihr Alle „hübsch zu Hause seid, und ich auf einmal Eure lieben „Gesichter sehe. Es wird der vierte September sein; denn

„da ich Inſpruck, München, und alle bedeutende Städte „kenne, die ich auf meiner Heimreiſe berühre, ſo werd' ich „mich nirgends lange aufhalten, z. B. in München nur: „um die Pinakothek kennen zu lernen und mit meinem ge„liebten Adonis von Thorwaldſen ein Liebeswörtchen zu „plaudern; in Nürnberg: um Lebkuchen für Deine Kinder „zu kaufen und um mich zu erquicken an dieſer in Stein „ausgehauenen Blüte der deutſchen Städtezeit. Das iſt „das Angenehme beim vielen Reiſen: man ſieht nicht, was „der Guide und der Lohnlakey uns empfehlen, ſondern „das, was uns anſpricht."

„Ich habe viel Euch zu erzählen und zu zeigen, und „ich hoffe auch viel zu hören. Sollte Ondine mir zür„nen, daß ich ihren Brief vom November erſt im Junius „beantwortet habe? Nun, das wird ſich Alles bald aus„gleichen. Bis dahin küſſe ich ſie und die Knaben, und „drücke Deine gute, feſte Hand. Wenn ich Euch nicht „hätte, wie viel ginge mir verloren! — Ade, lieber Menſch! „Ich ſchreibe Dir vom Unwetter umtobt, im wüſten Zim„mer eines unſaubern Tyroler Gaſthofes, nachdem ich „heute ſchon dem Himmel ſehr viel näher geweſen bin, als „Du, nämlich 8000 Fuß über dem mittelländiſchen Meer „auf dem Wormſer Joch, dieſem koloſſalſten aller Alpen„päſſe. Deutſchland hat mich ſogleich mit dem unfreund„lichſten ſeiner Abgeſandten, dem Nordwind, empfangen, „der eben, wie der Arm eines böſen Geiſtes, mein Fen„ſter aufriß. Ich finde, Deutſchland könnte graziöſer ſein „für eine ſeiner „berühmten Frauen", um ſo mehr, da „ich es im Lauf des Winters mit einem ſehr intereſſanten „Album erfreuen werde."

„Aber kann ich denn nie aufhören mit Dir zu plau-
„dern? ich nehme den Brief bis Inſpruck mit, dann macht
„er ſeinen Weg allein, wie meine opera omnia, und ich
„komme bald ihm nach.

Ilda."

Zweites Kapitel.

Der ſchönſte Sommermorgen weckte die Reiſenden. Nicht mehr dicke graue Wolken, ſondern leichte ſilberne Nebel hingen um die Berge, welche Landeck und das Innthal einfaſſen. Sie flatterten in der Morgenluft hin und her, kokett wie ein Schleier um ein ſchönes Antlitz, und zertheilten ſich endlich ganz, als die Sonne hoch genug geſtiegen war, um ſie mit ihren ſtralenden Geſchoſſen in die Hölen der Nacht zurückzuſcheuchen.

Polydor hatte ſeine Empfindlichkeit verſchlafen und die Gräfin jene trübe Stimmung, welche unfreundliches Wetter ſtets in ihr erzeugte. Sie ließ den Wagen zurückſchlagen und fuhr fröhlich in der grünen Landſchaft dahin.

O, es iſt ſehr lieblich am ſchönen Sommermorgen durch eine anmuthige Gegend raſch zu fliegen wie ein Vogel, der auch nichts von der Welt will, als über ihr ſchweben. Das Fahren iſt wirklich die höchſte Annehmlichkeit des Reiſens. Das Gaſthofleben iſt unruhig; das Durchſtreichen der Städte iſt ermüdend; das Bewundern der Kunſtſchätze und Merkwürdigkeiten iſt eine Sache, von der man ſich gern durch

einen Tag Holzsägen oder Wassertragen loskaufen würde. Aber sich unbeweglich in den Wagen zurückzulehnen, indessen er leicht und bequem auf einer guten Chaussee rollt; vor den Augen bunte Bilder zu haben, die wechselnd, wie Träume, nie lang genug hängen bleiben um uns zu langweilen; durch den Sinn Gedanken fliegen zu lassen, die sich bald an jene Bilder knüpfen, bald durch die wunderlichsten Ideenverbindungen erzeugt werden; von keiner irdischen Bedürftigkeit gebunden zu sein, weil man weiß daß man überall einen gedeckten Tisch findet, und — sollte man einmal kein Bett finden — recht gern à la belle étoile, vom Wagen wie von einer Wiege geschaukelt, schläft; immer das Rollen der Räder zu hören, das, gleich dem Rauschen eines Bachs, und dem Klappern einer Mühle, und dem Plätschern des Ruderschlags, durch seine Einförmigkeit ein beruhigendes Accompagnement für die in's Unendliche schweifenden Gedanken wird; das ist eine Wonne, an die, wie der Liebende an die Liebe, nur der ächte Reisende glaubt. Und außer ächten Liebenden ist gewiß nichts seltener auf der Welt zu finden, als ächte Reisende. Denn wer da reis't aus Neugier, oder aus Langerweile, oder der Gesundheit und Mode wegen, oder um Bücher darüber zu schreiben — der gehört nicht zu ihnen und weiß nichts von jenem seligen Quietismus.

Ehe man Inspruck erreicht, fährt man an der Martinswand vorüber. Ilda wies hinauf und sagte:

„Sehen Sie, da oben hat gewiß der gute Kaiser Max, den die Historiker so verachten und den die Dichter so lieben, betend gestanden und seine Seele dem Herrn empfohlen. Und drüben, jenseit des Inn, versammelte sich das geängstigte, theilnehmende Volk, schrie und zeigte empor, und wußte tau-

ſend unausführbare Rathſchläge zu geben. Und als der Kaiſer an jeder Hülfe verzagt und auf den Tod gefaßt war, und als der Prieſter unter ihm die Monſtranz hoch empor hielt, und alle Glocken dazu läuteten, und alles Volk ſich auf's Angeſicht warf, und er ſelbſt ſein Knie vor dem Allerheiligſten beugte — da kam der Engel und rettete ihn auf unbekannten Wegen vom gräßlichen Hungertode. Lieber Polydor, das iſt doch eine wunderhübſche Geſchichte!"

„Ich bekenne Ihnen, daß ich ſie eben ſo hübſch finde, wenn der Hirt, Jäger, Bergmann, oder wer ſonſt der fremde Retter geweſen, darin figurirt ſtatt des Engels. Ja, ſie gewinnt durch die menſchliche Einwirkung des Unbekannten, durch den Gedanken an die Gefahren, denen er ſich dabei ausgeſetzt haben mag, durch ſein ſpurloſes Verſchwinden, welches jeden Dank ablehnt, vielleicht ein höheres Intereſſe."

„Gewiß! aber mich freut am meiſten, daß man damals in dem Retter ſogleich den Engel erkannte, den Boten einer höhern Macht, deren Reich beginnt, wo der Menſchenwitz das ſeine verliert. Ein Engel war jener Hirt oder Jägersmann für Kaiſer Max und ſein treues Volk, und in dem Bilde iſt die ſterbliche Erſcheinung ganz untergegangen. Dieſer Boden iſt überhaupt intereſſant für die Habsburger. Jenſeit Inſpruck liegt Schloß Ambras auf einer Höhe, jezt eine Kaſerne, einſt der Ort, wo der Erzherzog Ferdinand in langer glücklicher Ehe mit der ſchönen Philippine Welſer, der Kaufmannstochter aus Augsburg, lebte. Sie war ſo weiß, daß man, wenn ſie trank, den rothen Wein in ihren Hals herabgleiten ſah."

„Solche ätheriſche Geſtalten findet man nur diesſeit der Alpen; aber der Maler kann ſich mehr an ihnen freuen, als

der Bildhauer. Dieſe Zartheit läßt keine prächtige Entwickelung der Formen zu.“

„Das ſieht man recht an den altdeutſchen Gemälden, ehe die Meiſter in Berührung mit italieniſcher Kunſt gekommen waren. Die Formen ſind von ängſtlicher Dürftigkeit. Aber wiſſen Sie, ich kann mir noch gar nicht vorſtellen, daß Sie übermorgen nach Oſten fahren wollen, während ich nach Norden fahre. München würde ſo merkwürdig für Sie ſein, und ich würde ſo gern ſehen, welchen Eindruck die reichſte Kunſtſtadt Deutſchlands auf Sie macht! Ob gar überhaupt einen auf Ihr verwöhntes Auge!“

„München muß mir bleiben als Troſt, als Hofnung und Erquickung, wenn es in Wien mir nicht nach Wunſch geht. Und die Trennung von Ihnen iſt mir ja doch gewiß.“

Sie fuhren mit dem Abendläuten in Inſpruck ein, das wunderlieblich zwiſchen Maisfeldern und einige tauſend Fuß hohen Bergen liegt.

Sie verplauderten den Abend, ſprachen Manches von der Vergangenheit und viel von der Zukunft, formten unzählige Plane zu künftigen Reiſen und Arbeiten, ordneten und ſonderten allerlei Papiere, Bücher und Geräthſchaften, die bei längerem Zuſammenſein und auf der Reiſe unter einander gemengt waren; und als das Alles abgethan war, kniete Polydor vor der Gräfin nieder und ſagte:

„Nun ſegnen Sie mich, denn ich fahre gleich fort, die Poſt geht.“

Sie ſah ihn wehmüthig lächelnd an, legte die Hand auf ſeine Stirn, und ſagte:

„Gott behüte Sie, und wende, wenn auch nicht den Schmerz, doch Unglück und Schuld gnädig von Ihrem Haupt.

Ich bleibe unter allen Umständen Ihre Freundin, die immer ein Asyl für Sie haben wird."

Er küßte demüthig ihre Hand, stand auf und sprach mit feuchten, verklärten Augen:

„Sie sind wie eine Gottheit in mein dunkles Dasein getreten. Seit ich Sie kenne, ist mir das Leben eine Lust, seit ich mit Ihnen zusammen gewesen bin, eine Wonne gewesen. Das ist das Himmlischste was ein Mensch dem Andern geben kann, und das haben Sie mir gegeben. Wenn die Welt Sie verwundet, wenn die Freunde Sie kränken, wenn das Liebste Sie betrübt — so denken Sie an Ihren armen Polydor, der Sie segnet, und das wird Ihnen ein Balsamtropfen sein."

Er drückte nochmals ihre Hand an seine Lippen, seine Stirn, und verschwand.

Ilda war nun allein, und fühlte sich sehr einsam. Sie hatte Polydor lieb wie ihren Schützling, ihr Pflegekind, und die Künstlerseelen Beider hätten sich zusammen gefunden auch ohne jene Beziehungen.

Polydor war der Sohn armer Landleute bei Botzen. Von frühester Jugend an mußte er viel arbeiten, in den Weinbergen, auf den Feldern, im Hause, und dann, statt auszuruhen, eine Schaar jüngerer Geschwister warten. Aber er that Alles willig, wenn er nur an Sonn- und Festtagen aus Lehm allerlei Thiere kneten durfte, oder Soldaten mit Gewehr, und hübsche Mädchen mit Blumenstrauß und Gebetbuch, in weißer Kreide an braune Thüren und Schränke und Wände zeichnen durfte.

Nicht blos seine Geschwister und Spielkameraden, sondern auch die Nachbarn bewunderten seine Kunstfertigkeit.

Eines Tages hatte seine Schwester Walpurge von ihrer Frau Pathe allerlei Herrlichkeiten und darunter auch einen Bogen buntfarbenen Papiers bekommen. Das Band wurde an den Hut gesteckt, die Nadeln sollten beim Nähen gebraucht werden, und ging eine verloren oder zerbrach sie, so durfte keine neue von der Mutter erbeten werden, die nie eine gab, ohne über die Flüchtigkeit der Walpurge zu schmälen. Aber was konnte man mit dem schönen, glänzenden, himmelblauen Papier machen?

„Das will ich Dir zeigen" — sagte Polydor, nahm ein sauber zugespitztes Stück weißer Kreide, und zeichnete darauf die Walpurge wie sie die Hühner füttert. Die Aehnlichkeit war sprechend, die Stellung leicht und natürlich. Walpurge lief triumphirend bei ihren kleinen Freundinnen umher, und ließ ihr Bild bewundern, was ihr ungefähr so vorkam, als ob sie selbst bewundert werde.

Polydor ward ein zweiter van Dyk; alle kleine Mädchen wollten von ihm konterfeit sein, und verschafften sich dazu, oft mit größter Mühe, die unerläßlichen Bogen bunten Papiers. Sein Künstlerlohn war ihr Dank und seine Zufriedenheit, wenn Alles schrie:

„Das ist die Theresel mit ihrer schwarzen Gais!" — oder: „Das ist Nannerl wie sie zur Messe geht!"

Die Feld- und Hausarbeit ging inzwischen immer ihren tüchtigen, raschen Gang, und wenn Polydor auch Zeit fand seine künstlerischen Uebungen zu machen, so hatte er doch gar keine um irgend etwas Anderes zu lernen. Bei sechszehn Jahren war ihm nur eine Wissenschaft bekannt, die Grundwurzel aller übrigen: er konnte nothdürftig lesen.

Eines Feierabends saß er vor der Thür und schnitzte

mit einem scharfen Messer aus Lindenholz einen saubern Löffel, bei dem er sich viel Mühe gab ihn mit Laubgewinden zu verzieren. Er sollte die Mutter zum Namenstag erfreuen. Da kam des Nachbars Tochter gegangen, schön Trautel, die Braut des reichen Joseph. Sie trug ein Gefäß mit Wasser auf dem Kopf und hielt es mit dem rechten Arm. Ihre volle, hohe Gestalt entwickelte sich prächtig in dieser Stellung. Die Anstrengung ermüdete sie nicht, sondern färbte nur ihre Wangen mit glänzendem Roth. Als Polydor sie kommen sah, ließ er die Hände sinken und starrte sie an. Auf einmal blieb schön Trautel vor ihm stehen. Ob sie glaubte, daß er ihr etwas zu sagen habe, ob sie geschmeichelt durch seine unverholene Bewunderung ihm Gelegenheit geben wollte sie noch mehr zu bewundern — kurz, sie blieb stehen, wünschte ihm freundlich guten Abend und fragte, als er unbeweglich sitzen blieb:

„Aber was gaffst mich denn so an?"

Nun kam auf einmal Leben in die versteinerte Gestalt, er sprang auf, schlug die Hände verwundert zusammen und rief:

„Heilige Mutter Gottes, was ist die Trautel schön!" — dann wurde er blutroth. Trautel aber sprach lächelnd und ruhig:

„Willst Du mich morgen nach der Messe auf ein goldiges Papier malen für meinen Schatz?"

„Ich will wol" — sagte Polydor, und schön Trautel ging.

Dies war die erste schlaflose Nacht seines Lebens. Hauptsächlich beschäftigte ihn der Gedanke wie er die Trautel malen solle — ob so wie er sie gestern gesehen, oder auf ihre

Lieblingskuh, die große Braune gestützt, oder andächtig mit Rosenkranz und Blumenstrauß, oder gar als Engel mit einem Lilienzweig, wie er ein Bild in der Kirche gesehen. Die Vorstellung würde ihm am Besten gefallen haben, wenn Trautel nicht dazu ihre Augen hätte niederschlagen müssen — und ihre Augen waren so schön! Ach, er hätte gern hundert verschiedene Bilder von ihr gemacht.

Endlich, endlich kam die Stunde nach der Messe und er ging hin. Trautel eilte ihm entgegen und bedingte sich aus mit der großen Braunen zusammengestellt zu werden. Ihr Wunsch machte seinen Schwankungen ein Ende. Die Sitzung begann. So aufmerksam war er nie gewesen; so viel Mühe hatte er sich nie gegeben; so fest und lange hatte er nie ein Mädchen angesehen — daher war ihm auch noch nie ein Bild so gelungen.

„Nun ist's fertig!" rief er und warf die Kreide fort. Trautel sprang herzu, sah es an, brach in ein freudiges: „Ah!" aus, hüpfte umher und klatschte in die Hände, einmal über's andre rufend: „Wie wird der Sepperl sich freuen."

Endlich als ihr Jubel sich gemäßigt hatte, sprach sie:

„Nun schönen Dank und gieb her." Sie streckte die Hand aus. Aber Polydor hielt das Blatt fest, ihre Hand dazu, und sagte keck: „Du mußt mir einen Kuß geben, sonst behalt' ich's."

„Da hast Du den Kuß," sagte Trautel, und drückte ihre frischen Lippen auf seinen Mund, „nun gieb."

Alles Blut war ihm ins Gesicht gestiegen und sein Herz schlug heftig. Schön Trautel hatte das Bild, Polydor den Kuß.

Bald verbreitete es ſich unter den jungen Mädchen, daß Polydor ſich für jedes Bild einen Kuß geben laſſe, und die Anfoderungen an ſeine Kunſt wurden nicht dadurch vermindert. Die Bilder waren ſo hübſch und Polydor war auch ſo hübſch.

Indeſſen bat er ſich nur von ſchönen Mädchen ſeinen Lohn aus. Häßliche zeichnete er umſonſt, und weiß der Himmel wie es zuging! ſie waren nie mit dem Bilde zufrieden.

Der Vater fand, Polydor ſei alt genug ſich ſein Brod ſelbſt zu verdienen, und er verdingte ſich als Knecht bei einem Gaſtwirth einige Stunden ſüdwärts von Botzen auf der Straße von Trident. Alle Fuhrleute, die aus Italien kamen, auch geringe Handelsleute kehrten dort ein, und Polydor hörte ihren Erzählungen von Italien mit großen Augen und offenem Munde zu. Sein Talent fand auch hier Beifall. Wie oft ſagten ihm die Italiener, er müſſe in ihr Vaterland gehen und ſehen, was man dort für Bilder in Farben male und in Stein haue! Dann ſeufzte Polydor; und es war nicht der Wunſch allein dieſe geprieſenen Herrlichkeiten in Augenſchein zu nehmen, was ihm dieſen Seufzer auspreßte.

Der Gaſtwirth hatte ein einziges Kind, Apollonia, deren Lieblichkeit nicht wie Trautel ſeine Augen — ſondern ſein ganzes Herz erfreute. Daher hatte er auch noch nie ſie ſo ſtarr, wie einſt jene angeſchaut. Aber er wußte darum doch genau, wie ſie ausſah, wie ſie die Augen ſo lieblich aufſchlug, wie ſie erröthete, wenn ein Fremder — und freundlich lächelte, wenn ein Bekannter ſie anſprach. Er hatte nie ſie angeſprochen. Was hätte er ihr auch ſagen ſollen? allein

gezeichnet hatte er ſie wie oft ſchon! aber ganz heimlich und es keinem gezeigt. Ein italieniſcher Tabuletkrämer hatte ihm ſchwarze Kreide und einige Bleiſtifte geſchenkt. Dieſe Schätze wurden für Apollonias Bild verwendet. Höchſtens brauchte er ſie, wenn er eine Zeichnung machen mußte, für die er gewiß war etwas Geld zu verdienen. Zu einer ſolchen Höhe war ſein Ruf ſchon geſtiegen, und er ſann wol darauf etwas Geld zu ſammeln, denn im Hintergrund ſeiner Seele lag, wie hinter fernem Gebirg, Apollonia, oder Italien — vielleicht Beides.

Apollonia war nicht Braut und hieß nicht „die Schöne" wie Trautel hieß; daher war ſie ſchüchtern und zaghaft dem Polydor gegenüber, der ſie mit ſeinen feurigen ſchwarzen Augen immer nur verſtohlen anſah, — denn das hatte ſie trotz ihrer Schüchternheit doch bemerkt. Mit einiger Ueberwindung alſo trug ſie ihm eines Tages ihre Bitte vor: er möge doch ihre Schutzheilige für ſie malen; ſie wolle dann das Bild über ihrem Bett aufhängen und Morgens und Abends zu ihr beten. Er verſprach es freudig.

Nach einiger Zeit war Apollonia eines Abends im Weinberg, als Polydor hinaufſtieg und ihr ein blaues Papier reichte. Sie nahm es, und erkannte die heilige Apollonia, in ſchwarzer und weißer Kreide lebendig von dem blauen Hintergrund hervorgehoben, aber — mit ihren eigenen Zügen. Sie ſchwieg vor Freude und Verlegenheit, und wendete beſchämt ihren Kopf von ihm ab. Ihr weiches Profil zeichnete ſich lieblich auf dem goldnen Abendhimmel, und der Wind wehte ihr Haar über die Stirn, daß ſie wie verſchleiert war. Da bog ſich Polydor raſch zu ihr und küßte ganz flüchtig ihre Wange, und in demſelben Augenblick packte ein

mächtiger Arm den seinen, und schleuderte ihn fort, daß er die Weinbergstiege hinabtaumelte. Apollonias Rosenwange aber, so eben erst scheu von den Lippen der Liebe berührt, empfand die Schwere der zürnenden, väterlichen Hand, und in Polydors Ohr tönte der Schrei, den Schmerz oder Schreck dem armen Kinde abpreßte.

Sein Entschluß war gefaßt. Der Gedanke wieder derjenigen vor Augen zu treten, die unschuldiger Weise seinetwegen mißhandelt worden war, vertrieb ihn aus ihrer Nähe. In der Dämmerfrühe des nächsten Morgens wanderte er mit einem Bündelchen auf dem Rücken Italien zu. Da er gehört hatte, daß man einen Paß haben müsse, um nicht als Landstreicher verdächtig und eingesteckt zu werden, so ließ er sich in Trident einen Paß geben, für den er einige Gulden mehr zahlte, als nöthig war — um lästigen Fragen zu entgehen — und fühlte sich zum ersten Mal in seinem Leben vollkommen frei und sein eigener Herr. Der Geldbeutel war leer, aber die Brust voll Hofnung und Muth. Bei achtzehn Jahren ist das genug. Zehn Jahre später ist der gefüllte Beutel nothwendig um Hofnung und Muth frisch zu erhalten, und abermals zehn Jahre später hat man, trotz aller Geldsäcke der Welt, keinen Jugendmuth und keine Jugendhofnungen mehr.

Polydor wollte nach Rom. Wie weit das war, auf welchen Wegen man dahin gelange — das wußt' er nicht. Immer nach Süden! hatte sein Freund der Tabuletkrämer, ein geborner Römer gesagt, und ihm von der Riesenstatue des Kaiser Marcus Aurel und den Rossebändigern auf Monte Cavallo erzählt, als Polydor ihm ein liegendes und ein galoppirendes Pferd, beide in Thon geknetet, vorzeigte.

So ging er denn immer nach Süden. Manches Nachtlager, manches Mittagseſſen bezahlte er mit einem Porträt von Menſch oder Thier. Ja, hatte er des Hausvaters ſchöne, junge Frau, oder die hübſchen Kinder der Hausfrau, oder irgend eine garſtige Xantippe von Wirthin recht ſauber gezeichnet, ſo gab man ihm noch einen Zehrpfennig oder ein Frühſtück mit auf die Reiſe. In Schenken und auf Jahrmärkten war er gern. Wenn da die Bauern und Bürger Abends beim Wein zuſammen ſaßen, ſo trat er auf mit ſeiner Kunſt, ward immer gelobt und oft bezahlt. Hatte er dann wieder eine kleine Summe beiſammen, die ihn vor Mangel ſchützte — und dazu brauchte er ſehr wenig — ſo arbeitete er nur, was ihm eben einfiel.

In und vor ſchönen Kirchen konnt' er tagelang ſitzen, und Alles ſo ſauber und genau er's nur vermogte nachzeichnen, oder noch lieber nachkneten. Dann kaufte er ſich Thon beim Töpfer, und formte mit geſchickter Hand Altäre, Säulenreihen, gar Bildſäulen, oder Einzelheiten der Ausſchmükkung, die ihm wol gefielen.

Zu Verona ſaß er einſt dem wunderlichen Grabmal der della Scala gegenüber und verſuchte es nachzuzeichnen. Es wollte ihm nicht gelingen, er warf unwillig den Hut vom Kopf, ſein Auge flammte, ſeine Wangen brannten, er ſah ſehr ſchön aus. Da kamen Fremde mit ihrem Cicerone. Er bemerkte ſie nicht, aber eine junge Dame aus der Geſellſchaft bemerkte ihn, und ſtatt das Grabmal anzuſehen, ſchaute ſie ſeinem emſigen Treiben zu. Endlich redete ſie ihn deutſch an — denn ſein Tyroler-Hut lag neben ihm — richtete mehre Fragen an ihn, ermunterte ihn zum Fleiß, lobte ſeine Arbeit, beſtärkte ihn darin nach Rom zu gehen. Ach,

hätte sie doch daran gedacht ihm die Mittel dazu zu erleichtern! Aber daran denken die Vornehmen nicht! Doch war Ilda Schönholm diese junge Frau. Endlich nannte sie ihm ihren Namen, fügte hinzu, er möge sie in Rom besuchen und ging mit ihrer Gesellschaft fort.

Eine Stunde später war Polydor zufrieden mit seiner Zeichnung und hatte darüber gänzlich die deutsche Gräfin und ihren Namen vergessen.

Er zog weiter, nach Bologna, nach Florenz. Je mehr er sah, desto heißer wurde sein Durst etwas zu können, zu wissen, zu lernen, desto mehr widerte es ihn an die langweiligen Bilder zu zeichnen, mit denen er sich sein kümmerliches Brod erwarb. Oft hungerte er lieber. Oft, wenn er ein Geldstückchen hatte, kaufte er lieber Thon, als Brod. Sein Anzug war so schmutzig und zerrissen, so ganz bettelhaft, daß er nicht in die Gallericen und Museen durfte, von deren Schätzen er doch reden gehört hatte auf seiner Künstler-Pilgerfahrt. Aber er lag in der Loggia de' Lanzi, und vor den Thüren des Battisterio, und im Dom und in Santa Croce, überall wo Bettler auch sein dürfen — und unter seinen Lumpen zitterte und bebte er vor Entzücken, daß so Schönes auf der Welt sei.

Seine Sehnsucht nach Rom stieg immer höher. Sein einziger Gedanke war: welche Herrlichkeiten werd' ich dort finden. Nie fiel ihm ein: wie wird es mir dort gehen; und fuhr ihm das ja einmal durch den Sinn, so dachte er an die deutsche Gräfin, deren Namen er vergessen hatte — und das beruhigte ihn.

Seine Wanderung durch die Romagna war entsetzlich. Er kämpfte mit Hunger, Hitze und Ermüdung. Das Por-

trätiren war ihm theils zuwider, theils fand er nicht hier die frühere Theilnahme. Die Leute waren weniger gaſtfrei — denn er ging jezt auf der großen Landſtraße, um den nächſten Weg nicht zu verfehlen — er ſelbſt, krankhaft reizbar und matt, war nicht ſo freundlich und traulich wie ſonſt, gefiel nicht mehr den Frauen, dieſer mitleidigen Halbſcheid des Menſchengeſchlechts. Die Anſtrengung zehrte ihm das Mark aus den Knochen, die Sonne das Blut aus den Adern. Die verſengende Atmoſphäre färbte ihn braun. Seine Züge wurden welk und ſchlaff, ſein Gang ſchleppend. Aber er ging und ging.

Einſt hob er ſein trübes Auge, und ließ es gedankenlos in der Ferne umherſchweifen. Ein runder Berg am Horizont feſſelte es. Oder war es kein Berg? zu abgezirkelt, zu regelmäßig war die Maſſe. Er ſtrengte ſeine Sehkraft an — Gott! es war die Kuppel von St. Peter! ſo hatte man ſie ihm beſchrieben. „Rom! Rom!“ rief er und breitete ſeine Arme aus und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. Nun fühlte er keine Erſchöpfung. Er ſah das erſehnte Ziel. Ach, Meilen lagen noch dazwiſchen, aber er wußte, er fühlte, daß er es nun erreichen werde.

Ein alter Hirt gab ihm barmherzig einen Trunk Ziegenmilch. Das war ſein einziges Nahrungsmittel für den Tag. Wenn er eine halbe Stunde gegangen war, mußte er ſich niederſetzen und ausruhen, und immer ſchwerer wurde ihm das Aufſtehen. Ein Reiſewagen kam ihm entgegen. Ein verdrießlich ausſehender junger Mann ſaß darin, und beachtete nicht die Jammergeſtalt am Wege. Ein andrer Wagen mit zwei hübſchen blonden Frauen fuhr an ihm vorüber; ſie wendeten unwillig die Köpfe von dem ſchmutzigen,

halbnackten Menschen ab. Allein der Wagen fuhr nach Rom, und Polydor versuchte sich hinten auf die Koffer zu schwingen. Es gelang. Er saß fünf Minuten oben und dankte seinem Glück. Da entdeckte das wachsame Auge des Bedienten am Schatten, den der Wagen warf, den verdächtig aussehenden Mitreisenden, und er rief dem Postillon zu, mit seiner langen Peitsche einmal herumzuschlagen. Polydor stieg eilig von seinem Sitz. Ein Landmann auf einem zweirädrigen Karren, in dem nur Ackergeräth und etwas Kraut lag, fuhr langsam hinterher, sah wie mühsam Polydor sich fortschleppte, und hieß ihn sich auf den Karren setzen. Er fuhr ihn bis eine Viertelstunde vor der porta del popolo, dann führte ihn sein Weg in die Campagna hinein, und Polydor, etwas ausgeruht, verließ dankbar den Karren, und betrat darauf nun endlich wirklich — Rom.

Da war er! aber in welchem Zustand von Elend! Schuh und Strümpfe hatte er schon lange nicht mehr gehabt. Ueberflüßigkeiten des Anzugs, wie ein seidenes Halstuch, ein Paar bunte Tragbänder, waren verwendet um Nachtquartier und Zehrung zu bezahlen. In den letzten Tagen hatte er auch seine verblichene Jacke dafür hingegeben. So bestand denn sein Anzug aus zerrissenen Hosen, und den Fragmenten eines Hemdes und eines Hutes, die beide von ungefähr derselben Farbe waren. Dabei war er so hungrig wie man ist, wenn man in vielen Tagen keine ordentliche Mahlzeit, und in zweimal vierundzwanzig Stunden gar keine gehalten hat.

Er fing an in Rom umher zu irren; allein er sah mehr nach Bäckerladen, als nach Bau- und Bildwerken. Schaaren von Bettlern erblickte er überall, aber Niemand, der ihnen eine Gabe reichte. Hätte er das gesehen, so würde er

wol auch gebettelt haben. Nun war es ja umsonst! — Seine Füße waren schwer wie Blei, krampfhaft zuckte es ihm durch die Glieder; in seinem Kopfe hammerte es, vor seinen Ohren sauf'te es. Er taumelte fort. Da war es ihm als stellten sich alle Paläste in einen Kreis um ihn, fingen an zu wanken, brachen ein — — er verlor die Besinnung, und lag ohnmächtig im Koliseum.

Der Mond ging auf, glanzvoll wie er nur am südlichern Himmel stralt. Gelassen, wie das Aug' eines seligen Geistes, der die Ewigkeit vor sich hat, blickte er nieder auf die Spuren einer Vergangenheit voll unsäglicher Größe, und einer Gegenwart voll unsäglichen Elends.

Da sauf'te es wieder vor Polydors Ohren, denn er erwachte allmälig aus seiner Ohnmacht, und durch das Gebraus ertönten ihm Menschenstimmen: italienische Bettlerstimmen, deutsche Männerstimmen, endlich eine Frauenstimme. Die sagte: „Ich kann durch diesen Frieden in der Natur kein Menschenweh klagen hören! einer der Herren leiht mir gewiß seinen Geldbeutel."

„Sehr gern, war die Antwort, aber das Bettlervolk wird Sie unverschämt verfolgen, wenn es weiß, daß Sie geben."

„Thut nichts!" sagte die Frau ein wenig ungeduldig, und die Dankgebete der Beschenkten sagten, wie freigebig sie gewesen.

Da nahm Polydor alle seine Kraft zusammen, streckte die Hand aus und sprach: „Ich hab' in zwei Tagen nicht gegessen."

„Himmel! rief die junge Frau, das ist der Tyroler von Verona!"

Sie erkannten ſich. Polydor war gerettet, er bekam ein Stück Brod, das ſie von einem der andern Bettler theuer erkaufte. Ihr Bediente mußte bei ihm bleiben, ihn in ein Wirthshaus führen, die Nacht ihn bewachen, daß er nicht durch unmäßiges Eſſen ſich ſchade, für anſtändige Kleidung ſorgen, für ein Bad, für einen Arzt — wenn es nöthig ſei — ſie bedachte Alles. Am nächſten Morgen ſollte Polydor zu ihr kommen.

„Nun! den Menſchen hat ſein guter Stern hiehergeführt, ſagte im höchſten Erſtaunen einer von Ilda's Begleitern; Sie würdigen dieſen Bettler einer Aufmerkſamkeit, deren ſich Wenige rühmen dürfen."

„Soll ich einen Menſchen vor meinen Augen Hungers ſterben laſſen?" fragte Ilda unwillig.

„Und einen ſo ſchönen Menſchen!" ſagte der andere Herr.

„Richtig, lieber Baron! er hat es ſeinem ſchönen, ehrlichen Geſicht zu danken, daß ich ihn in Verona bemerkte. Solche treuherzige Augen müſſen jeden erfreuen."

„Haben Sie denn ſo gar tief hineingeſchaut?"

„Tief genug um zu wiſſen, daß ich ihm helfen kann."

„Ich bewundre nur das außerordentliche Talent der Damen, die Schönheit in Lumpen zu erkennen."

„Ich habe daſſelbe Talent, nur in erhöhtem Grade, ſtets bei Männern, wenn nicht bewundert, doch gefunden."

Dies Geſpräch war im ſcherzenden Ton geführt. Da hob der Herr, der zuerſt geſprochen, in etwas ſchulmeiſterndem Tone an:

„Ich muß Sie aufmerkſam machen, meine gute Gräfin, daß Ihre große Menſchenliebe Sie in Gefahr bringt" ... —

„Moralprediger zu hören," sagte sie mit einer kurzen, wegwerfenden Kopfbewegung, und ging raschen Schrittes zu ihrem Wagen.

Andern Tages erschien Polydor gewaschen und gekämmt, gekleidet und gestärkt vor Ilda, und mußte ihr sein ganzes vergangenes Leben erzählen. Dann sollte er ihr seine Plane und Aussichten mittheilen. Er hatte keine andre, als Bildhauer zu werden. Sie fragte nach seinen Kenntnissen. Er hatte wiederum keine, konnte nothdürftig lesen und Buchstaben schreiben. Aber zeichnen könne er — fügte er zuversichtlich hinzu. Sie begehrte Proben, und er brachte einige zerknitterte Blätter zum Vorschein, die er seit Florenz in den Beinkleidertaschen getragen. Alles war so verwischt, so beschmutzt und zerdrückt, daß es unmöglich war zu erkennen, geschweige zu beurtheilen. Sie gab ihm Papier und eine Reisfeder — und mit leuchtenden Augen fing er an zu zeichnen: wie sie da saß in ihrem Fauteuil, den linken Arm über ein Tischchen gelegt, worauf Bücher, Blumen und kleine Geräthschaften lagen, mit der Rechten ein Wachtelhündchen streichelnd, das, die Vorderfüße an ihre Knie gestemmt, auf den Hinterbeinen stand, und sie verständig anschaute. In leichten, kühnen Zügen, vollkommen ungezwungen, von unverkennbarer Aehnlichkeit war die Zeichnung. Dann zeichnete er noch einmal die Gräfin, größer, doch nur den Kopf, büstenartig mit einer Draperie umgeben; — dieselbe freie Hand und dieselbe Aehnlichkeit! Ildas Herz schlug vor Freude über diesen entschiedenen Beruf. Sie frägte ihn, ob er nicht eben so gern Maler werden wolle; der verdiene leichter sein Brod, und könne durch Porträtiren schnell berühmt werden.

„Nein, sagte Polydor, die Farben blenden mich."

„Also Bildhauer! Aber nebenbei viel, viel lernen!" Sie setzte ihm auseinander, wie nothwendig es sei, daß er die Verhältnisse des menschlichen und thierischen Körpers genau kenne, damit er Rechenschaft über das Warum ablegen könne, wenn Kunstverständige und Meister ihn danach fragten. Eben so nothwendig sei es, daß er die Gegenstände kennen lerne, die von Malern und Bildhauern dargestellt wären, damit er selbst beurtheilen möge, inwiefern die Ausführung und Auffassung ihnen gelungen sei. Dies Alles sei hauptsächlich in Büchern zu lesen und zu lernen, und er müsse sich viel Mühe geben um es zu verstehen. Wenn er dazu entschlossen sei, so wolle sie ihm Lehrer geben, die ihm dabei behülflich wären, auch selbst ihn von dem belehren, was sie wisse; aber Anstrengung dürfe er nicht scheuen. Polydor sagte, er scheue keine.

Durch die thätige Mitwirkung des deutschen protestantischen Predigers in Rom gelang es, für Polydor ein Unterkommen bei einem deutschen Kupferstecher zu finden, wo er als ein Glied der Familie aufgenommen und behandelt, und etwas unter Aufsicht gestellt wurde. Dann wurde für den Unterricht Sorge getragen. Er mußte, wie ein Kind, schreiben und rechnen lernen, und er lernte auch leicht und willig wie ein Kind, theils weil er es seiner Wolthäterin versprochen, theils weil er seinen Hauptzweck dadurch zu fördern hoffte. Zuweilen ließ die Gräfin ihn rufen; dann war er stolz ihr irgend einen Beweis seiner Fortschritte vorlegen zu können, und ihr Lob war ihm ein neuer Sporn. Oft nahm sie ihn mit auf ihren Spazierfahrten und in Museen, und erzählte ihm von dem Leben und Treiben der alten großen Meister, und von den Zeiten des alten großen Roms.

„Es geht mit meinem Tyroler," ſagte ſie oft froh zu ihren Bekannten, mit jenem kleinen unwillkürlichen Egoismus des Herzens, der uns den Gegenſtand unſerer Wolthaten als unſer Eigenthum betrachten läßt.

Nachdem ſie für Polydor Anſtalt zum gründlichen Studium der bildenden Künſte getroffen, ging ſie im November nach Neapel. Aber, obwol Briefe der Lehrer und derjenigen Perſonen, denen ſie ihn empfohlen hatte, von ſeiner Entwikkelung und ſeinen glänzenden Fortſchritten ihr erzählten: ſo war ſie doch nicht darauf vorbereitet ihn ſo zu finden, wie er vor ihr erſchien, als ſie im April nach Rom zurückkam. Sein junger Genius hatte die Raupenhülle abgeſtreift, war aufgefahren und wiegte ſich auf friſchen Flügeln. In ſeinem treuen, glänzenden Auge funkelte geiſtiges Licht; ſeine Züge waren edler und feſter, die Geſtalt gehoben, die Bewegung frei. Ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Glück lieh ſeinem Weſen einen eigenen Zauber. Dies war nicht die Heiterkeit, die Zuverſicht, die unbefangene Sorgloſigkeit, die uns auf jungen Geſichtern ſo erquikend und wehmüthig anſprechen, und die ſo lieblich ſind, weil ſie bewußtlos wie die Unſchuld ſind. Polydors Ausdruck war der ruhige des bewußten Glückes. Er wußte, daß er auf der Bahn ging, die die Vorſehung ihm beſtimmt.

Mit einem Eifer, dem nur ſeine Ausdauer gleich kam, hatte er geſtrebt ſich zu unterrichten. Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht trieb er ſeine Studien, und fühlte weder geiſtige noch körperliche Ermüdung. Trat je ein Augenblick der Abſpannung ein, ſo ſuchte er in der Praxis der Kunſt wieder die friſche Anregung zu finden, die von der Theorie zuweilen gelähmt wird, und nur als Erholung hatte

er den Winter hindurch gezeichnet und modellirt. Da jezt aber auch die Ausübung der Kunst in ihre Rechte treten sollte, führte Ilda ihren Schützling zu Thorwaldsen, der ihn mit jenem Wolwollen aufnahm, das aus dem großen Künstler einen so liebenswürdigen Menschen macht. Unzählig sind die Züge seiner Menschenfreundlichkeit. Einst kam ein junger Maler aus den Wäldern von Litthauen nach Rom, fremd, unbemittelt, ohne Schutz. Er wandte sich an Thorwaldsen, der sich sogleich von ihm malen ließ, um ihm dadurch nicht nur eine Unterstützung, sondern auch einigen Ruf zu verschaffen. Wenn man so viel von dem Hochmuth und der starren Unzugänglichkeit großer Künstler reden hört, so erfreuen dergleichen kleine Züge doppelt.

Polydor arbeitete bei Thorwaldsen, Ilda brachte den Sommer in der Schweiz zu, und führte ihn im Winter auf ein Paar Monate nach Neapel und Sicilien, damit ihm die üppige Natur des Südens und die Riesentrümmer dorischer Baukunst nicht fremd blieben. Den letzten Sommer vor ihrer Abreise aus Italien war sie in der Lombardei, meist auf einer Villa am Comer-See, wo Polydor sich einige Zeit bei ihr aufhielt, ehe beide den Weg über die Alpen suchten.

Er war jezt zwanzig Jahr und wollte selbständig in der Welt sein. Nicht als ob Ildas Wolthaten auf irgend eine Weise ihn drückten! für natürliche, unverdorbene Menschen ist Dankbarkeit keine Last; und ihre freie, stolze Seele hätte es nie begriffen, daß man mit der einen Hand geben könne, um mit der andern in Fesseln zu schlagen. Sie liebte zu sehr die eigene Unabhängigkeit, und hatte zu große Freude an selbständiger Entwickelung, um sie nicht gern andern zu gönnen. Was Polydor als armer Bauerknabe gethan um sein

Leben zu fristen, das wollte er nun im größern Styl fortsetzen: porträtiren, Büsten machen. Sein außerordentliches Talent die Aehnlichkeit zu treffen, schien ihm Fortkommen auf dieser Bahn zu verbürgen, und das Glück einiger Wiener Maler, die für ein in zwei Tagen gefertigtes Aquarel-Porträt 15 Dukaten erhielten, ein ähnliches ihm zu verheißen. Darum ging er nach Wien. Vielleicht zog auch noch ein heimliches Interesse, aus der Kindheit mit herüber gebracht, ihn nach der Kaiserstadt seines Vaterlandes. Ilda kannte Niemand dort; also konnte sie nichts weiter thun, als für den Augenblick seine Existenz sicher stellen.

Drittes Kapitel.

Der gewöhnliche Aufenthaltsort der Gräfin Schönholm war ein freundliches Schloß von einem sehr großen und geschmackvollen Park umgeben, der unmittelbar vor den Thoren einer bedeutenden Seestadt Norddeutschlands, und an dem Ufer eines vielbeschifften Flusses lag. Der Park war zu jeder Zeit allen Besuchern offen. Am großen Eingang, von der Chaussee aus, lag die Wohnung des Portiers im Geschmack einer Cottage erbaut. Er hatte schon vom verstorbenen Grafen die Erlaubniß erhalten den Besuchern des Parks, auf deren Begehr, Erfrischungen vorsetzen zu dürfen, und machte ein gutes Geschäft als Kaffeewirth, denn der Park war von jeher der Lieblingsspaziergang der Stadtbewohner

in dieſer an Naturſchönheiten nicht reichen Gegend geweſen. Er war ſo weitläuftig, daß man in den Hauptalleen reiten und fahren durfte, und daß gewöhnlich verſchloſſene und nur an einem Wochentag geöfnete Abtheilungen deſſelben, die Orangerie und der Blumengarten der Gräfin, nicht die Promenade beeinträchtigten. Gräfin Ohlau, Ilda's Mutter, bewohnte immer das Schloß.

Ein Spätſeptembertag mit linder Luft und wolkenloſem Himmel hatte alle Welt nach Ruhenthal hinausgelockt, und man ging und ſaß, ritt und fuhr unter den dünnbelaubten und allmälig bunt ſich färbenden Lindenalleen und Buchenhainen. Der Platz vor der Cottage war ſehr belebt. Gruppen ſaßen um Thee- und Kaffeetiſche. Herren, mit und ohne Cigarren, hatten ſich in Zeitungslectüre vertieft — denn der Portier war ein Mann von Weltkenntniß und wußte, welch ein Magnet Journale heutzutage wären — und manches Frauenauge blickte mit unverholenem Erſtaunen zu den Leſern hinüber, nicht begreifend, wie man einen Journalartikel über ſpaniſche Zuſtände ihrer Converſation vorziehen könne, obgleich das etwas iſt, woran ſie ſich nach gerade gewöhnt haben ſollten.

Zu einem jungen Mann im blauen Ueberrock, der in einem kleinen Buch leſend einſam daſaß, flogen ſehr oft die Blicke der Frauen. Bemerken mogte er es, aber er beachtete es nicht. Die Geſellſchaft war ihm in dieſer Stadt zu unbeholfen, zu kleinſtädtiſch, zu langweilig. Er miſchte ſich nur gerade genug unter ſie um nicht aufzufallen. Ein Miniſter hatte ihn kürzlich hergeſchickt um ein gewiſſes Archiv zu ordnen und darin zu arbeiten. Einige ſagten, er ſei die rechte Hand des Miniſters; Andere, er ſei deſſen natürlicher Sohn

und zu einer glänzenden Carriere bestimmt; noch Andere gar, er sei der eines Prinzen des Hauses. Von Allem war keine Sylbe wahr. Otto hieß dieser junge Mann.

„Sie kommt! Sie kommt!" rief ein ältlicher, ziemlich beleibter Herr, aus dem Innern des Parks an einen Tisch eilend, wo mehre junge Männer plauderten.

Diese riefen durcheinander: „Wer? — Wann? — Die Cholera? — Ist die Königin von Spanien entwischt? — Kommt die Schröder-Devrient aus England zurück?" —

„Was Königin! Was Sängerin! sie ist beides in einer Person! kurz ich sag' Ihnen, Gräfin Schönholm kommt nächstens. Sie hat es heute früh ihrer Mutter geschrieben, und ich komme so eben von der. Nun, freut sich Niemand?"

Wieder erhoben sich mehre Stimmen: „Ja, wenn sie uns gute Diners geben wird. — Wenn die italienische Sonne ihren Hochmuthspanzer geschmolzen hat. — Was geht sie mich an! — Langweilige Person! — Die Schröder-Devrient wäre mir hundert Procent lieber. — Andre Nachrichten, Baron!" —

„Weiß nichts!" brummte dieser verdrießlich, setzte sich, nahm den Hut ab, um mit einem Foulard die Stirn zu wischen, drückte ihn dann tief in die Augen, rief mit Stentorstimme: „Kaffee!" und schien entschlossen zu schweigen.

Da ertönte eine Frauenstimme vom nächsten Tisch: „Ist's wahr, lieber Baron, kommt die Schönholm bald?"

Der Baron fuhr herum: „Ja, Gnädigste, noch im Laufe dieses Monats!" — und als die Dame eine winkende Handbewegung machte, — weil sie schon lieber von einer hübschern jüngern Frau, als gar nicht, reden hören und selbst

reden wollte — so folgte er dem Wink, und setzte sich zu ihr und ihrer unschönen Tochter.

„Nun was schreibt sie?" fragte die Dame weiter.

„Außerordentlich niedergeschlagen über den furchtbaren Tod ihres Vetters, und vielleicht noch mehr über das Schicksal ihrer Cousine — was sie Beides erst in Schloß Ohlau erfahren hat. Dann macht sie ihrer Mutter leise Vorwürfe, daß sie ihr diese Begebenheit verschwiegen."

„Wie konnte die Mutter ihr das verschweigen! Alle Welt wußte es, jeder Zufall konnte es offenbaren!"

„Sie wissen, wie die gute Mutter ist! Ich gab ihr auch meine Verwunderung zu erkennen; da erwiderte sie mir, sie habe nicht ihrer Tochter die Trauerbotschaft mittheilen mögen, weil sie gefürchtet, daß sie dann nicht für diesen Winter nach Deutschland kommen, oder wol gar, daß sie zur Gräfin Ondine gehen werde."

„Und wo ist diese abscheuliche Frau gegenwärtig?"

„Still, still, ums Himmelswillen! man weiß nichts, sag' ich Ihnen, gar nichts! man vermuthet nur."

„Aber auf keinen Fall könnte die Schönholm daran denken zu dieser Frau zu gehen."

„Ach, Allergnädigste, sie denkt und thut Dinge, die man sich nicht träumen läßt, und es liegt ganz in ihrem Charakter, daß sie ihre Cousine aufsuchen würde, weil sie unglücklich ist."

„Sie brauchen ein mildes Wort, guter Baron."

„Warum sollt' ich nicht! ich gleiche darin den Griechen, von denen ich einmal gelesen habe, daß sie aus Liebe für den Wolklang den Dieb einen Liebhaber genannt hätten. In unsern Tagen sollte man die Liebhaber Diebe nennen —

nicht?" — Er gab ſich Mühe ſchlau zu lächeln und mit den Augenlidern zu zwinkern, was ſeinem gutmüthigen breiten Geſicht ſehr poſſirlich anſtand.

Die Dame bemühte ſich eben ſo vergeblich impoſant auszuſehen, und fragte weiter: „Da die Schönholm in tiefer Trauer iſt, wird ſie wol wenig Geſellſchaft ſehen?"

„Vor der Hand — wahrſcheinlich! indeſſen — petit à petit l'oiseau fait son nid — um die Mitte des Winters wird doch Alles wieder bei ihr ſein, und daher war mein Staunen groß, als die jungen Herren vorhin mit ſolcher Gleichgültigkeit die Nachricht aufnahmen, daß ein ſo gutes Haus ſich ihnen wieder öfne."

„Sie wiſſen, Gräfin Schönholm iſt ſehr wenig zuvorkommend gegen junge Leute" ... —

„Sie iſt es gar nicht, was noch mehr iſt, und nur für ältere Männer die Artigkeit ſelbſt. Sie findet es artig genug jungen Leuten, die oft noch ſo ungeſchickt ſind, ihren Salon zu öfnen. Aber freilich muß man ſich da mehr geniren, wie in dem einer Tänzerin! zu meiner Zeit war es doch anders."

„Nein, guter Baron, es war eben ſo. Die Männer waren immer am liebſten dort, wo ſie à peu de frais für charmant galten. Uebrigens ſcheint es mir ſehr ſchwer der Gräfin Schönholm zu gefallen. Ausgezeichnete Männer ſollen ſich umſonſt bei ihr bemühet haben."

„Man ſagt es."

„Ich kenne ſie wenig, denn Sie wiſſen, daß ich nur ein Jahr vor ihrer Abreiſe nach Italien mich hier etablirte; doch ich habe von einigen Perſonen gehört, ſie wolle eine Inclinationsheirath oder gar keine ſchließen."

„Da würde ſie vollkommen Recht haben.“

„Wenn es aber wahr iſt, daß ſie im Fall einer Ehe den Genießbrauch des glänzenden Vermögens ihres verſtorbenen Mannes verliert: ſo müßte ſie bei dieſer Inclinationspartie doch auch andre Rückſichten nehmen.“

„Mein Gott, wer redet denn von einer ſolchen?“ rief der Baron ungläubig und doch neugierig.

„Ich nicht, denn ich kenne ſie zu wenig. Allein ich habe von einem Künſtler gehört, einem Violinſpieler, glaub' ich, den ſie hat erziehen laſſen — daraus ſoll eine heftige Paſſion von beiden Seiten erwachſen ſein.“

„Der kleine Polydor! nimmermehr! Ich war mit ihr in Rom, als ſie ſich ſeiner annahm. Der gute ſteife General Krück auch, der jezt ſchon todt iſt, und damals noch den Liebenswürdigen zu ſpielen verſuchte, was ihn ſehr unliebenswürdig machte. Polydor? der junge Bildhauer? — ich glaub' es nicht.“

„Wie er heißt und was er iſt, weiß ich nicht. Doch Sie ſagten ja ſelbſt ſo eben, es läge im Charakter der Gräfin Schönholm das Ungewöhnliche zu thun.“

„Nun ja — doch dies wäre geradezu eine Tollheit. Dieſer Menſch hat nichts, iſt nichts — Sie machen mich ganz unruhig.“

„Alſo halten Sie es nicht für unmöglich?“

„Gott, Napoleon iſt auf St. Helena geſtorben, und der Sohn eines gascogniſchen Advokaten trägt die Krone der Waſa — was iſt unmöglich, Allergnädigſte?“

„Aber gewiß iſt es noch nicht? die Mutter hat noch nicht davon geſprochen?“

„Auf Ehre nicht! keine Sylbe. Der Brief war ſo traurig.“

„Guten Abend, Baron. Es wird kühl, ich fahre.“ Mutter und Tochter gingen mit freundlichem Gruß. Der Baron blieb einsam bei seinem Kaffee mit dem Hamburger Korrespondenten.

„Das lügt Alles durcheinander!“ rief er endlich und stand auf. „Ach, mein lieber Otto, Sie noch hier? das ist gut. Lassen Sie uns zusammen gehen und plaudern. Darüber werd' ich meinen Aerger vergessen. Ein so schöner Abend, und die dummen Leute laufen herein, weil es dunkel wird! Sie wissen nichts Gutes zu schätzen.“

„Doch! wenn es ihnen zu gut kommt.“

„Das Gute kommt gewissermaßen Allen zu gut.“

„Aber Keinem exclusiv, und darum gerade ist es gut, und wird wenig anerkannt.“

„Das ist wahrhaftig auf sie anzuwenden! — ich meine auf die Gräfin Schönholm.“

„Gewöhnlich auf das Genie.“

„Aber sie ist nicht blos ein Genie, sie ist auch ein Engel! man kann mit ihr scherzen, sie nimmt's nicht übel; man kann von ernsten Dingen mit ihr reden, es langweilt sie nicht; sie hat so viel Unglück gehabt und steht immer frisch im Leben da; sie hat so viel geweint und ist doch nicht larmoyant; ein zartes Herz und eine mächtige Seele! — Ich behaupte nicht, daß sie keine Schwächen und Fehler habe, z. B. etwas Hochmuth, etwas viel Selbstvertrauen; aber dennoch ist sie himmlisch gut. Haben Sie das Buch gelesen, das sie unter dem Titel: Ein Denkmal — herausgegeben?“

„Ja, so eben noch. Es ist unvergleichlich an Grazie der Phantasie und Tiefe des Gefühls. Wem hat sie dies Denkmal gesetzt?“

„Einem Todten, dem Lord Henry Killarney. Ich weiß die Geſchichte, ich werde ſie Ihnen erzählen — wenn es Sie nicht langweilt. Verdreht und verſtümmelt haben Sie ſie vermuthlich ſchon gehört.“

„Deſto lieber hör' ich jezt die Wahrheit.“

„Der Vater der Gräfin Schönholm hieß Graf Ohlau, war mein lieber alter Freund, aber ein leichtſinniger Patron. Er ſtarb gerade zu rechter Zeit, nachdem er ſein Vermögen, das nie bedeutend war, in alle vier Winde geſtreut hatte. Es wurde geordnet und gerettet was irgend möglich war, und ſeine Wittwe lebte eingezogen, aber anſtändig und erzog ihre Tochter aufs Vollkommenſte. Indeſſen vermuthete Keiner von uns, was aus dem Kinde werden würde, und ſie ſelbſt wol am wenigſten. Manche Mütter müſſen ſich verwundern, wie ſie zu ſo ganz von ſich verſchiedenen Kindern kommen! Väter weniger — nicht?“

Und wieder machte der Baron die poſſirliche Grimaſſe, die er annahm, wenn er glaubte einen kecken Scherz gewagt zu haben. Otto lachte laut über ſeine komiſchen Mienen und der Baron ſagte:

„Ja, ja, Sie lachen jezt! dereinſt wird Ihnen die Sache weniger ſpaßhaft vorkommen!“ — dann lachte er ſelbſt herzlich über ſeinen unerſchöpflichen Witz, und fuhr endlich fort:

„Nun, Gräfin Ohlau iſt die Tugend ſelbſt, aber in Sorgen und Mühen iſt ſie jung geweſen und alt geworden, und von dem Geiſt und der Lebhaftigkeit ihrer Tochter hat ſie nichts. Als dieſe ſiebzehn Jahr alt war, war ſie an Schönheit und Huldgeberden eine Wunderſage auf Erden — wie ich geſtern in einem orientaliſchen Gedicht geleſen — und Graf Schönholm ein reicher, braver rechtſchaffener Mann

warb um ſie und heirathete ſie ſogleich. Mit einer ſolchen Ruhe und Unbefangenheit, wie die kleine Ilda, habe ich nie heirathen ſehen. Sie freute ſich nicht, ſie betrübte ſich nicht, ſie zeigte ihrem Verlobten weder Zu- noch Abneigung, ſie äußerte weder Furcht noch Bedauern. Die Heirath ſchien ihr zum Gang ihres Lebens zu gehören. Aber bald ſtellte ſich die Sache anders, denn die beiden Menſchen harmonirten ſo wenig wie Luft und Erde, und die Ehe blieb kinderlos. Darüber war Graf Schönholm ſehr verdrießlich, und man kann nicht wiſſen was für Szenen vorgefallen ſind, denn etwas roh war er. Aber Ilda klagte nie, ſagte kein Wort, obgleich die Mutter in der Stadt lebte; nur verfiel ihre Geſundheit und ſie ward außerordentlich ernſt und immer ſtiller und ſtiller. Auf einmal brach ein unerhörter Jubel aus, ſie ſei guter Hofnung. Napoleon traf große Anſtalten für die Geburt des Königs von Rom; Graf Schönholm — „roportion gardée — desgleichen. Er rechnete auf einen Sohn mit einer Gewißheit, die mich ärgerte, denn wenn der liebe Gott ein Mädchen beſcheerte, ſo hätte die Frau es wahrſcheinlich wieder verſchuldet und Hartes darum gelitten. Ich fragte ihn auch einmal, ob er glaube, daß der Himmel ein eben ſo lebhaftes Intereſſe an der Geburt der Töchter, wie an der der Söhne nähme; ich für mein Theil bezweifelte es, wenn ich ſähe, wie die Väter ſich geberdeten. Er machte ein Paar fürchterliche Augen und ſagte: „Herr Baron, Sie ſind nicht der Letzte Ihres Namens und Stammes.“ — Ilda ſprach weder Wunſch, Freude noch Hofnung aus; ſie war und blieb ſchweigend. Endlich kam ſie nieder und richtig mit einem Sohn. Schönholm triumphirte. Mit ſolchem Jubel iſt wol ſelten ein kleiner Erdenbürger empfan-

gen worden, und ſtellen Sie Sich die Verzweiflung vor, als er nach fünf Wochen ſtarb. Acht Tage ſpäter brachte man Graf Schönholm mit einer tödtlichen Kopfwunde nach Ruhenthal. Er pflegte wie ein Wahnſinniger zu reiten, ſein wildes Pferd hatte ſich geſcheut und ihn an den Eckſtein einer Brücke geſchleudert. Er ſtarb binnen vierundzwanzig Stunden. Sein Teſtament bewies Gleichgültigkeit für ſeine Frau und Intereſſe für ſeinen Namen; es gab ihr den Genießbrauch des ganzen Vermögens, ſo lange ſie Gräfin Schönholm blieb; verheirathete ſie ſich aber, ſo ging es gleich an irgend eine entfernte Verwandtenfamilie in Schweden über, gerade ſo als ob ſie todt ſei. — Dies iſt die äußere Geſchichte der erei Eheſtandsjahre der Gräfin. Nun giebt es noch eine innere, von der aber freilich ein Dritter wenig zu erzählen weiß, wie überhaupt von jeder Liebesgeſchichte, bei der es keine Duelle, Scheidungen und Scandal gegeben. Ungefähr ein Jahr vor dem Tode Schönholms kam Lord Killarney nach Ruhenthal. Dies war ein junger Irländer, den der Graf auf einer Reiſe nach England kennen gelernt, und mit ſeiner gewohnten Gaſtfreiheit — ſeine liebenswürdigſte Eigenſchaft — zu ſich eingeladen hatte, wenn er je le grand tour auf dem Continent machen wolle. Aus ſeiner vaterländiſchen Provinz Connaught kam er plötzlich mit dem Dampfſchiff von London herüber. Hab' ich je einen melancholiſchen Menſchen geſehen, ſo war es dieſer Lord Henry. Der Jammer ſeines Vaterlandes nagte ihm am Herzen. Er kam des wolfeileren Lebens wegen auf den Continent, denn er mogte nicht ſeinen armen Unterthanen das abpreſſen und entziehen, was er in London verbrauchte, wo ſeine Geſchäfte und Verhältniſſe ihn bisweilen in das große Leben der Rei-

chen warfen. Dabei hatte er Augen wie die Porträts von Lord Byron, und ſo ein napoleonfarbenes Colorit, wie die Büſten der alten Imperatoren. — Sie haben ein ähnliches, Sie ſehen, ich bin nicht ganz umſonſt in Italien geweſen. Nun, um es kurz zu machen — Lord Henry und die Gräfin liebten ſich, das war unverkennbar und nicht zu leugnen. So wie ſie ins Zimmer trat, nein, ſo wie nur ihr Name, nur eine Beziehung auf ſie genannt wurde — verklärte ſich ſein Geſicht, und mit ihr war es derſelbe Fall. Er blieb und blieb, ging mit Schönholm auf die Jagd, ſpielte Billard und Schach mit ihm, hielt Schieß- und Reitwetten mit ihm — kurz, die Sache ſchien richtig zu ſein. Sie müſſen wiſſen, daß ich, wenn ich von einem Verhältniß der Art höre, nie und nichts glaube, als bis der Gemal anfängt ſich mit dem Aſpirant zu liiren. Sind die beiden Männer erſt dicke Freunde, dann glaube ich, und unter hundert Fällen habe ich neunundneunzig Mal Recht gehabt. Es iſt ſeltſam, wie der Eheſtand die Männer verdummt und die Frauen klug macht. Letztere werden ſo ſchlau, daß, wenn nicht ihre Leidenſchaftlichkeit zuweilen die Oberhand gewönne, und wenn nicht die Anbeter durch Unvorſichtigkeit oder Prahlerei Blößen gäben — Alles nur bei vagen Vermuthungen bleiben müßte; nun, das iſt zu begreifen. Warum aber die Männer in eine ſo ſtupende Dummheit verfallen, daß ſie nicht ſehen, nicht hören, nicht ahnen, was weltkundig und doch wahrhaftig für ſie ſelbſt von Wichtigkeit iſt — das habe ich nie begreifen können. Edles Vertrauen! warum nicht gar! länger als die Flitterwochen hindurch hegt es keiner. Eitelkeit und Gleichgültigkeit — voilà! man ſieht die Frau nicht mehr mit den-

ſelben Augen an, aber man meint, ihr Auge müſſe immer daſſelbe bleiben."

„Sie ſind wahrſcheinlich nie oder mit einem Engel vermält geweſen, um ein ſo eifriger Ritter der Frauen zu ſein, beſter Baron."

„Nie, mein Lieber, nie! eben ſo wenig bin ich ein Ritter der Frauen. Ein Geſchlecht iſt heutzutage gerade ſo verderbt wie das andere, und nur das weibliche hat den Vorzug der Klugheit, denn es gehört zu den mirakulöſen Ausnahmen, daß eine Frau einfältig genug iſt ſich mit derjenigen zu liiren, der ihr Gemal den Hof macht."

„Alſo war das Verhältniß der Gräfin Schönholm und des Irländers wie alle andre der Art?"

„Ich hab' geſagt: die Sache ſchien richtig zu ſein. Auf einmal aber verſchwand Lord Henry, zum allgemeinen Erſtaunen und zur Betrübniß Schönholms, von dem er nur einen kurzen, herzlichen, ſchriftlichen Abſchied nahm, und den abgebrauchten Vorwand von plötzlicher trauriger Nachricht angab. Am frühen Morgen war er fortgefahren; Abends las Schönholm den Brief einem ziemlich großen Kreiſe vor, der laut in Bedauern über die Entfernung des liebenswürdigen Lord Henry ausbrach und heimlich mit unendlicher Neugier das Ehepaar beobachtete. Einige meinten ſpäter, der Graf Schönholm habe ſeine Rolle vortreflich geſpielt; aber er war de bonne foi dabei; denn erſtens, wenn er Lord Henry hätte gehen heißen, wie hätte er ihn zwingen können, ein ſo herzliches Billet zu ſchreiben. Und zweitens ſprach er den ganzen Abend ununterbrochen von ihm, fing ſtets von ihm wieder an, ſobald etwas Neues auf's Tapet gebracht wurde — wie das ſeine langweilige Gewohnheit bei

allen Dingen war, die ihn interessirten; — hätte er etwas gewußt, so würde er nicht gewagt haben die Fassung seiner Frau auf eine vierstündige Probe zu stellen. Nein, er war vollkommen unbefangen! Die Gräfin blaß wie ein Geist, aber ruhig! Aller Augen wendeten sich auf sie, als man nach dem Grund der Abreise fragte. Sie schlug die ihren groß und fest auf, und sagte blos: Ich weiß nur, was Ludwig weiß, und kann keine genauere Auskunft geben. — Nach zwei Monaten erhielt Schönholm einen Brief von Lord Henry aus Norwegen; doch man hatte ihn schon ziemlich vergessen. Dann kam die Niederkunft der Gräfin, wobei allerdings sein Andenken wieder aufwachte und viel von ihm gesprochen ward, bis die beiden Todesfälle jedes andre Gespräch verschlangen. Ilda war niedergeschlagen und betrübt über den Verlust von Sohn und Gemal, doch nicht fassungslos. Da erhielt sie in der letzten Hälfte ihres Trauerjahres plötzlich die Nachricht von Lord Killarneys Tod; er hatte nach dem Orient reisen wollen und war bei einem Schiffbruch im atlantischen Meer umgekommen. Nun brach sie zusammen. Sechs Monat hat sie in fast klösterlicher Abgeschiedenheit, weiß Gott wie! verlebt, und kaum ihre Mutter gesehen, dann machte sie mit der eine Reise nach England, wobei Schottland und Irland das Hauptziel waren, und von dort kehrte sie zurück ungefähr so wie sie jezt ist: entschlossen mit dem Leben fertig zu werden und es auf einer ihr homogenen Bahn zu durchwandeln. Nach und nach kam sie mit einer Menge Blüten ihrer Phantasie zum Vorschein, Zeichnungen, Gedichte, Novellen, womit sie im Stillen sich zerstreut und getröstet, und die sie sorgsam verborgen hatte, weil Graf Schönholm über dergleichen Beschäftigungen die Achseln zuckte; und sei es die

Theilnahme befreundeter, oder der Beifall fremder Personen, oder der Drang des Genius, der für eine Welt schaffen mögte, oder — was weiß ich! kurz, sie gab vor drei Jahren dies phantastische Denkmal heraus, wo Alles so arabeskenartig um ein verhülltes Bild gereiht ist, wie Blumenkränze, Votivbilder, Kerzenglanz und Weihrauch um einen Heiligenschein. Diese Phrase hätte ich nicht so schön erfunden; ich habe sie mir aus einer Recension gemerkt. Nächstens kommt sie und bringt neue Schätze mit, und Niemand freut sich, und man erfindet alberne Geschichten über sie."

„Wie kann Sie das ärgern? die Welt ist weder geistreich noch witzig und macht Erfindungen, wie sie's eben versteht."

„Ja, wenn sie nur einigermaßen in dem Sinne und Charakter der Gräfin wären! aber sie ist keine Freundin der Ehe und soll heirathen! ist aristokratisch gesinnt, und soll den kleinen Tyroler Bauerbuben heirathen! Sie sehen wol, das geht nicht."

„Sie scheint eine starke Seele zu haben, drum muß sie mächtiger Liebe fähig sein, und wenn sie den kleinen Tyroler Bauerbuben, wie Sie ihn nennen, liebt, so mag sie sich ja wol über Vorurtheile hinwegschwingen können."

„Vorurtheile, Bester? ach, Sie sind auch junges Deutschland."

„Nur halb, denn Widerwille gegen die Ehe scheint mir ein Vorurtheil."

„Weiß Gott, ob's auch ihr Ernst ist, denn sie sagt oft ernsthafte Dinge mit scherzhaftem Ton, und lustige so ernst, daß man nie seiner Sache, ich meine ihrer Ansicht, gewiß ist. Aber das letzte Wort, was ich bei einem Heirathsantrag,

den ſie ausſchlug, von ihr hörte, war in Italien, und ſie ſagte: Himmel, iſt's denn nicht thöricht genug, daß ich Dichterin bin zu einer Zeit, wo Niemand den Dichter achtet? und man verlangt, daß ich mich verheirathe und kein Menſch achtet die Ehe? — Dabei blieb es. Ich glaube, ſie kann Lord Henry nicht vergeſſen."

„Gewiß nicht, ſo lange die Richtung, welche dieſe Liebe ihr gegeben, ihr genügt."

„Mein Gott, kennen Sie ſie etwa? Sie ſprechen ſo beſtimmt."

„Ich kenne nur ihr Buch, aber unwillkürlich formt man ſich das Charakterbild eines intereſſanten Schriftſtellers aus und nach deſſen Werken."

„Ach, intereſſant iſt ſie im höchſten Grade! nicht wahr?"

„Sie iſt es durch dieſe glühende und doch ſo zarte Liebe, die ſie mit einer Unbefangenheit ausſpricht, wie einſt Heloiſe es gethan. Aber was mich noch mehr hinreißt, iſt, daß ſie nicht blos auf das Klopfen ihres Herzens hört, ſondern dem Schmerz der Menſchheit und der Klage eines Volkes zugänglich geblieben iſt. Die Geſänge aus Erin ſind vielleicht die ſchönſten der Sammlung, und die Zeichnungen dazu gewiß die tiefſinnigſten."

„Sie können ſich aber auch nicht vorſtellen, welche ergreifende Schilderungen Lord Killarney davon zu machen pflegte."

„Ich will gern glauben, daß ihre Phantaſie durch ihn auf dieſen Gegenſtand gelenkt und erregt iſt; allein, wie ſie ihn in ihrer Seele aufgenommen und dann ihn wiedergegeben hat, das geht aus eigener Kraft und eigener Anſchauung hervor."

„Mein beſter Otto, ſo wie die Gräfin angekommen iſt, werde ich Sie ihr vorſtellen, und ich glaube, Sie werden ſich Beide gut conveniren."

Sie ſchüttelten die Hände und trennten ſich. Nach wenigen Tagen traf Ilda wirklich in tiefer Trauer und ſehr niedergeſchlagen in Ruhenthal ein, und beglückte ihre Mutter, den Baron und einige Perſonen ihres engeren Kreiſes durch die Verſicherung, ſie werde den ganzen Winter hier zubringen. Doch vor der Hand wollte ſie keine Geſellſchaft ſehen, ſie wäre zu traurig, zu beſchäftigt, und könne an nichts Theil nehmen, bevor ſie nicht einige Gewißheit über das Schickſal ihrer unglücklichen Couſine habe.

Viertes Kapitel.

Ungefähr ein Jahr vor dieſer Epoche begann die Wendung von Ondinens ſonſt ſo friedlichem Schickſal. Der Vater ihres Gemals war ihr Vormund geweſen, und hatte ſie, die elternloſe, arme Waiſe, mit Liebe in ſeinem Hauſe erzogen. Er ſtarb als ſie vierzehn Jahr alt war. Die Zukunft dieſes einſamen ſchönen Geſchöpfs wäre unausſprechlich traurig geweſen, wenn nicht Askanio ihr ſeine Hand geboten hätte, den Schutz und Schirm ſeines Namens, und die Zuflucht an ſeinem edlen, feſten Herzen, das von inniger Liebe für Ondine bewegt war. Sie warf ſich in ſeine Arme, jung, kindiſch, unerfahren, nichts wiſſend, nichts kennend,

nicht einmal Askanio, den seine Studien fünf Jahre hindurch fern vom Vaterhause gehalten, und am wenigsten sich selbst. Aus der Kinderstube trat sie vor den Altar. Ihre flatternden, lichtbraunen Locken wurden zum ersten Mal aufgesteckt, damit der Myrthenkranz graziöser sitze. Sie ward Gattin wie im Traum, und wie im Traum Mutter. Ihre Söhne waren ihre Puppen, dann ihre Gespielen; sie zu erziehen fiel ihr nicht ein; das war Askanios Sache. Von Sorgen und Mühe, von Ernst und Anstrengung wußte sie nichts; sie flatterte durchs Leben fröhlich und lieblich wie ein Schmetterling.

Askanio war auch erst einundzwanzig Jahr, als sein Vater starb, aber er war aus anderm Stoff und nach anderm Zuschnitt geformt. Er wußte, was er auf sich nahm, als er sich entschloß in so früher Jugend das Haupt einer Familie zu sein, und nicht blos für sich, sondern für Frau und Kinder, fest und sicher dazustehen. Erfahrung hatte er wenig, jedoch den eisernen Willen das Beste zu thun und nie zu schwanken, wenn eigene und fremde Wolfahrt auf der Wagschaale lägen. Mit einem Ernst, der weit über seine Jahre, mit einer Sicherheit, die nur das Erzeugniß seines edlen Selbstbewußtseins war, nahm er seinen Standpunkt in der Welt. Seine Liebe für Ondine war keine vorüberrauschende Leidenschaft gewesen. Er freute sich ihrer Schönheit, aber ihn fesselte dies weiche, schmiegsame, hülfsbedürftige Wesen, das bei jedem Schritt seine leitende Hand ergriff. Er empfand für sie die innige Zärtlichkeit eines Gatten, er handelte für sie mit der fast mitleidigen Sorgfalt eines Vaters; aber demonstrativ war er nicht. Ondine wußte und fühlte sich geliebt, allein sie hätte es auch gern von ihm gehört,

und Askanio sagte es nie, weil ihm das Wort überflüssig schien, sobald die Handlungsweise es offenbare. Ach, gegenseitiges Mißverstehen ist so leicht! und kaum trägt etwas Anderes die Schuld, als die Verschiedenheit der Verhältnisse! Der Mann kann auf hundertfache Weise durch Vorsorge und Thätigkeit, handelnd und gebend, seine Liebe bezeigen; die Frau empfängt und nimmt nur, kann nichts thun, darum spricht sie von ihrer Liebe. Und weil sie meint — und mit Recht — ihre Liebe sei eben so viel werth, wie die des Mannes, und habe doch tausend süße Worte, und Schmeicheleien, und Liebkosungen, so findet sie ihn oft kalt und gleichgültig, während er meint, sie mache kindische Ansprüche. So lange die tiefe, allversöhnende und ausgleichende Liebe in beiden Herzen lebt, so trägt sie über solchen kleinen Zwiespalt hinweg; aber ist sie von einem Blitzstral geblendet oder durch einen Sturm erschüttert, so können aus der Kluft Nebel emporsteigen, die das ganze Leben verfinstern.

Es giebt ein Buch voll wunderbar tiefsinniger Vorschriften — bisweilen sind es nur Andeutungen — für alle menschlichen Zustände. Der Himmel mag wissen, wer die Schuld trägt, daß es bei einem großen Theil der Menschen aus der Mode, und bei einem eben so großen Theil in die Mode gekommen ist, und daher theils nicht verstanden, theils nicht richtig angewandt wird. Dies Buch ist die Bibel. Darin steht: „Ihr sollt besitzen, als besäßet ihr nicht." Gewiß ist das Goldplättchen dieses Spruches in Predigten, Trost- und Erbauungsschriften, Andachtsbüchern ꝛc. zu einem Goldfaden von einigen hunderttausend Klaftern bereits verdünnt und verbraucht, und beim Verlust von irdischen Gütern und beim Tode von geliebten Menschen als eine zu späte

Ermahnung uns Allen vorgetragen worden und, wie gewöhnlich Troſtgründe, ziemlich am unrechten Ort. Aber wenn zwei Menſchen die ſich lieben und beſitzen, ſich entſchließen könnten, jene Worte zur Richtſchnur ihres Daſeins zu machen — wenn es möglich wäre, die Grazie, die Zartheit, die Sehnſucht, die Flamme des Nichtbeſitzes mit der Glut und Hingebung des Beſitzes zu verbinden — wer wollte dann nicht gern an das Glück in der Ehe glauben, und in ihr den Himmel auf Erden ſehen? — Doch nun kühlt der Beſitz nur ab, ohne zu befriedigen.

Ilda und Askanio waren ungefähr in einem Alter, und Beider Väter — Brüder geweſen. Askans Verheirathung fiel in die Zeit von Ilda's herben Schmerzen, und ſo lernten ſie ſich eigentlich erſt nach der Rückkehr der Letztern aus England kennen. Damals hatte ſie die erdrückende Schwermuth, die wie ein Mehlthau auf der Blüte ihrer Jugend lag, abgeſtreift, ſich entſchloſſen in jede freundliche Verbindung einzugehen, welche das Schickſal ihr bieten würde, und ſich vor Allem dabei ihres Vetters erinnert, der ihr immer ſo wol gefallen hatte, wenn er bisweilen Ferien der Studien zu einem Beſuch in Ruhenthal benutzt. Sie lud ihn herzlich ein ihr ſeine Frau vorzuſtellen, und Askanio und Ondine folgten ſo bereitwillig der Einladung, als ob ſie den Gewinn ahnten, der für ſie Beide aus Ilda's Freundſchaft entſpringen würde. Er war groß; denn nicht nur, daß ihr reicher, vielſeitig gebildeter Geiſt für Askan ein anziehender Umgang und für Ondine ein Sporn ward, ihr etwas nachzuſtreben — ſondern oft auch ward ſie eine Vermittlerin zwiſchen dem etwas zu gebieteriſchen Gemal und der zu demüthigen Ondine. Nie war Askan ein liebenswürdigerer

„Herr", als wenn Ilda neben Ondine ſtand, und weil Letztere das fühlte, und dankbar erkannte, wie Ilda ſie zu heben ſuchte, ſo hing ſie an ihr wie an ihrem Schutzgeiſt, und weinte drei Tage nach jedem Abſchied. Dann aber vergaß ſie ihren Schmerz von ſelbſt. Der Verkehr zwiſchen den Bewohnern von Ruhenthal und Schloß Ohlau war ununterbrochen herzlich. Ilda richtete ihren Reiſeplan ſtets ſo ein, daß ſie kommend und gehend ihre Freunde beſuchte; aber korreſpondirt wurde wenig. Askan hatte keine Zeit dazu; Ondine, wie die meiſten Frauen — nicht Mädchen — liebte nicht zu ſchreiben; und Ilda behauptete, ſie ſchriebe ihren Freunden ſo viel, und ſo viel beſſer en gros, daß ihnen das en detail nicht genügen könne.

Während Ilda's Aufenthalt in Italien traten in der Regierung und in der Landesverwaltung Wechſel ein, die Askanios Gegenwart in der Hauptſtadt erfoderten. Keiner hatte ſich ſo eifrig und thätig für das Wol ſeiner Provinz gezeigt, darum ward er einmüthig als Stellvertreter derſelben bei wichtigen Berathungen ernannt, die während einiger Monate in der Reſidenz gehalten werden ſollten. Die Trennung von Ondinen und den Knaben ſchien ihm eben ſo unmöglich als ihr, darum nahm er ein Haus und richtete ſich vollſtändig für den ganzen Winter in der Reſidenz ein.

Ondine hatte zwar wochenlange Reiſen gemacht, ſie kannte die ſchönſten Punkte Deutſchlands, ſie war in Ruhenthal auf langen Beſuch geweſen; allein dieſe förmliche Ueberſiedelung ihrer Häuslichkeit in eine große, fremde Stadt war ihr, vielleicht der erſten Unbehaglichkeit wegen, nicht lieb, und obwol es Anfangs November, alſo höchſt traurig auf dem Lande war, ſo vergoß ſie doch heiße Thränen, als ſie

in den Reisewagen stieg, und der zurückbleibende Theil der Dienerschaft weinte ihr nach, denn sie war eine milde und geliebte Herrin. Askanio begriff nicht diese Trauer; er war ja bei ihr, die Knaben waren bei ihr! er meinte, das heimatliche Schloß oder der Wigwam eines Indianers müßten unter diesen Umständen Ondinen gleichgültig sein. Doch ließ er sie ungestört weinen, und begann erst dann freundlich ihr zuzusprechen, als ihre Thränen minder heftig flossen. Sie hörte anfangs nicht sehr auf ihn; doch als er Vorschläge für ihr häusliches und geselliges Leben machte, wurde sie theilnehmend, und erreichte am nächsten Tage in heiterster Stimmung das Ziel ihrer Reise, wo ein bequem eingerichtetes Haus sie empfing und sie vollends ganz zufrieden stellte.

Es war nicht ihre Absicht viel in die Welt zu gehen. Askanio war so durch Geschäfte in Anspruch genommen, daß sie die wenigen Stunden des Beisammenseins nicht an die Gesellschaft verschwenden mogten, sondern sich auf den Umgang derjenigen Personen beschränken wollten, mit denen Askan in nähere Berührung kam, oder die ihn besonders ansprachen. Ondine freute sich auf das Schauspiel, das sie leidenschaftlich liebte, und Askanios erste Sorge war, eine Loge zu nehmen, damit sie täglich ihre Unterhaltung habe. Als sie zum ersten Mal das Theater besuchte, wurde eine der schönsten Belliniſchen Opern gegeben; doch weder die hinreißende Musik, noch das bezaubernde Spiel der Primadonna, noch die ergreifende Stimme des ersten Tenors machten auf das Publikum einen solchen Eindruck, als Ondinens Erscheinung. Alle Lorgnetten hafteten wie verzaubert an ihrer Loge. Eine fremdartigere, seenhaftere Schönheit hatte man lange nicht gesehen. Es herrschte die Mode des geschei-

telten Haars, die freilich höchſt bequem, aber vortheilhaft nur für ganz junge, oder regelmäßig ſchöne Geſichter iſt, weil ſie die Züge nicht blos, ſondern zugleich die ganze Form des Kopfes und Nackens enthüllt. Ondine aber trug ihr braunes, wie mit glänzenden Goldfunken beſtreutes Haar, an beiden Seiten des Geſichts in langen, natürlichen Locken bis auf die Bruſt herabfallend. Ihre ſchwarzen, ſammetweichen Augen ruhten ſo friedlich, wie überhüllte Sterne unter den langen Wimpern, und die Grübchen in den Wangen und die geſchwungene kurze Oberlippe gaben den zarten, edlen Zügen einen lieblich kontraſtirenden Ausdruck von Schelmerei. Wie Geſtalt und Anzug waren, konnte Niemand beurtheilen; ſie hatte ſich warm und bequem in einen tiefpurpurrothen Shawl gehüllt, und da ſie weder Lorgnette noch Opernglas brauchte, ſo blieb ihre Figur, ſogar ihre Hand unſichtbar — woraus die Damen den logiſchen Schluß zogen: die Geſtalt entſpreche nicht der Schönheit des Kopfes. Die Männer hofften das Gegentheil.

In der Loge neben Ondine ſaß Fürſt Caſimir P. Da er während der ganzen Oper eben ſo unbeweglich den Rükken gegen die Bühne kehrte, wie ſie das Geſicht: ſo hatte Niemand ſie beſſer und näher geſehen, als eben er, und auf Niemand hatte ihre Schönheit einen lebhafteren Eindruck gemacht.

„Gott ſei Dank, ſagte er zu einem Freunde, da iſt endlich einmal ein neues, frappantes Geſicht. Nun kann man doch wieder acht Tage lang mit Intereſſe in's Schauſpiel gehen!“

„Vielleicht länger.“

„Nein, denn entweder ſie reiſ't oder bleibt; in jedem

Fall ſucht man ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich wünſchte, ſie reiſ'te ab und ich wäre genug von ihr hingeriſſen um ihr nachzureiſen — denn dies langweilige Leben iſt beim Himmel nicht mehr zu ertragen. Wenn ich nicht meinen Onkel erwarten müßte, wär' ich längſt fort."

„Aber ſeit wann nimmſt Du ſolche Rückſichten auf den Onkel?"

„Diable! ſeit mein Geld zu Ende geht."

„Excellent! wann haſt Du denn je etwas gehabt?"

„Wenn ich ſage „mein Geld", ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich meinen Credit meine. Vielleicht wird meine Liebe heftig genug, um den Onkel und die Juden zu plantiren, und jenen göttlichen Augen nachzuziehen. Wer kann es ſein? Engländerin? ſie ſieht zu ſchelmiſch aus; Deutſche? zu ungezwungen; Franzöſin? ſie hat keine Toilette gemacht! Polin? Diable, wenn's eine Landsmännin wäre!"

„Du magſt Recht haben! ich mögte den Mann anreden."

„Den Mann, mein Lieber? was geht uns der an?"

„Vielleicht kann der Logenmeiſter Auskunft geben, wenigſtens den Namen nennen." — Ladislav zog auf Erkundigungen aus, und war ſo glücklich zu erfahren, daß der Graf Ohlau dieſe Loge auf ſechs Monate genommen habe und ſich darin befinde.

„Alſo warte ich vor der Hand ſehr gern auf den Onkel", ſagte Caſimir, nachdem ihm der Freund ſeine Nachrichten mitgetheilt.

„Die göttliche Frau wird die Königin dieſes Winters werden." Aber Ladislav's Prophezeiung ſchien nicht wahr werden zu ſollen, denn Ondine kam nicht in die Geſellſchaft,

und das Theater war, außer der Promenade, der einzige Ort, wo die Herren Gelegenheit hatten sie aus der Ferne zu bewundern. Ihre Lebensweise war ihrem Plan gemäß, und sie wünschte nicht sie zu verändern.

„Giebt es denn etwas Stupideres auf der Welt, als einen eifersüchtigen Gemal?" fragte einst Casimir in einem Zirkel seine Freunde.

„Ja! einen gefälligen."

„Aber etwas Unbequemeres giebt's nicht."

„Und so hors de saison! wer ist denn jezt von so schlechtem Ton eifersüchtig zu sein?"

„Und wozu hilft's? über lang oder kurz wird er doch düpirt."

„Gegen wen richtet sich denn eigentlich diese Diatribe?" fragte einer, der noch nicht so recht in das Interesse des Kreises eingeweiht war.

„Quel chinois!" murmelte Casimir.

„Gegen den Mann der schönsten Frau in Europa."

„Bah! bah! nur nicht so kolossale Uebertreibungen."

„Was Uebertreibungen! Casimir versteht sich auf Weiberschönheit und behauptet die Ohlau sei das nec plus ultra. He, Casimir?"

„Ja, rief dieser, ich bleibe dabei! und ich finde es schändlich und barbarisch, daß der Ohlau sie gleich einer Odaliske in's Serail sperrt. Aber ich setze Himmel und Hölle in Bewegung, sie soll heraus! ist sie aber erst heraus" ... —

„Oho, nicht vorschnell! sie soll ihren Gemal zärtlich lieben."

„Noch immer? der älteste der beiden deliziösen Knaben,

mit denen sie täglich spazieren fährt, ist doch wenigstens fünf Jahr."

„Und wenn auch! L'un n'empêche pas l'autre. Die Frauen, die ihren Gemal zärtlich lieben, sind des Liebens so gewohnt, daß man am leichtesten bei ihnen reüssirt."

„Könnte sie nicht zufällig tugendhaft sein?"

„Desto besser! so ist man vielleicht der Einzige, und gewiß der Erste. Ich bete die tugendhaften Frauen an."

„A leur tour! es wäre traurig, wenn das Tugendhaftsein das Angebetetwerden ausschlösse."

„Bah, Casimir! wozu das Adjektiv? Sie beten die Frauen an."

„Bewahre! vom Anbeten ist nicht viel bei mir die Rede, wenigstens nicht lange, weil den Frauen im Allgemeinen nicht damit gedient ist. Aber da die tugendhaften die Laune haben, daß die Liebe sich ihnen nur im Gewande der Anbetung nahen dürfe, so kann man ihnen wol den Spaß der Maskerade machen."

„Bei der Ohlau lohnt es sich wenigstens der Mühe. Sie war heute im violetten Sammetpelz auf der Promenade unvergleichlich schön. Da ihr Mann sie begleitete, so verließen sie den Wagen, und gingen einige Mal in der großen Allee auf und nieder. Sie hat einen ganz schwebenden Gang und einen wahrhaften Elfenfuß. Wir drängten uns auch Alle an den Wagen um sie einsteigen zu sehen."

„Diable! daß mich die einfältige Euphemie so lange festhalten mußte! Ich habe sie nicht gesehen! wie sah sie aus — ich meine die Ohlau."

„Sie lächelte ein wenig verlegen."

„Das Lächeln war natürlich, die Verlegenheit Koketterie."

„Möglich, obwol es nicht so aussah.“

Ondinens Verlegenheit am Morgen war keineswegs Koketterie gewesen; sie fand wirklich die Herren außerordentlich unbescheiden, sie mit und ohne Brillen und Lorgnetten anzustarren, als ob sie eine Tänzerin sei.

„Daran mußt Du Dich gewöhnen, sagte Askanio; wenn man Dich kennt, wird es aufhören.“

„Es ist wahr, ich habe nicht bemerkt, daß sie andre Damen so impertinent angegafft hätten,“ erwiderte sie unbefangen.

Fürst Casimir machte aufs Eifrigste der schönen einfältigen Frau des ersten Ministers den Hof. Sie langweilte ihn aufs Aeußerste, und er sann nur darauf, sie vor der Hand zu seinen Absichten zu brauchen, und wenn diese erreicht wären, mit ihr zu brechen. Eines Abends kam er in ihre Loge, setzte sich mit dem Rücken gegen das Publikum und schwatzte ihr tausend Fadaisen vor, die sie sehr amüsirten. Auf einmal sagte er:

„Ihrer Loge gegenüber sitzt die Gräfin Ohlau. Sagen Sie mir, ob Sie sie auch so schön finden, wie man es hier will.“

Die Ministerin entgegnete: „Frauen sind nicht unparteiisch, wenn es die Beurtheilung schönerer Frauen gilt.“

„Schönerer — à la bonne heure! indessen — diese ist Ihnen nicht gefährlich, sie wird Niemand ecrasiren. Dulden Sie sie immerhin neben Sich.“

„Dulden? mein Gott, ich habe gar nichts mit ihr zu thun.“

„Wissen Sie wol, daß Graf Ohlau gesagt hat, die hie-

ſige Damengeſellſchaft ſei deshalb ſo wenig zuvorkommend gegen ſeine Frau, weil ſie ihre Schönheit fürchte?"

„Abgeſchmacktes Geſchwätz! wenn er ſeine Frau zu Niemand führt, wie ſoll man denn zuvorkommend gegen ſie ſein oder nicht."

„Ja wol, abgeſchmacktes Geſchwätz! denn ich weiß aus ſicherer Quelle, daß er herzlich froh iſt, wenn ſich Niemand um ſeine Frau bekümmert, theils weil er eiferſüchtig wie ein Türk, theils weil ſie von unbeſchreiblicher Gaucherie iſt."

„Wirklich? woher wiſſen Sie das?"

„Er hat einige gute Freunde, die öfter bei ihm ſpeiſen, und die nicht mehr das allgemeine Entzücken theilen, ſeit ſie die Frau in der Nähe geſehen und ſie geſprochen haben. So etwas wird denn bald durch die guten Freunde bekannt."

„Wie ſchade, daß eine ſo hübſche Perſon ſo gauche iſt."

„Und doppelt muß es neben dem Mann auffallen, denn er iſt liebenswürdig und gewandt wie wenige."

Nach einigen Tagen drang der Miniſter, der häufig in Geſchäften mit Askanio zuſammenkam, lebhaft in ihn, ſeiner Frau doch ſo bald als möglich die Bekanntſchaft der Gräfin zu gönnen. „Ihre Frau Gemalin muß ſich hier außerordentlich langweilen, da ſie Ihre Geſellſchaft faſt ganz entbehrt; erlauben Sie uns etwas zu ihrer Unterhaltung beitragen zu dürfen — ſagte er, und fügte lächelnd hinzu: oder ſollte es wahr ſein, was man behauptet, daß jede innige Liebe mit Eiferſucht verwebt ſei?"

Askanio antwortete auch ſcherzend, verſprach jedoch ſeine Frau recht bald zur Miniſterin zu führen, und theilte dann Ondinen dies Vorhaben mit.

„Gut, ſagte ſie, die Frauen ſind hier vielleicht liebenswürdiger wie die Männer; wir wollen ſie kennen lernen.“

Und ſie gingen in eine glänzende Soiree der Miniſterin. Das war der Sprung über den Rubikon. Eine Bekanntſchaft zieht funfzig andere nach ſich. Wer einen Fuß in das Rad der Geſellſchaft geſtellt hat, wird mit fortgewirbelt. Ondine ward es; anfangs unwillkürlich, ſpäter weil dies ganz neue Leben ſie amüſirte. Sie ritt und tanzte, ging auf Bälle und Soireen, putzte ſich und mediſirte ein wenig — ganz wie die andern Frauen, und dennoch ganz anders: abſichtlos. Askanio gönnte ihr gern dieſe Vergnügungen, und freute ſich, daß ſie ſich ſo leicht und unbefangen in dieſer fremden Welt bewegte. Für ihn war ſie immer dieſelbe an Zärtlichkeit und Hingebung. Wünſchte er einen Abend zu Hauſe zu bleiben, ſo blieb ſie, auch wenn der glänzendſte Ball und das friſcheſte Ballkleid ihrer warteten, und war eben ſo heiter und anmuthig ihm allein gegenüber, als umringt von dem eleganteſten Männerkreiſe.

Fürſt Caſimir war natürlich einer der erſten, der ihr ſeine Huldigung darbrachte. Schön und gewandt, und mit jenem Glanz geſchmückt, den das Unglück ſeines Vaterlandes, worin auch das ſeiner Familie verwickelt war, ihm lieh, konnte es nicht fehlen, daß er auch von Ondinen, wie von allen Frauen, bemerkt ward. Sie tanzte gern mit ihm, ſie hörte ihn noch lieber ſingen — allein es blieb bei dieſem geſellſchaftlichen Intereſſe. So lange er von allgemeinen Dingen ſprach, ging ſie theilnehmend in die Unterhaltung ein; ſobald er noch ſo leiſe, noch ſo verſteckt, ſie inniger für ſich zu gewinnen ſuchte, ſah ſie ihn mit Augen voll ſo deſolanter Munterkeit an, daß er bisweilen heimlich ſich ſagte: ſie iſt

nicht zu gewinnen, ſie durchſchaut mich. Indeſſen verſuchte er auf anderem Wege zum Zweck zu kommen, und die Ungewißheit ſeines Sieges, ſo wie die Anſtrengung, welche es ihn koſtete, um dies arme kleine Herz zu erringen, gab ihm eine innere Aufregung, die in der That einen Anſtrich von mächtiger Leidenſchaft hatte.

Er zog ſich von Ondinen zurück. Man kann ſicher ſein, daß jede Frau ein ſolches Zurückziehen bemerkt, und was mehr iſt — höchſt ungern bemerkt, ſchon dann, wenn ſie frühere Huldigung gleichgültig oder abweiſend aufgenommen; wie viel mehr, wenn der Mann ihr intereſſant oder angenehm iſt. Gewöhnlich werden dann Minen angelegt, um ſeine Verſchanzungen in die Luft zu ſprengen; doch Ondine ließ ſich nicht darauf ein, ſie brauchte keine Argliſt, weil ſie keine ahnte. Sie fragte den Fürſten, weshalb er unſichtbar für ſie werde.

Er antwortete ernſt: „Was ſoll ich bei Ihnen? Sie brauchen mich nicht.“

„O doch! z. B. am Piano. Täglich mögte ich Sie Ihre ſchönen Lieder ſingen hören.“

„Für ein Paar Dukaten ſingt Luigi Ihnen ſchönere vor.“

„Nun gut! aber für ein Paar Dukaten kann ich mir keinen Mazurkatänzer kaufen.“

„Das iſt auch nicht nöthig, weil alle Männer ſich zu dem Glück drängen werden.“

„Sie ſind langweilig!“ ſagte ſie verdrießlich und kehrte ihm den Rücken. Caſimir jubelte heimlich: „Bravo! dies iſt doch endlich einmal etwas Anderes, als ihre ewige Munterkeit.“ — Er blieb ihr fern. Ondine fing an darüber nachzudenken, ob ſie auf irgend eine Weiſe ihn gekränkt haben

könne; allein sie brachte nichts heraus. Dann fiel ihr ein, er könne üble Nachrichten von seiner Familie erhalten haben, und ihr Mitleid ward rege. Abends in einer Soiree rief sie ihn zu sich, wies auf einen Sitz, der hinter ihr leer geworden war, und fragte ihn so freundlich, ob ihm Unangenehmes widerfahren sei, sah ihm so treuherzig in die Augen, daß Casimirs innerstes Herz gerührt worden wäre, wenn er nur ein Herz gehabt hätte.

Er entgegnete: „Mir ist nichts Unangenehmes begegnet; im Gegentheil! aber .... was fragen Sie mich!"

„Ich frage nicht mehr", sagte sie erschrocken.

„Ich dächte auch, es wäre unnütz, und Sie müßten wissen, for swift such Knowledge comes."

„Lassen Sie doch von der Gewohnheit, stets den Byron zu citiren" — sagte sie verlegen.

„Sobald Sie mir einen Dichter nennen, der ein besserer Dolmetscher meiner Empfindungen sein könnte" ...

„Wie, der tiefe, glühende, melancholische Byron? unterbrach sie ihn staunend; das hätte ich nimmer gedacht."

„Weil Sie mich nicht kennen."

„Warum sind Sie auch so versteckt?" fragte sie heiter und wollte in ihren alten Ton der Munterkeit zurückfallen; aber er rief schnell: „Darf ich denn reden?" mit einem solchen Ausdruck von Glück in Stimme und Blick, daß sie unbesonnen heftig den Kopf schüttelte. Hätte sie kalt gesagt: „Warum denn nicht?" oder eine ähnliche abweisende Phrase, so wäre er nicht im Vortheil gewesen. Jezt nahm er ihn wahr und sagte traurig:

„Sie heißen mich schweigen und wollen mich nicht verstehen, also müssen Sie fühlen, daß Ihre Nähe, sogar Ihre

Freundlichkeit mich nur elend machen können, und darum halte ich mich fern von Ihnen.“

Um Ondinens Lippen schwebte ein kleines spöttisches Lächeln, doch es verschwand, als sie die Augen aufschlug und Casimir ansah. Was die Liebe an Glut, und die Anbetung an Tiefe, und die Wahrheit an Treue hat — das lag auf seinem Gesicht. Er liebt mich wirklich — dachte Ondine, und rasch stand sie auf. Jezt glaubt sie an mich — dachte Casimir und verließ den Saal.

Ilda's Freund, der alte Baron, hat zwar vollkommen Recht: die Männer sind einfältig in der Ehe. Hingegen ist nicht zu leugnen, daß die Frauen in der Liebe wo möglich noch einfältiger sind. Der Gedanke, wirklich geliebt zu werden, ist eine Zauberformel, die einen magischen Kreis um sie zieht, innerhalb dessen sie blind und taub dastehen. Kommt noch gar die Vorstellung hinzu, daß der Liebende schweigt, und wie ein Held, ohne Bitte wie ohne Klage, liebt und leidet, so nistet sich Mitleid in das schwache, weiche Herz. Das sollten die Männer bedenken bei ihren Koketterieen, und ihre Triumphe nicht blos der weiblichen Eitelkeit und ihrer eigenen Unwiderstehlichkeit zuschreiben. Im Gegentheil! die Frauen werden viel mehr von der Fülle und Wärme des eigenen, als des fremden Herzens hingerissen; indessen der Mann in der Liebe allenfalls noch sich beherrschen, aber nie der Liebe der Frau widerstehen kann.

Seit jenem Gespräch näherte sich Casimir wieder der Gräfin, d. h. er erschien, wo sie erschien, und behielt sie unabläſſig im Auge, stand auch bisweilen hinter ihrem Stuhl, und redete einige banale Phrasen mit ihr; übrigens aber tanzte und sang er nicht mehr, und war versunken in seine

Leidenschaft. Wohin Ondine den Blick wendete, begegnete sie dem seinen. Sie mogte mit Andern plaudern oder tanzen, er wußte sich so zu stellen, daß er ihr auffallen mußte. Dies ruhige Benehmen, und vor Allem sein Schweigen, verfehlten nicht ihre Wirkung. Wie plump, wie ungeschickt, wie zudringlich erschienen andere Männer dagegen! „Was thut es denn ob er mich liebt?" fragte sie sich oft heimlich. Sie wollte sich überreden, daß es ihr vollkommen gleichgültig sei; und ach! unausgesetzt flogen die Gedanken zu ihm, und sie war unruhig und zerstreut, wenn er nicht in der Gesellschaft war, und so froh, wenn er dann plötzlich erschien.

Nun wurde er gar krank und mehre Tage unsichtbar. „Was fehlt Ihrem Freunde?" fragte sie besorgt Ladislav.

„Weiß der Himmel! erwiderte der; er schweigt, man erfährt nichts. Seelenschmerz ist der Grund der Krankheit, davon bin ich überzeugt, und ich nicht allein." Er sah sie scharf an.

Sie rief heftig: „Sagen Sie ihm, er müsse bis nächsten Montag gesund sein; dann habe ich ein wunderhübsches Conzert bei mir, und ich habe auf ihn gerechnet."

Ladislav richtete dem Fürsten diese Botschaft aus. „Sie war sehr zerstreut, fügte er hinzu, die Langeweile war deutlich auf ihr allerliebstes Gesichtchen gemalt. Ich habe nie ein pikanteres Wesen gesehen. Wärst Du nicht mein Freund, bei Gott, ich träte mit Dir in die Schranken."

„Versuch' es", sprach Casimir kalt.

Am Montag Morgen ließ sich der Fürst bei Ondinen melden. Ein heller Freudenstral überflog ihr Antlitz und blieb in ihrem Auge hängen, als er eintrat. Er bat um Verzeihung, daß sein Befinden ihm noch nicht gestatte am

Abend zu erscheinen; er habe ihr aber für ihre freundliche Erinnerung danken müssen. Das Piano war offen; er setzte sich daran, fing an wunderschön zu phantasiren, und endlich zu singen. Nie hatte er mit diesem Feuer, dieser Innigkeit gesungen. Bald war Glut in seiner Stimme, bald fühlte man Thränen darin. Aus Ondinens Augen rollten sie längst über die blühenden Wangen.

Da kehrte er sich plötzlich zu ihr: „Weinen Sie um mich?“ fragte er mit tiefer, gepreßter Stimme. Sie antwortete nicht, sondern legte die Hand über ihre Augen und weinte heftiger. Da stand er rasch auf, ergriff diese Hand, bedeckte sie mit heißen Küssen, und eilte fort. Als Ondine sich ein wenig erholt hatte, war ihr erster Gedanke sich in Askanio's Arme zu werfen und ihm Alles zu sagen; ihr zweiter die Frage: was sie ihm zu sagen habe? — Sonst erzählte sie ihm lachend alle Fadaisen, alle Schmeicheleien, die sie im reichen Maaß zu hören bekam; allein von Casimir sagte sie nichts, es wäre ihr unmöglich gewesen, ihren Mann dabei anzusehen, geschweige sich darüber lustig zu machen. Das verdiente der arme, edle Casimir nicht. Und dann — er sagte ja kein fades Wort!

Das Conzert fand statt; eine berühmte Pianistin ließ sich hören, Luigi sang himmlisch; alle Welt betete an. Ondine fand, daß die Künstlerin einen harten Anschlag, und Luigi noch nie so ausdruckslos gesungen habe.

Am nächsten Morgen war sie in unbeschreiblicher Unruhe. Sie fing einen Brief für Ilda an; aber Ilda hatte ja kaum den ersten aus der Residenz erhalten. Sie nahm ein Pack neuer Musikalien vor; aber beim gestrigen Conzert waren zwei Saiten auf dem Piano gesprungen. Ihre Söhne

ſollten zu ihr kommen; aber ſie hatten Unterricht. Sie ging aus einem Zimmer in's andere und begoß ihre Blumen. So kam ſie an das ihres Mannes. „Wenn ich ihn bäte eine recht lange Promenade mit mir zu machen!“ fiel ihr ein. Sie klopfte leiſe an, dann ſtärker, dann drückte ſie die Thür auf und blickte hinein. Er war nicht da, und ſein Schreibtiſch ſo arrangirt, daß ſie ſah, er habe nicht daran gearbeitet. „Warum iſt er nicht da, wenn ich ihn brauche!“ ſeufzte ſie, und ging in den Salon zurück. Fürſt Caſimir ward gemeldet. Sie ſetzte ſich ermattet nieder mit jener Abſpannung, die immer auf eine heftige innere Aufregung folgt.

„Muß ich Sie denn ewig um Vergebung bitten! ſprach er; heute geſchieht es der albernen melancholiſchen Romanzen wegen, mit denen ich Sie geſtern ſo traurig machte, wie ich ſelber bin. Es ſoll nicht wieder geſchehen.“

„Ach, ſagte Ondine, die Traurigkeit iſt mir lieber, als alle Fröhlichkeit der Welt.“

„Doch war es das erſte Mal, daß ich Sie traurig ſah und — vergeben Sie dem Egoismus — es that mir wol.“

„Ich war ſonſt auch immer fröhlich, ich bin es noch, nur zuweilen kommt eine unbegreifliche Trauer ohne allen Grund über mich. Ich glaube, daß ich mich langweile, daß mich dies bunte Treiben abſpannt und nervenſchwach macht, und oft ſehne ich mich in die Einſamkeit meines Schloſſes zurück.“

„Aber Sie denken doch nicht daran uns zu verlaſſen?“

„Nein. Mein Mann würde es nicht gern ſehen.“

„Und ich — und wir Alle ... o Gräfin, wie können Sie Sich fortſehnen, da Sie doch wiſſen, daß mich Ihre Gegenwart beglückt, daß ich nur in den Stunden lebe, wo

ich Sie sehe, daß Sie meine ganze Existenz durch die Magie Ihres Daseins verklären? Ondine, Sie dürfen und können Sich nicht fortsehnen."

Er kniete halb ernsthaft, halb scherzend auf ein Polster zu ihren Füßen nieder und fuhr fort: „Ich flehe um Widerruf."

„Frauen gelten nun einmal für inconsequent, also kann ich schon mein Wort zurücknehmen. Aber stehen Sie auf, und singen Sie; dann sind Sie am liebenswürdigsten."

„Man ist es immer, wenn man sich ohne Hehl zeigt: Aber ich kann heute nicht, ich habe Brustweh, bin schon ganz in der Frühe zwei Stunden lang heftig geritten, und es war kalt."

„Wie unvorsichtig! und weshalb?"

„Es zerstreut mich; in der heftigen Bewegung bin ich keines Gedankens fähig. Doch ich will versuchen ob" . . .

„Nein, nein! nicht heute! morgen wird es besser sein — dann!"

„Also morgen", sagte Casimir mit freudestralenden Augen.

Und so kam er täglich, und täglich wurde er Ondinen unentbehrlicher. Die beiden Stunden zwischen eins und drei absorbirten sie ganz und gar. Sie wußte von keinem Abend und keinem Morgen, von keiner Vergangenheit und keiner Zukunft mehr. Sie dachte nichts, als diese zwei Stunden. Die Gegenwart ihres Mannes war ihr peinlich, denn sie hatte ihm nichts zu sagen; an Casimir sagte sie Alles, was ihr eben einfiel, er war nachsichtiger, freundlicher, er liebte sie, wie Askanio sie nie geliebt hatte, nie lieben konnte. Auch war ihr Mann mehr als je von Arbeiten und gesell-

schaftlichen Pflichten in Anspruch genommen. Auch ihre Söhne sah sie weniger. Der Vater wollte, daß sie früh an ernste Beschäftigung sich gewöhnten und hatte einen Gouverneur bei ihnen angestellt. Ob es möglich sei, daß sie Casimir liebe, daran dachte sie nicht. Wozu auch? er hatte sie ja nie darum gefragt, und würde es nie thun — dessen war sie gewiß.

Weshalb hätte wol Casimir sie fragen sollen? Er wußte längst, daß sie ihn liebte — und wie liebte!

Askanio trat eines Abends in das Kabinet seiner Frau. Es war unerleuchtet, nur die Straßenlaternen warfen einen röthlichen Schein hinein, so daß er Ondine erkennen konnte, die auf der Chaise longue lag.

„Bist Du krank?" fragte er besorgt.

„Nein."

„Weshalb denn ohne Licht? unangekleidet? was fehlt Dir?"

„Ich bin — ich war bei den Kindern, das hat mich aufgehalten."

„Aber wenn Du mit mir zur Ministerin gehen willst, so kleide Dich an; es ist gleich zehn Uhr." Er schellte der Kammerfrau und ging in den Salon, während sie sich zur Toilette begab. Als sie nach kurzer Frist eintrat, in lichtblau und Silber gekleidet, sah sie aus wie eine Libelle, die im Sommer über dem Wasser schwebt, so zart, so graziös, daß Askanio den Versuch machte, sie zu umarmen. Sie wand sich aber schnell aus seinem Arm und sagte fast ängstlich: „Laß mich! laß mich!" — und als er sie verwundert ansah, setzte sie hinzu: „Du chiffonnirst das Kleid."

„Nun, nun! erwiderte er, es würde nicht das erste

Mal ſein! aber Ondine, Du biſt ſo blaß — was fehlt Dir?“

„Nichts, gar nichts! ich glaube, dies blaſſe Blau ſteht mir nicht, dann iſt es auch ſehr dunkel hier. Komm' nur.“

Sie langten ſpät auf dem Balle an; dennoch war Caſimir nicht da. Ondine hatte mit einem Blick die Zimmer durchſpäht, dann den Tanzſaal — er war noch nicht da. Aber er mußte kommen! Wie konnte er ſie heute warten laſſen — gerade heute, wo er wichtige Briefe von ſeinem Onkel erwartete! O wie wichtig waren ihr dieſe Briefe! wenn der alte General kam, ſo ſtand ihr vielleicht der Abſchied von Caſimir ſehr nah. Das hatte er ihr am Morgen geſagt, und immer, immer wiederholt, weil ſie es gar nicht begreifen konnte. Und jezt ließ er ſie warten!

Sie ſchlug einen Tanz aus; es ſchien ihr eine Marter in Reih' und Glied gebannt zu ſein und Caſimirs Eintritt nicht ſogleich zu gewahren. Dann nahm ſie einen Tänzer an, in der Hofnung, der lebhafte Walzer werde ſie betäuben. Sie tanzte, ſie ſprach — ohne auf die Muſik noch auf die Unterhaltung ihres Tänzers zu achten. Plötzlich trat Caſimir in die Thür und lehnte ſich ruhig an den Pfeiler, weil er ſie tanzen ſah. Sie walzte eben, aber ſie nahm ihn doch wahr, und die Freude lieh ihr Flügel, daß ſie wie ein Elf dahin flog; denn Caſimir ſah heiter aus, alſo hatte er gute Nachrichten für ſie.

„Ich weiß Alles, rief ſie, als er nach dem Walzer ſie begrüßte; der Onkel kommt noch nicht — vor der Hand. Nun iſt Alles gut.“

Die Liebe kennt keine Zeit, nur eine Ewigkeit; deshalb iſt ihr ein Tag ſo lang wie Jahrhunderte.

„Dreiwöchentliche Frist hab' ich, sagte Casimir, dann" ...

„Still!" rief Ondine, krampfhaft den Finger auf den Mund drückend.

In diesen drei Wochen that sie Alles um ihn zu fesseln, und Casimir hätte sich glücklich nennen können, wenn nicht ein Hauch von Reue oder Mitleid bisweilen störend durch seinen Sinn geflogen wäre. Dann sagte er sich zwar heimlich, wie zur Beruhigung: sie ist so schwach, sie wird sich trösten und mich vergessen, denn was vergißt nicht ein Weib! — Doch wenn er zu ihr kam und sah, mit welchem Delirium von Freude sie ihn empfing, und hörte, mit welchem Entsetzen sie jede Möglichkeit einer Trennung abwies, so durchrieselte ein Schauer von Bangigkeit den sonst so leichtsinnigen, übermüthigen Mann.

„Du kannst nicht gehen, Casimir, sagte Ondine, jezt nicht mehr, und Du willst auch nicht. Hättest Du wirklich gewollt, so wärst Du früher gegangen. O Du kannst nicht wollen! Sprich doch, Casimir! sage nein!"

„Lieber Engel!"

„Nenne mich nicht immer so! Du könntest es am Ende glauben und mit mir umgehen, als ob ich ein Engel wäre, der nichts von Schmerzen und Verzweiflung weiß, und in seinem ewigen Himmel keine Hölle ahnt. Ich bin kein Engel! — Aber sage doch nein, Casimir! was kann Dir denn an dem armseligen Wörtchen liegen?"

„Wenn Du mich bittest, sag' ich tausend Nein, Ondine."

„Recht, o Recht! so mußt Du immer sprechen" — sagte sie mit gepreßter Stimme, durch die der innere Jubel herauszitterte, denn sie glaubte an dies zweideutige Nein, für

den Augenblick wenigſtens, und warf ſich mit ſo triumphirender Glut in Caſimirs Arme, daß er ſelbſt unſicher war, ob er herrſche oder beherrſcht werde.

Und Askanio? — Askanio dachte: es iſt nichts! es kann und darf ja nicht ſein! ich müßte ſie verachten, und mein Weib iſt nicht dazu geſchaffen, um von mir verachtet zu werden; aber bei einer ſchicklichen Gelegenheit ſoll ſie fort. — Er konnte nicht fragen, noch forſchen — ſein ganzer Stolz lehnte ſich dawider auf, ihr eine Ahnung von Mißtrauen zu zeigen. Aber derſelbe Stolz verhinderte ihn auch auf irgend eine Weiſe mit ſeiner alten Liebe gegen die neue Liebe in die Schranken zu treten. Er mogte ſich keine Mühe geben, um das wieder zu gewinnen, was er als ſein unverlierbares Eigenthum anſah; er mogte es ſich nicht geſtehen, daß er auf dem Punkte ſei es zu verlieren. Aber die Rettung eines geliebten, vom Untergang bedrohten Geſchöpfes ſollte der Ueberwindung des Stolzes werth ſein! Ach, er wird bisweilen überwunden, wenn der rechte Moment verfehlt, wenn es zu ſpät iſt.

Es verging ein Morgen, ohne daß Caſimir bei Ondinen erſchien, ein Tag, ohne ihr Brief oder Botſchaft von ihm zu bringen. Was war ihm geſchehen? ein Unglück? vielleicht fort ... — Kalter Schauer ſchüttelte ſie. Ihre Hofnung war auf den Abend geſtellt, wo er in der Soiree des ruſſiſchen Geſandten gewiß erſcheinen würde. Eine Stunde vor der Zeit wollte ſie ſchon an ihre Toilette gehen, da trat Askanio in ihr Kabinet und ſagte:

„Ich bringe Dir eine Nachricht, die Dich freuen wird. Ich habe auf einige Wochen mich beurlaubt und in den er-

ſten Tagen können wir nach Oblau gehen und uns am Früh-
ling erquicken."

„Himmel, warum ſo plötzlich!"

„Wir bedürfen Beide der Erholung, Ondine, wir wer-
den ſie dort finden, freie friſche Luft athmen, grüne Bäume
ſehen — Du freuſt Dich nicht?"

„Morgen, Askanio, morgen!"

„Morgen? was ſoll das heißen, Ondine? Du delirirſt."

„Ich meine — morgen wollen wir von der Sache ſpre-
chen und ſie arrangiren — heute bin ich ſo unwol, das heißt
ſo fatiguirt ... und nun muß ich mich ankleiden."

„Ich verberge Dir nicht, daß ich hauptſächlich Deinet-
wegen gehe, denn Du biſt in einem Zuſtand von nervöſer
Aufregung, der — nicht ſein ſollte. Einſamkeit, Ruhe und
Stille werden Dir wol thun, hoffe ich, wünſche ich."

„Außerordentlich wol! ich glaub' es auch. Aber mein
Kopfweh macht mich heute jedes Gedankens unfähig."

„So dächte ich, Du bliebeſt zu Hauſe und gingeſt zu
Bett."

„Im Gegentheil, ich muß mich betäuben. A revoir."

Sie entſchlüpfte. Eine Stunde darauf trat ihr im Sa-
lon des Geſandten Caſimir entgegen und flüſterte ihr zu:

„Ich war keiner Minute Herr — darum Vergebung!
mein Onkel iſt gekommen."

Leichenbläſſe legte ſich auf ihr Antlitz und zitternd mußte
ſie ſich ſetzen. Um jedoch kein Aufſehen zu machen, ſuchte
ſie einen heitern Ton und eine lächelnde Miene anzunehmen
und fragte:

„Wohin geht die Reiſe nun?"

„Nach Paris."

„Wann wird ſie angetreten?“

„Am nächſten Dinstag.“

„Dann gehe ich auch.“

„Wohin?“

„Nun, nach Paris! wohin denn ſonſt? ſeltſame Frage.“

Caſimir prallte zurück. Der Ton war ſcherzend, doch in ihrem Blick lag ein fürchterlicher Ernſt.

„Unmöglich! ſtammelte er, das iſt ganz, ganz unmöglich!“

„Wenn ich aber will, wer kann mich hindern?“

„Ich.“

Sie ſah ihn durchbohrend an, dann ward ihr Auge ſtarr, und mit einem dumpfen Seufzer ſank ſie ohnmächtig zuſammen. Es entſtand großes Geräuſch, gewaltiges Gedränge. „Was iſt's? was giebt es?“ fragte Alles. Da durchbrach ein junger Mann die zuſammengehäufte Menge, warf ſich nach Luft ſchnappend auf ein Sopha und ſagte zu einigen Eintretenden:

„Es iſt gar nichts. Die Ohlau liegt in Ohnmacht, weil Fürſt Caſimir vom Abreiſen ſpricht.“

Askanio ſtand hinter ihm. — Ondine war in das Schlafzimmer der Frau vom Hauſe gebracht, und lag ſtarr und bleich, mit Blumen bekränzt, wie eine geſchmückte Leiche auf dem Bett. Es dauerte lange, bis ſie ſich erholte. Da trat ihr Mann ein, dankte den ſie umgebenden Damen, warf ihr einen Mantel um, und trug ſie die Treppe hinab und in den Wagen, ohne eine Sylbe zu ihr zu ſprechen. Auch er ſtieg ein und ſchweigend fuhren ſie fort. Auf ihrem einſamen Zimmer, das Askan ſogleich verließ, nachdem er ſie in ſichern Händen wußte, kehrte Ondine erſt zu voller Be-

ſinnung und zum Schmerz zurück. Caſimir wollte ſie verlaſſen — das war ihr klar — wenn durch die fieberhafte Zerrüttung ihres Kopfes ein Stral von Beſinnung drang.

Caſimir hatte die Soiree gleich nach Ondinen verlaſſen. In ſeinen Mantel gewickelt, ging er die Straße vor ihrem Hauſe hinab. Vielleicht war noch die Thür offen, vielleicht konnte er noch ihre Leute ſprechen, die Kammerfrau, ſie ſelbſt, und ſie wenigſtens ſo weit beruhigen, daß ſie jeden zerſtörenden éclat vermiede. Wie er das bewerkſtelligen wolle, wußte er noch nicht; er vertraute aber ſeiner Gewalt über ſie, wenn er ſie nur ſprechen könne. Ihm folgen, ihm nachreiſen, Alles für ihn verlaſſen, ihre ganze Criſtenz ruiniren — das durfte ſie nicht; denn was ſollte er mit ihr anfangen. „Hätte ich ahnen können, daß ein Verhältniß dieſer Art ſolch eine diablement ernſte Wendung nehmen könne — nie hätte ich es angeknüpft" — murmelte er vor ſich hin. Und das ſagen ſehr viel Männer in ähnlichen Augenblicken; als ob ſie, die immer ihre Abſichten verfolgten, wirklich hingeriſſen worden wären!

Ondinens Haus war ganz unerleuchtet, die Vorhalle und ihr Zimmer in tiefem Dunkel; nur in Askanio's Zimmer war Licht. „Das hilft mir nichts!" ſagte Caſimir unmuthig, nachdem er mehre Minuten in Ungewißheit und Erwartung dageſtanden, und ging in ſeine Wohnung.

Kaum war er am nächſten Morgen aufgeſtanden, als Askanio ungemeldet, und den Kammerdiener bei Seite ſchiebend, in ſein Zimmer trat. Er ſah ſehr blaß und ſehr ruhig aus und ſagte: „Ich komme ohne Ceremonie; bei unſerm Geſchäft, mein' ich, wäre ſie überflüſſig."

Caſimir erhob ſich eben ſo ruhig, trat an einen

Schrank und nahm ein Paar Piſtolen heraus. Aber Askanio rief:

„Nichts da! wenn Blut die Schuld abwaſchen könnte, ſo würde ich Sie auf der Stelle niederſchießen, und Sie ſehen, ich habe keine Waffen mitgebracht.“

„Und was kann ſonſt zu Ihren Dienſten ſtehen?“ fragte Caſimir kalt.

„Ich erſuche Sie auf der Stelle ein Billet an ... an die Gräfin Oblau zu ſchreiben, worin Sie von ihr Abſchied nehmen und ihr ſagen, daß Sie in zwei Stunden dieſe Stadt verlaſſen und ſie nie wiederſehen werden. Ferner werden Sie mir ihr Ehrenwort geben, daß dies pünktlich geſchehen wird.“

„Es war meine Abſicht, in einigen Tagen zu reiſen, ich ſehe nicht ein, weshalb ich meinen Entſchluß ändern ſoll.“

„Weil es nothwendig iſt“ ſagte Askan eiſig.

„Sind Sie das Fatum!“ fuhr Caſimir auf.

„Ich bin die ſichtbare Vorſehung der Frau — die Sie elend gemacht haben. Ich handle nur in deren Intereſſe, und wenn Sie nicht der erbärmlichſte der Menſchen ſind, ſo ſind Sie ihr ein Gleiches ſchuldig.“

„Was wollen Sie mit der Gräfin beginnen?“ fragte unruhig Caſimir.

„Nichts, ſagte Askanio und lächelte bitter; aber ſie ſoll die Ueberzeugung gewinnen, daß es unmöglich iſt, Sie je wieder zu ſehen.“

„Es mag ſo am Beſten ſein“ — ſprach Caſimir nachdenkend, ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb haſtig:

„Um Dir die Todesqual des Abſchieds zu ſparen und mir
„die Folter Dich leiden zu ſehen, reiſe ich heute, jezt,

„gleich, meine geliebte Ondine. Wenn Du dieſe Zeilen „erhältſt, bin ich ſchon fern, fern auf immer, wir dürfen „uns nicht wiederſehen. Mache mir nicht den unſäglichen „Schmerz, mir vorwerfen zu müſſen, daß ich Deine äu„ßerliche Exiſtenz ſo zertrümmert, wie ich Dein zartes, „ſchönes Herz zerriſſen habe. Vergiß, Du lieblicher En„gel, den Menſchen, der Dich grauſam aus Deinem Him„mel geſtürzt hat, und vergieb ihm dieſen neuen Schmerz.

Caſimir."

Er wollte das Blatt ſiegeln; aber Askan, der während des Schreibens im Zimmer auf und nieder gegangen war, rief:

„Das iſt nicht nöthig! ich bringe ihr ſelbſt das Blatt, denn ſie ſoll wiſſen, daß ich Alles weiß." Er nahm es, überflog es, ſagte bitter: „Gut ſo!" und wandte ſich dann zu Caſimir:

„Jezt Ihr Ehrenwort, daß Sie binnen zwei Stunden die Stadt verlaſſen und nie den Verſuch machen werden die Unglückſelige je wiederzuſehen."

„Ich geb' es" — ſagte Caſimir, und ohne Gruß ging Askanio.

Der Fürſt ſchellte ſeinem Kammerdiener. „Pferde! Einpacken auf der Stelle! Je ſchneller fort, deſto beſſer!" — Ihm war eine Centnerlaſt von der Bruſt gehoben; nach ſeiner Meinung war Alles beendet. Er flog zu ſeinem Onkel, um ihm zu ſagen, daß er denſelben funfzig Meilen von hier erwarten würde, bat ihn überall Abſchiedskarten für ihn hinzuſenden, ſeine Geldangelegenheiten zu berichtigen, und als der Onkel Alles verſprochen hatte, eilte er zurück, um beim

Packen ſelbſt Hand anzulegen und die Abreiſe zu beſchleunigen.

Askanio ging während der Zeit zu Ondinen, fand ſie in fieberhafter Aufregung, doch völlig gekleidet, als ob ſie Jemand erwarte, reichte ihr das Blatt, ſagte: „Lies, und faſſe Dich; es iſt unwiderruflich“ — und verließ ſie. Sie entfaltete es mechaniſch, dann erkannte ſie Caſimirs Hand und las, aber zerſtreut; denn wie kam ihr Mann dazu? Sie las es aber einmal, zwei- und dreimal; da hatte ſie es verſtanden. Ihre Hände waren eiskalt, krampfhaft ſchlugen ihre Zähne aneinander, eine kalte Fauſt krallte nach ihrem Herzen; da raffte ſie ſich auf und ſagte; „Es iſt nicht ſein Ernſt, Askan hat ihn gezwungen! ich muß das wiſſen — ehe es zu ſpät iſt.“

Sie holte ſich Handſchuh und Hut, zog den Schleier vor's Geſicht und ſchlüpfte behend die Treppe hinunter, aus dem Hauſe.

In Caſimirs Vorzimmer war Alles in haſtiger Verwirrung. Da ſtanden halbgefüllte Koffer, da lagen Kleider, Bücher, Papiere, Waffen, da kramten die Bedienten aus und ein, und trugen Sachen ab und zu. Da trat Ondine ein und ſah, daß es Ernſt war. Die Leute, an ähnliche Beſuche bei ihrem Herrn gewöhnt, ſahen ſie kaum an. Einer machte ihr flüchtig die Thür des Zimmers auf, und wies nach einem Kabinet. Da ſaß Caſimir, den Rücken ihr zugewendet, Kaſſetten und Porteſeuille ordnend, und ihren leiſen Tritt nicht beachtend. Sie ſchlug mit der einen Hand den Schleier zurück und legte die andre auf ſeine Schulter; er fuhr empor und erkannte ſie mit Entſetzen. Sein erſter Gedanke war: „Sollte Sie wahnſinnig ſein!“ — denn Aug' und Wange

brannten in krankhafter Glut, und ihre ganze Erscheinung war vollkommen haltungslos.

„Ondine, Du quälst mich fürchterlich, sprach er beängstigt; was willst Du hier?"

„Dich sehen, sehen, o nur sehen, Casimir" — sagte sie mit unendlich schmerzvollem Ausdruck, schlang den Arm um seinen Nacken, lehnte den Kopf an seine Brust, und schien ruhig entschlossen so zu leben oder zu sterben. Casimir war auf der Folter.

„Besinne Dich, Ondine! Welch gräßlicher Zustand ... ich gab Deinem Mann mein Ehrenwort Dich nicht zu sehen ... Du mußt bei ihm bleiben. Nicht wahr, Engel? Sieh, ich gehe fort, weiß Gott wohin, nach Algier, nach Amerika — Du mußt bleiben" ... —

„Bei Dir", sagte sie fast unhörbar. Da blies der Postillon.

„Nun so komm' mit mir zu Deinem Mann, rief Casimir in Verzweiflung, er soll entscheiden."

Er ließ sie auf ein Sopha nieder, während er sein Portefeuille ordnete, dann gab er den Leuten seine Befehle, und als der Wagen gepackt war, führte er Ondinen hinab, ließ sie einsteigen, und hielt in wenigen Minuten vor ihrem Hause. Askan sah Beide mit kalter Verachtung in sein Zimmer treten, und sagte zum Fürsten:

„Ich hätte mir vorstellen können, daß Sie Ihr Ehrenwort auf diese Weise halten würden."

„Davon ist gar keine Rede mehr!" sagte der ungeduldig.

„Und Sie wollen ein Edelmann sein! rief Askan empört; der geringste meiner Stallbedienten handelt nicht ehrloser!"

„Askanio! rief Ondine zu seinen Füßen sinkend, es ist nicht seine Schuld — ich suchte ihn auf! ich liebe ihn, ich kann nicht von ihm lassen.“

„Und das wagst Du mir zu sagen?“

„Ich muß es Dir sagen, damit Du mir meine Freiheit giebst.“

„Und diese Freiheit willst Du benutzen, um aus den Armen eines Mannes in die eines andern zu sinken? nimmermehr! das entwürdigt Dich!“

„Und wenn ich“ ... —

„Schweig! rief er heftig, und dunkler Zorn flammte in seinem Auge; laß mich nicht vergessen, daß Du die Mutter meiner Söhne bist — denn das bleibst Du, wenn Du auch aufhörst meine Frau zu sein.“

„Ich kann Dir nichts, gar nichts mehr sein, Askanio; ich war ein Kind, als ich Dich heirathete, wußte von nichts, am wenigsten von der Liebe — gieb mir meine Freiheit.“

„Hab' ich Dich je gekränkt, Ondine? war ich Dir nicht immer ein treuer, sorgsamer Freund? hast Du je bei mir eine Ahnung von Kummer gehabt? ruht denn etwas Anderes als eine lange, liebliche Erinnerung auf diesen sieben Jahren der Blütenzeit Deines Lebens, wo Du unschuldig und glücklich warst?“

„O das ist ja vorbei, Askanio!“

„Wol ist's vorbei, Unglückliche, aber darum trage das Schicksal, das Du Selbst verschuldet hast, und versuche nicht mit frecher Hand aus dem zertrümmerten Göttertempel Deines Glücks Dir eine klägliche Hütte zu erbauen. Mit Deinen Erinnerungen fängt man kein neues Leben an — fängst

Du keines an, denn Du wirſt bereuen, und dann erſt recht elend ſein."

„Ob elend, ob ſelig, gilt gleich — wenn ich nur bei ihm bin."

„Und wäre er ein andrer Mann, ein ſtarker, feſter, der Dich ſchirmte und ſchützte — aber dieſer verläßt Dich und Du gehſt unter. Du mußt enden, wie Du begonnen haſt, denn eine zerriſſene Exiſtenz iſt keine mehr, iſt nur — eine Schmach, und wenn Du ſie auch ertragen könnteſt, ich könnte es nicht."

„Graf, unterbrach ihn Caſimir, Ihre Ehe iſt zu löſen. Sie ſehen, wie entſchieden die Gräfin iſt, alſo geben Sie ihr die Freiheit, und von demſelben Augenblick an bin ich ſtolz, wenn ſie mir ihre Hand reichen will."

„Ondine, Du ſcheideſt von Allem, von Frieden, Ehre, Glück und Ruhe, von Deinen Kindern" ... —

„Ich kann nicht Mutter Deiner Kinder ſein, Askanio! Barmherzigkeit! gieb mir die Freiheit!"

„Wolan, ſie ſoll Dir werden" ... —

„Großmüthigſter, edelſter der Menſchen!" rief Ondine in Thränen ausbrechend.

Auch Caſimir wollte etwas von Dank ſtammeln, doch Askan ſprach abwehrend:

„O nichts, nichts davon! Es bleibt dabei, daß Sie, Fürſt, vor der Hand reiſen — die kurze Trennung wirſt Du ertragen können, Ondine! — Die Welt hat dann weniger zu reden, und das iſt immer gut. Du bleibſt hier. Ich gehe, wie es meine Abſicht war, nach Ohlau, und von dort leite ich Alles ein, wie Du es gewünſcht haſt. Jezt reiſen

Sie, Fürſt, von dieſem Augenblick an ſtehe ich Ihrer Liebe nicht mehr entgegen.“

Caſimir ſchloß Ondine ſtürmiſch in ſeine Arme und der Wagen rollte mit ihm fort auf dem Wege nach Paris. „Diable, wie wird das enden!“ rief er.

Einige Tage darauf trat Askanio nach kurzem Abſchied von Ondinen ſeine Reiſe an. Sie ſah ihn nie wieder. Mit einem zertrümmerten Glück, einem gekränkten Ehrgefühl, einem vernichteten Lebenszweck, einem zerriſſenen Herzen, einem in Grund und Boden, von Innen und Außen zerſtörten Daſein — mogte Askanio nicht mehr leben. „Ich kann nicht die eine Hälfte meines Lebens durch die andre Lügen ſtrafen — das war ſein einziger Gedanke — kann nicht verleugnen, was ich geliebt, kann nicht verachten, was ich geehrt habe.“

Nach vier Wochen erhielt Ondine die Nachricht, daß der Graf auf der Jagd verunglückt ſei. Es fand ſich keine Zeile des Abſchieds für ſie, keine Schrift, in welcher auf ihre projektirte Scheidung hingewieſen wäre, auch in ſeinem kürzlich abgefaßten Teſtament nichts, was auf eine Spannung zwiſchen ihnen ſchließen ließ. Denn obgleich er ihr nicht die Vormundſchaft und Erziehung der Söhne anvertraute, ſo ſagte er doch nur, es geſchehe, theils um ihr die Sorgen der Geſchäfte zu erſparen, theils weil ihr weicher nachgebender Sinn es ihr unmöglich machen würde, eine Knabenerziehung glücklich zu leiten. Ein glänzendes Witthum, das ſie unter allen Umſtänden behielt, war ihr ſchon früher ausgeſetzt. Niemand konnte vermuthen, daß er ſich ſelbſt den Tod gegeben. Als Ilda im Gaſthof zu Landeck ihm ſchrieb, ruhte er längſt in der Gruft ſeiner Ahnen.

Sein Tod traf Ondinens Herz. Sie war zerſchmettert. Heftige Krankheit befiel ſie. Kaum geneſen übergab ſie ihre Söhne den dazu beſtellten Vormündern, und ging nach Italien, wo ſie mit Caſimir zuſammentreffen wollte. Ihr Wagen war es, deſſen Wappen Ilda auf der Höhe des Wormſer Joches ſo beunruhigte.

Fünftes Kapitel.

Es giebt eine Trauer, die durch die Zeit geſchärft, eine andre, die durch die Zeit geſtillt wird. Ildas Trauer um Askan und Ondine empfand den wolthätigen Einfluß der Zeit, denn ihr Herz war durch dies unglückliche Ereigniß tief verwundet zwar, doch nicht zerriſſen; und für Wunden giebt es Balſam und Heilung, aber für Zerſtörung nichts. Ilda hatte durch die Geſandtſchaft Ondinens Aufenthalt in Italien erfahren, und ihr ſogleich nach Florenz geſchrieben, wo ſie in einer kleinen Villa am Ufer des Arno einſam lebte. Ondinens Antwort war voll Dank, Rührung und Liebe für Ilda, und da ſie Caſimir erwartete, ſo ſprach ſie hoffende Zuverſicht aus. Ilda wußte nichts von Caſimir, daher hoffte auch ſie, und faßte Vertrauen für die Zukunft ihrer Couſine.

Die Geſellſchaftszimmer im Ruhenthaler Schloß waren glänzend erleuchtet, und Ilda empfing die Gäſte, die ſie zum Ball eingeladen und nicht eingeladen hatte, denn ihre nähe-

ren Freunde durften heute diejenigen Personen einführen, welche ihre Bekanntschaft wünschten. Sie stand in einem Halbkreis von hohen, prächtigen ausländischen Gewächsen, an den Sockel einer großen Marmorvase gelehnt, ganz einfach weiß gekleidet. Der leichte Musselin, die zarten weißen Federn, ihren Kopfputz bildend, und der Fächer von weißen Federn ließen ihre Gestalt wie aus einem Nebelwölkchen hervortreten und zeichneten sie lieblich auf den grünen Hintergrund ab. Figur, Haltung und Bewegungen hatten jene unnachahmliche Grazie, die aus dem vollkommenen Ebenmaß der Gestalt und aus der vollkommenen Sorglosigkeit, sie geltend zu machen, entspringt. Sie sah freundlich aus; es war nicht die banale Freundlichkeit des Salons, die nur hergebrachte Maske für die Gleichgültigkeit ist, sondern sie freute sich wirklich, alle diese Menschen, die ihr theils bekannt, theils befreundet waren, nach Jahren wieder bei sich versammelt zu sehen. Bisweilen lächelte sie; dann war sie bezaubernd; aber dies Lächeln war selten, wie ein Meteor.

Ein Herr von Werffen war ihr vorgestellt worden, ein Mann, von dem sie viel hatte reden hören als geistreich und talentvoll, tüchtiger Musiker, hübsch komponirend, schön zeichnend. Er hatte einige ihrer Gedichte in Musik gesetzt und sie dankte ihm dafür. Er sagte:

„Ich schmeichle mir in der That, daß mir die Auffassung geglückt ist."

„Von einem gewissen Standpunkt aus — gewiß! entgegnete sie mehr aufrichtig als schmeichelhaft; es ist eine eigene Sache mit der richtigen Auffassung eines Liedes. Zelter, Reichardt und Beethoven haben alle drei „Freudvoll und

leidvoll" komponirt, und wer die Worte nicht hört, glaubt nimmermehr, daß es ein und dasselbe Lied sein könne."

„Und wer hat es, Ihrer Meinung nach, am richtigsten aufgefaßt?"

„Das entscheiden Sie Selbst! Zelters Lied, hausbacken, prosaisch und kühl, singt eine gute Hausfrau, Mutter von sechs bis acht Kindern, wenn sie einmal singt. Reichardts Lied singt das bebende, selige, in Jubel und Weh zerschmelzende, jungfräuliche Herz. Beethovens Lied aber muß die Seele singen, vor der sich die Liebe in ihrer Unendlichkeit wie ein Himmel oder ein Meeresabgrund ausbreitet; da hinein muß sie, ob zum Untergang oder zur Verklärung — gleichviel! sie fragt nicht, sie zögert nicht, sie stürzt sich in ihr Element, und das wird ihr Triumph, wenn auch ihr Tod, sein! — Nun?"

„Sie haben so eben ein neues Gedicht gemacht, gnädige Gräfin, jedoch sind Sie ungerecht, wenn" ...

„Ach, lieber Baron, rief Ilda ihrem alten Freunde zu, kommen Sie denn heute gar nicht!"

„Brav von Ihnen, daß Sie mich vermißt haben! für graues Haar und sechszig Jahre haben die Damen selten diese Aufmerksamkeit. Nun erlauben Sie mir, Ihnen den Herrn Otto vorzustellen, der seit Monaten sich nach dem Glück Ihrer Bekanntschaft sehnt" ... —

„Um vielleicht enttäuscht zu werden" — sagte Ilda zwischen Spott und Ernst, und wandte sich zu Otto. Der trat lebhaft ihr näher und sagte:

„Unmöglich, gnädige Gräfin! Sie stehen längst schleierlos vor mir."

„Das freut mich, erwiderte sie unbefangen, ich glaube,

daß ich nur dadurch gewinnen kann." — Und jenes zauberhafte Lächeln, das einigen Bildern Leonardos solche wunderbare Magie verleiht, glitt über ihre Züge. Es war etwas in Ottos Erscheinung, das sie außerordentlich frappirte. „Der Mensch sieht aus wie ein Mensch, nicht wie eine Puppe" — dachte sie heimlich.

Das ist aber etwas höchst Seltenes; denn der Professor, der Lieutenant, der Kammerherr, der Präsident, sehen immer ganz genau aus wie Professor, Lieutenant, Kammerherr und Präsident, aber gar nicht wie ein Ich, wie ein bestimmtes Individuum. Von Rang, Stand und Beruf lassen sie sich einen hergebrachten Stempel aufdrücken, weil ihnen eben Rang, Stand und Beruf mehr gelten als ihre innere Persönlichkeit, und daher sind die meisten Menschen wie im Atelier die Gliederpuppe, welche disgraziös das Gewand trägt, das ihr der Maler umgeworfen hat, um den Faltenwurf zu studiren. Bei Otto war es unmöglich zu erkennen, welchem Stande er angehöre, welchen Beruf er gewählt. Sein Benehmen hatte eine durchaus aristokratische Aisance, ohne die schlaffe, langweilige Nachlässigkeit der Aristokratie; sein Ton war frei und lebhaft, ohne die brüsken, harten, ungalanten, bürgerlichen Manieren. Zu Gang und Haltung war dieselbe Frische und Ungezwungenheit. Der Kopf war prächtig, von jenem marmorfarbenen, durchsichtigen Colorit, das blonde Männer nie, und brünette höchst selten haben, und das, mit dunkeln Augen und Haar kontrastirend, den stralenden Lichteffekt hervorbrachte, der auf Gemälden von Rembrandt so häufig und so magisch ist. Wenn er schwieg, war der Ausdruck des Gesichts nachdenkend und sehr ernst; wenn er sprach, heiter, fast übermüthig, weil die sehr kurze, scharf-

geschnittene Oberlippe und die blendend weißen Zähne dem Munde einen leisen Anflug von Ironie gaben. Dieser kleine Zug brachte ihn um das Glück, von allen Frauen für einen schönen Mann erklärt zu werden. Frauen hassen nichts so sehr, als die Ironie, wahrscheinlich deshalb weil sie ihnen nicht zu Gebot steht, und ungern lassen sie die Männer mit diesem Ausdruck oder dieser Richtung für schön oder liebenswürdig gelten.

Es wurde lebhaft getanzt, und Jeder unterhielt sich wie er konnte und wollte. Otto trat aus einer Männergruppe heraus, und sah mit untergeschlagenen Armen dem Tanze zu. Ilda, die eben durch den Saal ging, blieb vor ihm stehen und fragte:

„Warum tanzen Sie nicht?"

„Aber welcher Mann ist so glücklich heutzutage bei dreißig Jahren noch tanzen zu können? fragte er dagegen; man hat einst getanzt, als man jung war."

„O nur nicht alt sein! das ist zu langweilig! — Und langweilen Sie Sich nicht hier?"

„Nein! mit meinen Gedanken langweil' ich mich nie."

„Lassen Sie hören, ob Ihre Gedanken wirklich unterhaltend sind. Was dachten Sie vorhin?"

„Wie es möglich ist, daß alle diese Leute so munter tanzen, da sie ja eigentlich in tiefem Schlaf liegen."

„Nachtwandler sind im Schlaf am geschicktesten. Und dann?"

„Ich denke nicht so viel auf einmal" — sagte er lachend.

„Seltsam, was die Menschen sich für Mühe geben ihre Gedanken zu verbergen!"

„Gar nicht seltsam! denn wem liegt daran, daß ich ihm die meinen offenbare?“

„Wenn Alle so dächten, würde Niemand ein Buch herausgeben.“

„Das Genie hat Recht das Gegentheil vorauszusetzen.“

„Dann ist es immer im Nachtheil! es giebt sich hin, es enthüllt sich — und findet keine Wahrheit.“

„Sagen Sie: im Vortheil — denn um seiner Wahrheit willen wird es angebetet.“

„Da könnte ja ein Jeder für diesen Preis die Wonne der Vergötterung genießen.“

„Nein, so dumm sind Gottlob die Menschen nicht, daß sie vor der Offenbarung einer gemeinen oder alltäglichen Natur knieten.“

„Doch umtanzen sie jedes goldene Kalb!“

Herr von Werssen trat heran und mischte sich in das Gespräch. Otto zog sich zurück. Im Lauf des Abends hatte die Gräfin nur Gelegenheit ihm flüchtig zu sagen, daß sie sich freuen würde ihn öfter bei sich zu sehen.

„Wie gefällt Ihnen Otto?“ fragte sie der Baron.

„Gut. Er spricht. Man braucht nicht jedes Wort mühselig wie Funken aus dem Kiesel herauszuschlagen.“

„Und Werssen?“

„So, so! Er hat noch nicht sein Licht leuchten lassen können. Wir wollen erst hören, wie er das Piano spielt. Es können nicht alle Leute auf dieselbe Weise liebenswürdig sein, und ich bin ganz froh, wenn sie es überhaupt auf irgend eine sind.“

„Er ist wirklich ein sehr schöner Mensch.“

„Wer, lieber Baron?“

„Nun Werſſen! ich meine Sie ſprechen von ihm.“

„Sie wiſſen ja längſt, daß ich keine Blondins liebe.“

„Und Polydor mit ſeinen ſchönen blonden Locken?“

„Ach meinen Polydor hab' ich lieb ohne ihn ſchön zu finden. Ich hatte heute Briefe von ihm. Es geht ihm fortwährend gut. Meine kleine Büſte, die er in der erſten Kunſthandlung aufgeſtellt, hat glänzenden Beifall gefunden, und alle Frauen wollen von ihm gemeißelt ſein. Er kann fodern, welche Bezahlung er will — man giebt ſie ihm.“

„Wenn er nur nicht übermüthig wird.“

„Wol möglich! doch das iſt bei einem ächten Künſtler nur eine Uebergangsepoche — er muß hindurch.“

„Und wenn ihn die Frauen nur nicht verderben, eitel und fade machen; — ſie haben ein eigenes Talent dafür die Männer zu verderben!“

„Ach die armen, unſchuldigen Männer!“ rief ſie lachend.

„Nun, wenn Sie Polydor als eitlen Gecken, als homme à bonnes fortunes wiederfänden, ſo würden Sie doch den Frauen die Schuld beimeſſen.“

„Nie einem Theil allein! Unkraut kann nur in dem Erdreich wuchern, das ihm zuſagt.“

„Und glauben Sie wirklich, daß Polydor rein und unangetaſtet durch die Welt gehen werde?“

„Was nennen Sie rein? ſoll er keinen Champagner trinken, keine Schulden machen, keine Duelle haben, in keine hübſche Frau ſich verlieben?“

„Nun, gute Gräfin, wenn Sie das Alles Ihrem Schützling geſtatten, ſo ſeh' ich nicht ein, was ihm übrig bleibt, um ſich bei Ihnen in Mißkredit zu ſetzen.“

„Gegen ſeine Ueberzeugung handeln.“

„Man braucht nicht gegen seine Ueberzeugung zu handeln, um doch von Leidenschaft zerrissen und befleckt zu werden.“

„O das weiß ich,“ sagte schmerzlich Ilda, Ondinens eingedenk; „aber was haben Sie gegen Polydor?“ setzte sie plötzlich hinzu.

„Nichts, gar nichts . . . es ist nur . . . ich ärgere mich“ . . .

„O Himmel, reden Sie! was wissen Sie von ihm, über ihn!“

„Gar nichts, auf Ehre! Ich möchte nur wissen — ob Sie wirklich gesonnen sind ihn zu heirathen.“

Ilda trat einen Schritt zurück, ließ die erhobenen Hände sinken und sagte mit einer wegwerfenden Kopfbewegung: „Ah bah!“ — Dann ließ sie den Baron stehen, der sich vergnügt die Hände rieb.

Am Tage nach dem Ball waren Ilda und der Ball ganz natürlich Gegenstand des Gespräches. Die Damen fanden, daß die Gräfin doch sehr verändert sei. Da sie aber hofften alsdann weniger von ihr verdunkelt zu werden, so lobten sie ihre Schönheit.

„Es ist wahr, sie ist mager worden, und das pflegt alt zu machen: aber es giebt ihr eine Leichtigkeit, die ihr sehr gut steht;“ sagte eine Dame von prächtigem Embonpoint.

Eine andre, lang und mager zum Erschrecken, meinte: „Solche Figuren allein sind comme il faut.“

„Aber gar nicht schön!“ rief ein Herr impertinent dazwischen.

„O mit den Herren kann man nie über Frauenschönheit disputiren — sagte die fette Dame — die haben ihren

eigenen Geschmack. Was uns gefällt, mißfällt ihnen, und umgekehrt."

„Fleisch und Knochen ist Alles — sagte einer der Männer — schön wird es nur durch die glücklichen Proportionen der einzelnen Theile zum Ganzen."

„Es ist entsetzlich, bester Doctor, bei einer lieblichen Schönheit von ihren Knochen reden zu hören" — entgegnete eine Dame.

„Wie so, Gnädigste? um Ihnen einen Begriff von der Zartheit und Anmuth der Knochen beizubringen, werde ich nächstens die Ehre haben Ihnen eine skelettirte Kinderhand vorzulegen."

Die Dame schrie auf; die übrigen machten Chorus mit ihr. Der Doctor fuhr gelassen fort: „Was die Gräfin Schönholm betrift, so hat sie eine sehr schöne Knochenbildung — so weit man es nämlich beurtheilen kann."

Die Männer lachten; eine gescheute Frau unterbrach ihn:

„Aber lieber Doctor, der Geist, der die Form beseelt, macht sie schön."

„Um Vergebung, gnädigste Frau! wenn die Seele eines Engels in dem Körper eines Bucklichen wohnt, so widerstrebt doch dieser Buckel den Begriffen von Schönheit."

„Bray! bray! — Richtig, lieber Doctor! — Und wie er possirlich ist! — Toujours le mot pour rire!" — rief man durch einander, und dann sagte Jemand:

„Aber der Walzer war doch gestern sehr possirlich, in welchem ein Champagnerkork zu gewissen Takten sprang."

„Göttliche Tanzmusik dieser Strauß!"

„Nein, es war ein Lanner: die Gräfin hat ihn aus Wien bekommen, und auch den zweiten Galop."

„Der junge Bildhauer, den ſie ſtudiren läßt, hat ihn ihr geſchickt.“

„Sie muß doch außerordentlich reich ſein, um ſolche Unterſtützung geben zu können.“

„Freilich iſt ſie das! aber ſobald ſie heirathet, hat ſie nichts.“

„Die Männer ſind doch immer von empörender Grauſamkeit.“

„Ganz und gar nicht! — ſagte ein Mann — der Schönholm hat ſie glänzend geſtellt, ſo lange ſie ſeinen Namen trägt und, ſo zu ſagen, dadurch noch ihm angehört. Giebt ſie ihn auf, ſo geht ſie ihn nichts mehr an, alle Verpflichtungen ſind gelöſ't und ein Anderer mag für ſie ſorgen.“

„Aber kann ſie denn nicht einen armen Mann lieben?“

„Um Verzeihung, Gnädigſte! keine elegante und vornehme Frau liebt einen armen Mann.“

„Läſterung! von den Männern iſt das zu behaupten.“

„Ah, da kommt Herr Otto. Bon soir! nun ſagen Sie, wie hat Ihnen die Gräfin Schönholm gefallen?“

„Gut.“

„Wie? nur gut! — Eine ſo liebliche Erſcheinung! — Eine ſo geiſtreiche Perſon! — Von ſolcher Grazie!“ — riefen die Frauen, heimlich froh, daß ſie nur gut gefallen hatte.

„Sie hat einen gewiſſen Stolz in ihrem Benehmen, in ihren Kopfbewegungen, der nicht anmuthig iſt“ — ſagte Einer.

„Gerade der hat mir ſehr gefallen, erwiderte Otto. Ich liebe den Stolz an Frauen, er zeugt von Selbſtbewußtſein.“

„Nun daran fehlt es der guten Schönholm nicht.“

„Sollte es je einem Menſchen fehlen? Vollends für eine hoch- und einſamſtehende Frau iſt es ein ſtralender, ſchützender Schild.“

„Aber es giebt dem Charakter leicht einen männlichen Anſtrich.“

„Den Eindruck hat die Gräfin nicht auf mich gemacht.“

„Ich glaube, daß es ſehr ſchwer iſt Ihnen zu imponiren,“ ſagte eine hübſche Frau, die keineswegs dies Talent beſaß.

„Schönheit imponirt mir immer“ — ſagte er leicht, und freundlich lächelte ſie ihn für dieſe Fadaiſe an.

Ilda ging ſeit jenem Ball in die Geſellſchaft, und empfing an gewiſſen Tagen der Woche bei ſich. Der Zirkel war bald größer bald kleiner, wie es ſich eben traf. Otto ging häufig hin; ihm war es am liebſten, wenn wenig Perſonen da waren, dann ſetzte man ſich rund um den Theetiſch und die Unterhaltung war oft ſehr lebhaft und angenehm. Im zahlreichen Zirkel hingegen, beſonders wenn viel Frauen da waren, die Ilda und ihren Theetiſch verſchanzten, war es ihm ſelten möglich bis zu ihr zu gelangen, weil er ſich nie vordrängte. Werffen fehlte an keinem Abend; ſein muſikaliſches Talent machte ihm überall und immer einen guten Empfang, und er übte es aus ohne Ziererei und Launen. Einſt rief Ilda Otto zu ſich heran und ſprach:

„Weshalb bleiben Sie an Abenden wie der heutige immer im dritten Gliede ſtehen, da Sie doch wiſſen, daß ich gern mit Ihnen ſpreche?“

„Ich habe keine Gelegenheit mich Ihnen zu nähern.“

„Das iſt aber ſehr unbequem für mich, dann muß ich

Sie ſtets rufen — wie eben jezt. Nun wollen wir plaudern während Werffen ſingt. Die Muſik accompagnirt das Geſpräch ſo angenehm."

„Wollen Sie die Gnade haben mir eine Frage zu beantworten?"

„Das verſteht ſich — ſo gut ich kann!"

„Es wird in Ihrem Salon über alles mögliche Intereſſante und Unintereſſante geſprochen — warum nie, aber wörtlich nie! eine Sylbe über Politik?"

„Weil ich mich höchſt ungern langweilen laſſe."

„Wie können die Intereſſen, welche jezt das Menſchengeſchlecht in Bewegung ſetzen, einen Geiſt, ein Herz wie die Ihren, langweilen!"

„Wer behauptet das! aber die geſcheuteſten Leute werden langweilig, ſobald ſie ſich in das Gebiet der Politik begeben; dann ſtürzt ſich Jeder in ſeine Partei und kämpft auf Tod und Leben gegen die fremde. In der Hitze des Gefechts ſieht er oft durch die Staubwolken verdunkelt Windmühlen für Rieſen an. Einmal, iſt das lächerlich; wiederholt es ſich, langweilig. Davon hat Niemand Genuß" ... —

„Als die ſtreitenden Parteien."

„Ich will aber keine Parteien! in meiner Nähe ſoll Friede ſein."

„Sie dekretiren ihn ziemlich despotiſch."

„Ach, es muß ja irgend Jemand in der Geſellſchaft Despotismus üben, welcher Art er ſei, damit ſie einigermaßen in Gang komme; warum nicht ich ſo gut wie jeder Andere."

„Sie eignen Sich gewiß beſſer dazu wie jeder Andere, weil Sie, abgeſehen vom Uebrigen, mit Ihrem Widerwillen

gegen Parteien, wahrscheinlich keiner angehören, sondern alle verschmelzen, wie im Sonnenlicht die Farben untergehen."

„Im Salon gehöre ich sicherlich keiner an."

„Und im Leben?" ...

„Bin ich Aristokratin vom Scheitel zur Sohle, und danke dem Himmel, daß ich es bin, denn jede edle Seele ist geboren aristokratisch und hält sich seitab vom Pöbel. Uebrigens stehe ich jetzt fester denn je in den Reihen meiner Genossen, da die Tage ihres Glückes augenscheinlich zu Ende gehen und eine neue Aera beginnt."

„Aber die starken, freiheitsdurstigen Seelen sollten sich ihr zuwenden wie dem Morgenroth, und dem jungen Tag ihre Kraft weihen."

„Das mag sehr verdienstlich sein; aber es ist leichter den alten Göttern treu zu sterben, als mit den neuen, fremden, zu leben; und Sie werden doch nicht von mir begehren, daß ich mir Mühe geben soll?"

„Ich nicht! — wenn das Schicksal es nur nicht verlangt."

„O es hat's gethan, und ich gehorchte, gab mir Mühe — und mißlang."

„Ich glaube doch, daß wir durch Mühe viel erreichen und gewinnen können, nur nichts — gegen unser Herz."

„Und alle andre Mühe ist ja keine! aber Anstrengung überwindet das Herz, obgleich sie es zermalmen kann!"

„Es muß sich wunderlich leben mit einem zermalmten Herzen."

„Kläglich! und diese Kläglichkeit ist nicht zu ertragen. Wer leben will, muß frisch und ganz dastehen, und bereit sein das Leben am Fuß festzuhalten, wenn die Flügel uns aus der Hand schlüpfen."

„Iſt das entſchloſſene Kraft oder — Leichtſinn?“

„O ich bin nicht ſo genau in mir ſelbſt zu Hauſe! Ich weiß nur, daß ich vorwärts muß, daß die Zukunft mein Reich iſt und nicht die todte Vergangenheit, daß mein Auge ſtets offen ſein muß, weil immer neue Erſcheinungen des Lebens an ihm vorüberziehen. Wie dürftig und ungerecht wär' ich für mich und Andere, wenn ich mein Auge nur einmal hätte öffnen, und dann auf immer ſchließen wollen.“

„Auf die Weiſe ſcheint mir, daß Sie gar keine Ahnung von der Eigenſchaft haben können, die Treue heißt“ — ſagte er lachend

„Doch! entgegnete ſie ernſt, ich ſuche mir ſelbſt treu zu ſein. Ich muß mich durch die Welt hindurch bringen, ſo frei wie möglich; ich muß mein innerſtes Weſen entfalten, ſo reich wie möglich — das iſt mein Streben. Noch iſt viel Unentwickeltes, viel Unfreies in mir — wenn ich das je vergeſſen könnte, ſo wäre ich mir ſelbſt untreu.“

„Sie haben einen Muth, als ob Sie keine Schmerzen kennten.“

„Ich kenne ſie! aber wie Homers Götter und Miltons Engel, ohne ſie zu fürchten, denn ſie bringen mir nicht den Tod. Ich ſtelle mich auf den Schmerz und er hebt mich höher. Nachdem ich tüchtig mit ihm gekämpft habe, wird er mein Sklave, und als ſolcher der Fußſchemel des Ueberwinders.“

Es lag ein wunderbarer Contraſt in ihren Worten und in dem leiſen, bebenden Ton, womit ſie ſprach; in der innern Entſchloſſenheit, und der weichen, ätheriſchen Geſtalt; Otto heftete verſtummend den glanzvollen Blick auf ſie, und als Ilda ruhig und ſanft ihm ins Antlitz ſah, war ihm, als

muſte er freudig untergehen in das tiefe unergründliche Meer ihres Auges. Plötzlich, wie ſich beſinnend, kehrte ſie haſtig den Kopf ſeitwärts zum Piano, und Otto, um irgend etwas zu ſagen, ſagte raſch:

„Der Werffen hat beſſer als je geſungen!“

Ilda ſprach lachend: „Ich ſchmeichelte mir ſchon, Ihr Ohr vollkommen captivirt zu haben: doch der Triumph ſollte mir nicht werden.“

Er entgegnete in demſelben Ton: „Ein Ausgangspförtchen muß immer offen bleiben, wenn auch das Portal geſchloſſen iſt.“

„Ja, ſagte Ilda, ſo ſind die Männer! immer halb, oder dreiviertel, höchſtens ſiebenachtel — nie ganz.“

„Diesmal thun Sie mir Unrecht! ich war ganz“ ...

„Nun? ſchnell die Wahrheit! — was?“

„Ganz Ohr für Werffen.“

„Bravo! — ſagte ſie mit einer Welt von Heiterkeit im Blick — das wird ihn freuen, den guten Werffen; gehen Sie ihm es ſagen.“

„Sie ſind boshaft, Gräfin“ — entgegnete Otto und zog ſich zurück. Aber mächtig feſſelte ihn dieſe Frau! Er hatte Viele geſehen, die ſie an Schönheit übertrafen, Einige an Geiſt, Einige auch die an Anmuth ihr gleich waren — und doch ſtand ſie vor ſeiner Seele in einſiedleriſcher Abgeſchiedenheit, mit Keiner zu vergleichen, geſchweige zu verwechſeln. Die ſcharfen Umriſſe, mit denen ihre Weſenheit gezeichnet war, prägten ſich feſt in ſeine Bruſt. Ueber den Spiegel und den hellpolirten Stahl rollen die äußern Gegenſtände ſpurlos hinweg, und die Oberfläche wirft nur ihre bunten Farben und Formen zurück; aber der Diamant gräbt ſich

hinein. Otto war feſt und hell wie Stahl. Die Erſcheinungen des Lebens beherrſchten ihn nicht, weil er ſich nicht wollte beherrſchen laſſen. Sie ſpiegelten ſich lebhaft in ihm ab, denn er war von großer Regſamkeit; aber ſie bogen und lenkten ihn nicht. „Es muß noch etwas Anderes aus dem Leben zu machen ſein" — ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn ihm ſchien, daß irgend ein Einfluß zu merklich auf ſeine Richtung wirkte, und dann entzog er ſich ihm, ſei es mit Leichtigkeit, ſei es mit Ueberwindung. Er war ohne Namen, ohne Vermögen und Rang, durch nichts ausgezeichnet, als durch ſeine Perſönlichkeit, aber er ſtellte ſich in der Geſellſchaft mit einer Ruhe, mit einer Sicherheit des Uebergewichts, als habe er die höchſten Siegeszeichen nicht zu empfangen, ſondern zu vertheilen. Die Welt nimmt den Menſchen ſtets für das, wofür er ſich giebt. Jede Ueberlegenheit imponirt ihr; ſo erkannte ſie auch ſtillſchweigend Ottos Autorität an. Seine äußerſt gefälligen Formen machten, daß ſeine Suprematie nie verletzend für Andre wurde. Man gab ihm höchſtens etwas jugendlichen Uebermuth Schuld.

Werſſen fand ihn unerträglich; d. h. Werſſen, ein Mann de la vieille roche, ärgerte ſich über dieſe Erſcheinung der Zeit. „Vor funfzig Jahren wäre ſo etwas unmöglich geweſen, ſagte er einſt zu Ilda; damals blieb ein Herr Otto in der Schreibſtube oder wo er ſich ſonſt placirt hatte, und figurirte nicht im Salon auf glänzende Weiſe."

„Warum ſo neidiſch, mein lieber Werſſen?" fragte ſie boshaft.

„Bei Gott nicht! rief er lebhaft; im Gegentheil! dieſer Menſch iſt mir angenehm, achtungswerth, als Menſch; ich

will auch gern glauben, daß er durch Wissen und Verstand ausgezeichnet ist — nur bleibe er in seiner Sphäre."

„Wie wollen Sie in unsern Zeiten einen ausgezeichneten Menschen aus irgend einer Sphäre verbannen, da der Grafensohn und der Schustersohn auf derselben Schulbank sitzend für dieselbe Bestimmung erzogen werden, und nur dadurch verschieden sind, daß der Schustersohn gewöhnlich bessere Fähigkeiten hat?"

„Und ist das nicht ein ungeheures, gar nicht zu übersehendes Unglück?"

„Ja wol! für die Aristokratie, denn sie hat keine Kraft im Blut mehr und kann sich nicht regeneriren. Sie vergeht allmälig, gleich den uralten Bäumen des Waldes, und der tiers-état hebt sich in der Bureaukratie als eine neue Anpflanzung hervor über den mächtigen, kahlen, verdorrten Stämmen. Sie ist nichts weniger als imposant, glänzend und vertrauenerweckend, diese Bureaukratie, aber sie hält doch einigermaßen der Herrschaft des gemeinen Geldsacks das Gleichgewicht."

„Ich halte es auch für diese Leute vom tiers-état für ein Unglück, daß die Schranken des Turnierplatzes sich ihnen öffnen. Die Zahl der Aspiranten wird dadurch zu Legionen, mithin auch die der Unzufriedenen, der Unruhigen. Es giebt unter ihnen, wie unter den Aristokraten, meistens Mittelgut, manche Tröpfe, selten ein Genie. Das drängt nun vorwärts, voll Ehrgeiz, voll Vergnügungssucht, voll Neid. Das erstickt sich untereinander, und uns mit, die wir an Zahl ihnen nach- und in ihre Reihen gemischt stehen. Wenn unter uns ein eminenter Kopf auftaucht, so stellen sie uns sogleich drei bis vier oder noch mehr gegenüber, was ganz

natürlich aus dem verſchiedenen Zahlenverhältniß entſpringt; — ſo iſt's unmöglich ihnen den Rang abzulaufen, denn in der Bureaukratie herrſcht, wie in allen Kaſten, der Nepotismus. Das ſtützt ſich, hebt ſich, reicht ſich die Hand gegenſeitig, drängt und ſchiebt, unwiderſtehlich wie die mazedoniſche Phalanx. Wenn das ſieben Söhne hat, ſo müſſen alle ſieben ſtudiren, und ſechs davon wären eben ſo gut mit der Elle und der Muskete an ihrem Platz. Kinder haben dieſe Leute ohnehin in erſchreckender Menge! im vorigen Sommer war ich mit einem Präſidenten im Bade, der ſieben Töchter hatte. Zwei davon bereits verheirathet, fünf ledig, recht hübſche Mädchen, wolerzogen: und ich bin überzeugt, ſie verheirathen ſich alle, vielleicht zum Theil in altadelige Familien, deren Söhne eine Carriere im Staatsdienſt machen wollen — denn der Papa kann pouſſiren, und ohne ſolche Hülfe durchbricht Keiner die Maſſe. Die undankbaren Fürſten laſſen den Adel fallen, nachdem er ſich an ihren Höfen ruinirt hat, oder protegiren ihn nur verſtohlen, was noch übler iſt, weil es ausſieht, als ob er es nicht verdiene. Geld hat er auch nicht mehr, um mit der brutalen Pracht der Finanz wetteifern zu können. Die älteſten, edelſten Geſchlechter ſterben aus. Andere opfern den uradeligen Namen und den Vorzug des pur sang der Erhaltung ihrer Beſitzungen auf, und verheirathen ſich mit bürgerlichen Mädchen, die reich ſind — kurz, Entartung überall."

„Aber die datirt aus alter Zeit herüber, guter Werſſen! als der Adel ſo dumm war ſich von den Fürſten aus Eitelkeit und Vergnügungsſucht in die Erbärmlichkeit des Hofdienſtes locken zu laſſen — als er die ſtolze Unabhängigkeit ſeines Schloſſes und des Kriegsdienſtes mit der Sklaverei

am Throne vertauschte — da begann seine Entartung. Als die Könige von Frankreich ihre Pairs hatten — was etwas Anderes ist, als wenn Louis Philippe Herrn Thiers und Herrn Cousin zu Pairs creirt — als der deutsche Ritter ein Mitglied des heiligen römischen Reichs war: — da war der Glanzpunkt der Aristokratie, da hatte sie Bedeutung, Sinn, Gewicht, Würde. Jetzt kann nur noch die Persönlichkeit eines Aristokraten ihm das geben, was früher ihm sein Stand verlieh, und es ist freilich kläglich zu sehen, wie selten ihm das gelingt."

„Nun, Frau Gräfin, Sie sind wenigstens keine blinde Verfechterin Ihrer Partei."

„Da ich kein Mann bin, keine Kinder habe, und überhaupt nichts dabei zu gewinnen oder zu verlieren, so bin ich ohne persönlichen Egoismus, also ziemlich ohne Verblendung in diesem Punkt. Käme mein liebes Ich auf irgend eine Weise dabei ins Spiel, so würde ich schwerlich meine Leidenschaftlosigkeit bewahren. Glauben Sie aber nicht, daß meine Mäßigung mich gleichgültig machte gegen den gewaltigen Umsturz der alten, einst so herrlichen Zeit, und gegen das gräßliche Nivellirungssystem der neuen, das nicht aus einem frischen, allgemeinen Vorwärtsstreben, sondern aus einer allgemeinen Erschlaffung und Ueberreizung hervorgeht. Daher kann ich kein Heil in ihm sehen. Aber, guter Werssen, wenn doch einmal der Scepter aus unserer Hand fallen muß — muß, weil sie zu schwach ist, um ihn unter neuen, fremden Umständen und Zuständen zu führen — so freue ich mich, sobald ich geschickte, feste, edle Hände auf der andern Seite finde, die ihn vielleicht mit in Empfang nehmen und würdig halten werden."

„O Gräfin, wenn Sie Sich entſchließen könnten, mit Ihrem Genius unſer Aller Organ zu ſein!“

„Nein, dazu iſt der Genius mir zu heilig, und bin ich ſelbſt zu unwiſſend. Der Rädelsführer einer Partei muß praktiſch-gelehrt ſein, wenn er nicht ſich und die Seinen lächerlich machen will, und ich bin zu ſtolz um mich dieſer Möglichkeit auszuſetzen — vielleicht auch zu ruhmbegierig. Der Dichter gehört allen Zeiten und Völkern an; der Publiziſt, der Journaliſt — einem Moment. Ihr Ruhm gleicht dem St. Elmsfeuer, das im Sturm auf der Spitze der Maſtbäume flammt und heller iſt als die Sterne; allein, hat das Unwetter ausgetobt, ſo verſchwinden die wunderlichen Flammen, und die alten Sterne treten in ihre Rechte, und lächeln nach wie vor auf die Schiffer herab. Wenn es auch nur ihrer wenige, nur einige erſter Größe ſind, nach denen die Schiffer ihre Bahnen erkennen und lenken: ſo hat doch noch nie ein Stern ihnen Verderben gebracht. Kurz und verſtändlich in Proſa geſprochen: daraus wird nichts.“

„Das iſt zu kurz! geben Sie Gründe an! dieſe waren Poeſie.“

„Ich kann nicht dafür, wenn Sie meine Gründe nicht gelten laſſen. Uebrigens giebt der liebe Gott keine und Falſtaff keine — weshalb ſoll ein armer Weiberkopf ſich damit plagen.“

„Es iſt wirklich traurig, gute Gräfin, daß Sie, wie man zu ſagen pflegt: nie bei der Stange bleiben, ſondern immer rechts und links abſchweifen.“

„Behüte! — ſagte Ilda ſehr ruhig — ich habe keine Abſchweifungen gemacht, ſondern Sie. Ich bin noch mit

meinen Gedanken bei dem Punkt, von dem wir ausgingen — bei Otto."

Sie sagte da keine Neckerei, keine Naivetät, sondern die Wahrheit. Diese beiden Menschen begegneten und verstanden sich in ihrem rastlosen Streben, und ihre Seelen gingen früher Hand in Hand, als ihre Herzen. Ilda sagte oft zu Otto:

„Welch ein Glück Sie gefunden zu haben! es ist bei Ihnen, als ob der Morgenwind durch den Wald streife, und alle Bäume frisch aufblättere und ihnen die Träume der Nacht aus den Zweigen schüttele. Ich glaube, ich wäre ohne Sie in einem Quietismus fortgewandelt, der am Ende zur Dumpfheit führt."

Auf eine ähnliche Aeußerung erwiderte er einst beinah finster: „Wer darf sich schmeicheln Ihnen mehr zu sein, als eine momentane, wohlthuende Erscheinung! Wie der Morgenwind verweht, wenn die Sonne höher steigt, so werden Sie mich vergessen."

Sie sah ihn betroffen an und sprach bestimmt: „Nie."

Sechstes Kapitel.

Polydor schrieb der Gräfin häufig, und mit einer jugendlichen Lebensfreudigkeit, die klarer als seine Worte darthat, daß er unverstimmt und ohne Schwankungen auf seiner Bahn wandelte. Das Geschick war ihm günstig; was er begann, gelang. Ueber die Dornen seines frühern Pfa-

des war längſt weiches Gras gewachſen. Nur ſchrieb er einſt:

„Wenn ich meine Kunſt nicht immer angebetet hätte, ſo „würde ich es jezt thun, da ſie mir Gelegenheit giebt die „Züge eines Engels in Marmor feſtzuhalten. O Ma„donna, wenn Sie wüßten welche Erquickung es iſt, zwi„ſchen ſo vielen gemeinen, plumpen, thieriſchſinnlichen, be„wußtloſen Geſichtern eins zu finden, das in ſeiner reinen „Vollkommenheit der Form und des Ausdrucks, ſelbſt dem „Künſtler nichts zu wünſchen übrig läßt: ſo würden Sie „mir aus voller Seele „Glück auf!“ zurufen. Gräfin „Regine heißt die Frau, die vom Himmel die Krone der „Schönheit empfing. O wol! das iſt ein Königthum von „Gottes Gnaden, das Jeder willig anerkennt! mit einem „ſolchen Vorzug iſt man die geborne Königin der Seelen, „und die Welt ſinkt vor ihr anbetend in den Staub. Ich „zuerſt — und ich bin glückſelig es zu können. Ich ar„beite zum zweitenmal ihre Büſte. Die erſte, mit einem „Blumenkranz, gefiel ihr nicht, als ſie vollendet war, hatte „einen zu modernen Charakter. Ich hatte es ihr im Vor„aus geſagt — ſie wollte es nicht glauben, meinte, es ge„höre antike Schönheit zu der antiken Einfachheit, und „beſtand auf einige Acceſſoires. Nun ſieht ſie ein, daß „ich Recht hatte, und ich darf ſie ſo modelliren, wie ich „es zuerſt ihr vorgeſchlagen: das Haar leicht nach rück„wärts hin aufgeneſtelt, daß die ganze Form des Kopfes „und die unausſprechlich anmuthige Wendung des Halſes „ſich degagirt. Ach, ich bin glücklich, ſo glücklich wie noch „nie. Ich werde mir hier eine feſte, unabhängige Stel„lung gründen können; das macht mich über meine Zu-

„kunſt ſo ruhig. Es giebt hier keinen bedeutenden —
„wenigſtens keinen anerkannt bedeutenden Künſtler in mei-
„nem Fache. Ich kann vielleicht in Wien werden, was
„Schwanthaler in München, Rauch in Berlin iſt. Außer
„meinen verſchiedenen Büſten hab' ich viel Arbeiten im
„Kopf, einige unter den Händen, z. B. ein Basrelief: die
„Zuſammenkunft Sobieskys mit Kaiſer Leopold I. nach
„der Befreiung Wiens von den Türken. Dann ein jun-
„ges Mädchen, das einen Schmetterling auf ihrer linken
„Hand betrachtet, und den Vorfinger der rechten auf ihre
„Lippen legt, damit ihr Athem ihn nicht verſcheuche; —
„kann ſehr graziös werden, verſichere ich Sie. Dann ein
„Genius, der von einer zerbrochenen Säule eine Leier em-
„porhebt und die Schwingen zum Aufflug entfaltet hat;
„das ſoll mein Monument für Beethoven ſein. Jezt iſt
„das Alles nur Thon und Gyps. Steht es dereinſt in
„Marmor da, ſo ſollen Sie Freude erleben an Ihrem
Polydor."

Ilda antwortete auf der Stelle:

„Sein Sie glücklich, lieber Polydor, dann iſt das Leben
„leicht; beten Sie an, dann iſt das Herz befriedigt; aber
„denken Sie nicht daran Sich in Wien zu fixiren, wenn
„die Gräfin Regine auch nur einen Gran dafür in die
„Wagſchaale legt. Jezt ſind Sie in der Mode, geehrt und
„geſchmeichelt, geſucht und belohnt; aber — Sie können
„aus der Mode kommen, wenn Ihre Kunſt ſich nur auf
„das Porträt beſchränkt; und finden Ihre übrigen Arbei-
„ten Beachtung? Anerkennung? wird etwas Anderes in
„Ihrem Atelier bewundert, als die Büſte des Prinzen X.
„und der Fürſtin Z.? Auf was gründen Sie Ihre Hof-

„nungen für eine ſichere, unabhängige Stellung? Ich kann
„aus Ihrem Brief nicht eine Ausſicht entnehmen, und
„Ihr Gedanke, Sich in Wien zu fixiren, würde mir ſpaß-
„haft vorkommen, wenn er mich nicht ängſtigte. Wie
„kann ein Menſch, ein Künſtler von einundzwanzig Jah-
„ren ſich ſchon irgendwo Hütten bauen wollen, ohne etwas
„zu wiſſen und zu kennen. Guter Polydor, kränken Sie
„Sich nicht über den Ausdruck. Wie gut ich Ihnen bin,
„welche Freude ich an Ihrem ſchönen Talent habe, brauch'
„ich Ihnen nicht zu wiederholen: aber von der Welt wiſ-
„ſen Sie nichts und die Menſchen kennen Sie nicht, und
„über Sich Selbſt ſind Sie in allen Dingen, die außer-
„halb Ihrer Kunſt liegen, ſo wenig ſicher — wie man
„eben in Ihrem Alter iſt. Darum bewundern Sie die
„ſchöne Gräfin Regine, machen Sie ihre Büſte hundert-
„mal verändert, berauſchen Sie Ihr Künſtlerauge, dem
„ſelten ſolche Genüſſe zu Theil werden — doch weiter ge-
„ſtatten Sie ihr keinen Einfluß, nicht auf Ihr Leben, nicht
„auf Ihr Herz. Ich weiß nichts von dieſer Frau; ſie iſt
„vielleicht glückliche Gattin, frohe Mutter, vielleicht ein
„junges unbefangenes Mädchen, ich' kann alſo durchaus
„kein Vorurtheil gegen die Perſon haben; allein ich will
„überhaupt keine Gräfin Regine Ihnen gegenüber — es
„ſei denn, daß ſie Ihnen Sitzung gäbe. Die Liebe zu
„einem ſolchen Weſen kann Sie grenzenlos elend machen,
„weil Sie dadurch aus Ihrer Sphäre geſchleudert wer-
„den, und in Zwieſpalt zwiſchen Sehnſucht und Beſtim-
„mung kommen können. Das iſt aber der Tod für eine
„Künſtlerſeele! — Ach, ich mag wol für eine ſehr leicht-
„ſinnige Rathgeberin gelten, aber dennoch muß ich Ihnen

„ſagen, daß es mir weit weniger gefährlich für Sie ſcheint,
„wenn Sie Sich zwanzigmal verlieben, als wenn Sie
„eine heftige, unglückliche Leidenſchaft faſſen, an deren
„Ueberwältigung oder Betäubung Sie Ihre Kraft ver-
„ſchwenden müſſen. Werden Sie nur nicht unglücklich,
„mein guter Polydor, es iſt ein großes Elend unglücklich
„zu ſein. Denn wenn auch die eine Hälfte unſers We-
„ſens, vom Unglück emporgetrieben, Adlerflügel findet, mit
„denen es über die Wolken hinauf fliegt, ſo windet ſich
„doch die andere im Staube, und das Herz verblutet,
„während der Genius triumphirt, und durch die Sieges-
„hymnen tönt zuweilen ein greller Schrei der Verzweif-
„lung. Einheit, Lieber, tiefe, ſelige Einheit, das iſt des
„Künſtlers Element. — Von mir und meinem Leben heute
„nur das eine Wort: es geht mir überraſchend gut. —
„Gott mit Ihnen.“

Von allen ſchönen Frauen Wiens war Gräfin Regine in der That die ſchönſte, ſeit drei Jahren Wittwe von einem ſehr alten und ſehr reichen Mann, mit dem ſie bei ſechszehn Jahren vermalt ward, und deſſen Namen ſie tadellos trug. Nicht ein Hauch, geſchweige ein Wort, hatte je ihren Ruf getrübt. Kein Mann konnte ſich der geringſten Auszeichnung von ihrer Seite rühmen. Bei zweiundzwanzig Jahren, in voller Blüte der Jugend und in unvergleichlicher Pracht der Schönheit, ſtand ſie einſam, kühl, rein in der verderbten Geſellſchaft. Ueber ihr großes, braunes Auge ſenkten ſich die breiten Augenlider ſo ruhig herab, als gäbe es nichts für ſie zu ſehen, und ihr mildes, ſtilles Lächeln erfreute jedes Herz, weil es friedlich war, wie das eines Kindes oder eines Engels. Nur wer ſie aufmerkſam beobachtete, hätte bemerken

können, daß zuweilen, ganz flüchtig, ganz selten, ihr Blick oder ihr Lächeln mit verändertem, fascinirenden Ausdruck hierher oder dorthin fiel. Auf wen? das war nicht zu ergründen. Aber Jeder, den dieser Blick traf, glaubte an die Offenbarung, die Verheißung, die in ihm lag.

Keine Eigenschaft Reginens kam ihrer Schönheit gleich, als nur ihre Eitelkeit, und Beiden wiederum die Kälte ihres Herzens. Man hatte sie ganz für die Anfoderungen der Welt erzogen, gebildet, vermält. Sie hatte keinen andern Begriff von Glück, als in dieser Welt auf einem Throne stehen, der aus allen Requisiten erbaut ist, deren eine Frau bedarf, um unerreichbar von andern Frauen zu sein. Dahin gehörte: zu der Schönheit — Anmuth, zu dem Verstand — Güte, zu dem Rang — Reichthum, zu der Liebenswürdigkeit — Tugend. Einen andern Begriff von Tugend, als den eines makellosen Rufes, hatte Regine nicht. Da sie aber in der Gesellschaft sah, wie schwer es für Frauen war, diese Tadellosigkeit zu bewahren, sobald ihr Herz bewegt ward: so faßte sie früh den Entschluß, die Männer nur als Wesen zu betrachten, deren Huldigungen, nein, mehr! — deren Vergötterung ihr als Tribut zukam, und sich feiern, adoriren, lieben zu lassen, ohne je in ihrem Busen auch nur den Schatten einer Neigung zu dulden. Ihr Grundsatz ward: eine Frau, die liebt, ist eine Närrin, denn sie kommt gänzlich dadurch aus dem Gleichgewicht, findet immer Unruhe und Qual, häufig Entwürdigung, und für tausend Opfer keinen Ersatz. Da sie keine Ahnung von der tiefen Seligkeit der Liebe hatte, und nicht das Bedürfniß kannte, aus dem Glück eines geliebten Wesens das eigene zu erhöhen und zu verklären: so wäre jenes Raisonnement gut und richtig für sie gewesen,

wenn ſie zu gleicher Zeit nicht hätte geliebt ſein wollen. Allein, da ſie für andere Frauen mächtige Leidenſchaften ſich entzünden und tiefe Neigungen ſich begründen ſah, ſo wollte ſie ähnliche Gefühle erwecken und nur klüger wie jene, die Leidenſchaft nicht erhören, und die Neigung nicht erwidern. Sie ſtieß Niemand zurück und begünſtigte Niemand; aber Niemand war hofnungslos, obgleich er nicht angeben konnte, weshalb und was er hoffe, denn auch der Kühnſte war nicht kühn genug zu glauben, daß dieſe Lilie ſich vor ihm in den Staub neigen werde. So trieb die Gräfin Regine ihr Spiel, düpirte alle Männer, überſtralte alle Frauen, und galt für die vollkommenſte ihres Geſchlechts.

In den Bereich dieſer Circe gerieth Polydor, mit ſeinem friſchen Herzen, ſeinem offenen Auge, ſeinem erregbaren Sinn. Leicht entzündlich durch Weiberſchönheit ſank er unbefangen, wie vor einer Göttin, vor Regine nieder. Aber ſie begnügte ſich mit dieſem Cultus nicht. Polydor war ihr eine fremdartige, erquickende Erſcheinung. Sie wollte dieſe kräftige Alpenpflanze in ihre Region verſetzen, wollte, daß die halbgeſchloſſene Blute für ſie ihre Blätter entfalte, für ſie ihren Duft aushauche, unbekümmert, ob die Atmoſphäre der Pflanze gedeiblich ſei oder nicht. Anfangs hatte ſie nur, weil es eben Mode war und weil ihre Freunde ſie darum baten, ihm zu ihrer Büſte geſeſſen; aber als ſie ihn öfter ſah und hörte, ſchien der Jüngling ihr hoch über der Maſſe ſeines Gleichen zu ſtehen, ſie ahnte, daß er zu ungewöhnlichem Standpunkt ſich emporſchwingen werde, weil er es mit aller Kraft wolle, ſie betrachtete das Außerordentliche als ihr Eigenthum, womit ſie nach Belieben ſchalten dürfe — und ſo begann ſie um Polydor ihre Feſſeln zu winden. Er hatte nie in einer

Verbindung mit Frauen gestanden, nicht weil es ihm dazu an Gelegenheit, sondern an Zeit gefehlt hatte. Die letzten Jahre waren so voll, so reich, so anregend gewesen, hatten ihn in eine so neue, glanzvolle Welt eingeführt, daß er keine Muße hatte, von den lockenden italienischen Augen sein Herz entflammen zu lassen. Wie einst im günstigen Moment Apolloniens Kuß, so nahm er auch jezt die süße Gabe des Augenblicks, nur mit etwas mehr Kühnheit — und das genügte ihm. An Liebe dachte er nicht bei den Gestalten, die ihm bisher begegnet waren. Apollonia war die Einzige, die einst sein kindisches Herz hatte schlagen machen; allein seitdem waren solche Veränderungen in ihm vorgegangen, daß er deutlich fühlte, eine Apollonie könne ihm nicht mehr genügen. Was er begehrte von seiner künftigen Geliebten, wußte er nicht, weil Niemand das weiß; aber wenigstens — Alles! aber wenigstens ein großes, warmes, ganzes Herz! „und dann gebe ich ihr das meine, ohne Rückhalt, wie der Gottheit." Das war das résumé und so hatte er auch bisweilen in Stunden des Vertrauens zu Ilda gesprochen, die seine Hohepriesterin war, die durch ihre Bestätigung seine Gedanken und Gefühle kräftigte und läuterte. Dann sah Ilda ihn mit unsäglicher Freudigkeit an und erwiderte: „So ist's recht! unumschränkt, wie der Gottheit!" Aber sie hätte sagen sollen: „nur der Gottheit," — denn die Menschen haben keinen Sinn für die Unermeßlichkeit eines solchen Geschenks; ihre Hand faßt es nicht, sie lassen es in den Staub fallen.

Regine hatte ihr Bild im Profil und in sehr kleinem Maßstab für eine ferne Freundin von Polydor ausführen lassen. Es war ein Meisterwerkchen, der Alabaster hinge-

haucht wie Meerschaum. Im Rahmen von mattem Gold sah das Bildchen aus wie eine köstliche Perle. Polydor brachte es Reginen. Sie war sehr erfreut und rief: „Ach, bin ich denn wirklich so schön?“

„Einen solchen Kopf erdenke ich mir nicht, antwortete er, ich habe Mühe ihn nachzubilden.“

„Wie wird meine gute Leonie sich freuen! — Es ist doch himmlisch, Ihr Talent! Sie können Andere so glücklich machen, denn nichts vermag die Trennung und Ferne so zu verwischen, als wenn unser Auge auf den geliebten Zügen ruht. Und welche Kunst ist schöner und befriedigender als die, wodurch wir Andere beglücken!“

„Zum Glück bedarf es dazu keiner Kunst! die reicht nicht aus. Ein schönes Sein beglückt mehr und in weiteren Kreisen, als alle Leistungen der Kunst mittelbar und unmittelbar.“

„O das ist etwas Anderes!“

„Wol ist's anders, aber tiefer, aber seliger und beseligender. Wenn Sie in Ihrem Kreise sich umschauen, und der Wonne gedenken, die Sie verbreiten, nur dadurch verbreiten, daß Sie sind, so sollten Sie wahrlich den armen Künstler nicht glücklich preisen, der nur Freude macht durch das, was er thut.“

„Ich glaube, das Thun giebt größeren Genuß als das Sein. Wenn ich glücklich mache, wie Sie sagen, was weiß ich davon?“

„Wenn Sie nichts davon wissen, so ist das nur, weil Sie gleichgültig dagegen sind.“

„Ich gleichgültig gegen das süßeste menschlichste Gefühl? — Wie Sie mir Unrecht thun!“ rief Regine lebhaft, und

BIBL. VNIVERS. LIPS

hob betheuernd ihre schöne Hand. Sie hatte groß und frei die immer halbgesenkten Augenlider aufgeschlagen, und die stralenden Augen hafteten vorwurfsvoll auf Polydor. Ausdruck und Stellung waren so edel, wahrhaft, unwillkürlich, daß der geübteste Menschenkenner sich bei dem Gedanken entsetzt hätte, daß dies nur eine beliebige Maske sei. In Polydors Seele fand solche Vorstellung keinen Eingang. Er sagte aufgeregt:

„Nein! wenn auch siegsgewohnt — gleichgültig sind Sie nicht! Jeden Moment des Glückes, den ich Ihnen danke, werd' ich mit glühender Dankbarkeit Ihnen vorzählen; dann werden Sie wissen, und Sich freuen."

„O wol werd' ich mich freuen! Mögten es nur viel solcher Augenblicke sein!"

„Es steht jezt in Ihrer Macht, Gräfin! Lassen Sie mir dies Bild. Ich hab' es mit unsäglicher Liebe gemacht, wie eine Blüte ist es unter meinen Fingern empor gekeimt. Mir ist, als würde es aus meiner Brust gebrochen, wie die Perle aus der Muschel, nun da es in fremde Hände übergehen soll. Ich werde es für Ihre Freundin so schnell als möglich kopiren wenn Sie es mir lassen."

Regine hatte schnell überlegt. Sie würde unter keiner Bedingung einem andern Mann ihr Bild gegeben haben; aber erstens war sie überzeugt, daß Polydor diesen Schatz fremden Blicken entziehen werde, und zweitens: wenn ein Zufall ihn offenbarte, was war zu thun, daß der Künstler nicht die Porträts für sich machte, die ihm wolgefielen? Sie sagte also:

„Ich begreife, daß der Künstler sich vorzugsweise an das eine oder andere seiner Werke gefesselt fühlt! ich will

nicht so grausam sein, ihm eine solche Spielerei zu mißgönnen. Für Leonie wird die Ueberraschung und Freude auch nach vier Wochen dieselbe sein, also" ...

Sie nahm die elegante Maroquin-Kapsel vom Tisch und gab sie an Polydor mit einer so unbefangenen Fröhlichkeit, als ob ein Kind seinen Kuchen mit dem lieben Gespielen theilt. Er küßte heftig die Kapsel, heftiger die gebende Hand, die Regine ihm entzog, um mit gehobenem Finger scherzend zu drohen, als sie sprach:

„Aber nun machen Sie Sich auch schleunig und mit Liebe an die Kopie, denn ich wäre trostlos, wenn die gute Leonie ein weniger ähnliches Porträt erhielte."

Doch Polydor war zu fleißig und zu froh, um dies außerordentliche Leid über sie zu verhängen. Das Bild war in überraschend kurzer Zeit fertig, eben so ähnlich, eben so schön, und er ging eines Abends zu ihr, um sich ihre Befehle wegen des Rahmens zu erbitten.

Er fand ihren Wagen angespannt; indessen wurde er nicht abgewiesen, sondern in den Salon geführt, während ein Bediente ging ihn zu melden. „Sie ist bei der Toilette — wird mich nicht annehmen" — dachte Polydor. Aber der Bediente brachte die Bitte der Gräfin, nur zwei Minuten zu verziehen. Es dauerte kaum so lange, so öfnete sich rasch die Thür und Regine trat ein in rosenfarbenen Flor gekleidet, einen Rosenstrauß in der Hand, die schwarzen Haare von einer goldenen Kette umschlungen, welche ein großer Diamant über der Stirn festhielt. Sie sah aus wie die Aurora mit dem Morgenstern über dem Haupt. Das weite leichte Kleid, und eine ebenfalls rosenfarbene Echarpe, die lose um ihre Schultern hing, umflatterte sie wie duftiges

Gewölk, worin ſie mit ihrem fliegenden Gang zu ſchweben ſchien. Der Duft der Roſen — doppelt lieblich, da Eis und Schnee die Erde bedeckten — und der Parfümerien, die in Deutſchland und Frankreich das Zeichen der Eleganz, den Römerinnen aber verhaßt ſind, und von den Engländerinnen für unanſtändig gehalten werden — verbreitete eine feine nebelhafte Atmoſphäre um ſie, wie um Götterbilder im Tempel.

Polydor ſtand wie angezaubert, ſprach keine Sylbe, und ſah ſie an.

„Nun, was bringen Sie mir? warum bleiben Sie denn ſo unbehaglich mitten im Salon ſtehen?“ ſagte Regine, ihm freundlich zunickend, und ſetzte ſich auf eine Chaiſe longue am Kamin.

Polydor ſagte was er zu ſagen hatte, Regine gab ihm ihre Aufträge und fuhr dann fort zu plaudern. Sie war am Morgen mit einer engliſchen Familie im Belvedere geweſen, und ganz ſtolz über dieſen Schatz ihrer Vaterſtadt.

„Von Murillos kleinem Johannes Battiſta konnte ich mich gar nicht losreißen, ſagte ſie. Dieſe Verſchmelzung des Propheten und des Kindes hat etwas Ueberirdiſches. Ich liebe Murillo inſtinktmäßig und vielleicht iſt nur das die rechte Liebe. Rafael lieb' ich um ſeiner himmliſchen Grazie willen, Francia wegen ſeiner heiligen Schönheit — da weiß ich Gründe anzugeben. Bei Murillo nicht! aber er ſagt mir immer heimlich tauſend Dinge ins Ohr, die kein Anderer mir ſagt.“

„Es könnte vielleicht ſeine großartige Naivetät, ſeine tiefſinnige Wahrheit ſein, die Sie feſſelten. Niemand iſt weniger als er auf den Effekt bedacht, daher machen Wenige

einen mächtigeren Eindruck. Von den Legionen Ecce homos, die ich gesehen, hat mir keiner so gefallen wie der von Murillo hier in der Gallerie Czernin. Als ich sie zum ersten Mal besuchte, war das Gemälde zufällig von seinem Platz genommen, und einer Reihe geöfneter Thüren gegenüber an die Wand gelehnt. Es hat vielleicht nur halbe Lebensgröße, aber als ich dies Kruzifix in der Ferne gewahrte, ganz einsam, ganz dunkel, Nacht und Abgeschiedenheit um den bleichen, göttlichen Sterbenden — da bebte ich zusammen und beschleunigte meinen Schritt, um ihm noch einmal ins Auge zu sehen, bevor er stürbe."

„Ich will mit Ihnen unsre herrlichen Gallerien besuchen. Sie werden mich aufmerksam machen — nicht auf die Schönheit, die erkennt auch der Laie — aber auf einzelne Schönheiten, die nur der Künstler zu würdigen weiß. Und ich will nicht blos mit dem Herzen, auch mit dem Verstand bewundern! Haben Sie aber auch Zeit für mich? woran arbeiten Ihre Hände jezt, und woran Ihre Gedanken?"

„Die Hände das Basrelief von dem ich Ihnen schon gesprochen, und mehre Büsten; die Gedanken immer und immer an Ihrer zweiten Büste."

„Bitte, schellen Sie" — sagte Regine nach der Uhr auf dem Kamin sehend, und als ein Bedienter auf den Ruf der Glocke eingetreten war, sagte sie zu dem:

„Ich bleibe jezt zu Haus. Um eilf Uhr vorfahren."

„Warum schicken Sie mich nicht fort? fragte Polydor; ist es nicht zu viel begehrt, daß ich von selbst gehen soll?"

„Ich begehre es auch gar nicht. Ich wollte nur in eine Soiree gehen, um den Abend bis zum Ball hinzubringen. Sie sind jezt hier, da suche ich keine andere Unterhaltung.

Ueberdas iſt es zehn Uhr, da dürften Sie wol nirgends mehr Thee finden — als hier. Wir wollen in mein Zimmer gehen; der Salon iſt unbehaglich wüſt für zwei Perſonen."

Sie ging voran. Er folgte, und betrat zum erſten Mal ihr Zimmer. Es war durchaus modiſch und elegant, d. h. dermaßen mit Möbeln aller Art angefüllt, daß es mehr einem Magazin als einem Wohnzimmer glich, und daß man nur in Schlangenwindungen ſeinen Weg von der Thür zum Sopha machen konnte. Eine außerordentliche Profuſion von exotiſchen Gewächſen ſowol, wie von Frühlingsblumen, in Vaſen auf Tiſchen und Etageren machte die Luft heiß und ſchwer.

„Hier wohnen Sie?" ſagte Polydor, befremdet umherblickend.

„Ja, das iſt mein Schreibtiſch! an jenem Tiſchchen hinter dem chineſiſchen Schirm male ich; dort am Kamin frühſtücke ich" ... —

„Aber ums Himmels Willen, wo athmen Sie? Eine ſolche Wohnung ohne Luft, ohne Licht, würde mich erſticken."

„Sie iſt ſo traulich, ich habe Alles ſo hübſch nah beiſammen. Und Sie — Sie werden ſich an dieſe Enge gewöhnen. Braucht man's denn ſo gar weit und hoch um ſich zufrieden zu fühlen?"

Sie ſetzte ſich und wies auf einen Fauteuil ihr gegenüber. Polydor nahm den Platz ein; aber die Lampe, der Samovar, das ganze Theegeſchirr ſtand auf dem Tiſch, zwiſchen ihm und ihr. Er konnte ihr nicht gerade ins Geſicht ſehen, drum ſprang er auf und ſetzte ſich neben ſie auf ein Tabouret.

„Kein bequemer Platz" — ſagte ſie.

„Ja, gerade ſehr bequem für mich."

Sie hatte ihre Handſchuhe ausgezogen und zu dem Roſenſtrauß gelegt. Er ſpielte damit, wie die Männer gern thun, wenn ſie eben nichts zu reden wiſſen, und der arme Polydor wußte in dieſem Augenblick gar nichts zu reden.

„Zerpflücken Sie nur nicht die Roſen, ſagte Regine, die Handſchuhe gebe ich Ihnen ſchon eher preis."

Polydor wickelte ſchweigend einen Handſchuh zuſammen und ſteckte ihn in ſeine Bruſttaſche.

„Sie ſind unglaublich kindiſch" — ſagte ſie lachend.

„Das iſt möglich! aber glücklich bin ich — o glücklich! das iſt gewiß." Er legte ſein Geſicht in ſeine gefaltenen Hände auf den Rand des Tiſches. Regine ſah ihn an; aber ſie ſah nichts als ſeine krauſen, glänzendbraunen Haare, und ſeine friſche junge Stirn. Sie hatte beinah Mitleid mit ihm; ihr guter Genius verſuchte ſie zu warnen vor dem Unheil, das ſie im Begriff war zu ſtiften. Da ſtreifte ihr Blick über ſeine Hand, an der er einen Ring mit Turquoiſen trug. Dieſen Ring hatte nur eine Frau ihm gegeben, und zwar als Andenken, als Erinnerung, als Liebespfand — nicht als Geſchenk; denn er war ſehr einfach. Sie hatte jezt kein Mitleid mehr.

„Glauben Sie, daß der Türkis die Farbe verliert, fragte ſie, wenn der Geber eines Ringes, wie Sie ihn da tragen, dem Empfänger treulos wird?"

„Ich habe die Sage nie gehört, aber ſie iſt ſchön wie alle Sagen, welche die Natur in Sympathie mit dem Menſchenſchickſal bringen."

„Um dieſer Eigenſchaft willen tragen Liebende ſo gern den Stein.“

„Ich erhielt ihn an meinem letzten Namenstag von dem Schutzengel meines Lebens. Der Stein bringt Glück, ſprach ſie, deshalb gebe ich ihn Ihnen.“

„Sie? — wer iſt das?“ fragte Regine ſchelmiſch.

„Ach, Sie wiſſen nichts von ihr! erwiderte er ſtaunend. Freilich wie ſollten Sie auch wiſſen, in welchem Verhältniß ich zu der Gräfin Schönholm ſtehe!“ Und er fing an zu erzählen, ſein ganzes Leben, ſeine Kindheit, ſeine Jugend, ſeine Entwickelung, ausführlich, genau und lebendig. Regine hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Den Kopf in ihre aufgeſtützte Hand gelegt, verlor ſie keinen Blick, kein Wort Polydors; ſie mußte wiſſen, ob er, wie er ſie liebe. Als er ſchwieg, fragte ſie theilnehmend:

„Und ſo iſt denn wol dies feenhafte Weſen Ihr Ideal einer Frau?“

„Wenigſtens habe ich keine gefunden, die ich mit ihr vergleichen mögte — bis jezt! — und jezt kann ich nicht vergleichen.“

„Und iſt ſie ſehr ſchön?“

„Schön wie Eine, und lieblich wie ... wie Keine, ſagte er raſch und dann ſtockend; aber, fügte er betheuernd hinzu, nicht ſchön wie Sie, nicht mit dieſer Vollkommenheit der Züge, nicht ... o ich darf Ihnen das nicht auseinanderſetzen.“

„Es iſt vorgefahren“ — meldete der Kammerdiener.

„Gut! ſprach Regine, lehnte ſich in ihrem Sopha zurück, ſchlug die Arme übereinander und ſagte zu Polydor: „Fahren Sie fort, mir von Ihrer liebenswürdigen, edlen

Freundin zu erzählen. Auf solche Frauen darf unser armes Geschlecht stolz sein."

„O wenn Sie Ilda kennten, wie würden Sie sie lieben um ihres königlichen Herzens willen! Dieser Reichthum, diese Fülle, dies unendliche Haben, dies unermeßliche Geben, das, wie es die Herrlichkeit und Freudigkeit eines Königs ausmacht — besitzt sie. Giebt es Menschen, die eine angeborne Krone tragen, so trägt Ilda sie."

„Und nie hat man versucht diese Krone in den Staub zu treten?"

„Wie so?" fragte er befremdet und sah sie groß an.

„Frauen, die auf einer solchen geistigen Höhe stehen, sind tausend neidischen und spähenden Blicken des eigenen wie des fremden Geschlechts, und außerdem hundertfältiger Verlockung ausgesetzt, wovon wir Uebrigen nichts wissen. Da wird denn die Stralenkrone bisweilen leider! ach leider! von der eigenen Schwäche und der fremden Scheelsucht verdunkelt."

Polydor sprach nachdenkend: „Möglich, daß sie irren und im Irrthum fehlen kann; — aber ich habe nie gedacht, daß man einem solchen Wesen aus einem absichtlosen Irrthum einen Vorwurf machen könne."

„Polydor — sagte Regine mit unendlich weicher, süßer Stimme — Sie verstehen zu lieben."

„Glauben Sie das! rief er, und seine Stimme bebte vor dem mächtigen Schlage seines Herzens; — o ja, glauben Sie es nur fest! ... allein Ilda lieb' ich nicht, denn unsere Seelen berühren sich nur, ohne in einander zu schmelzen."

„Und ist das nicht genug?"

„Genug, wenn noch ein Wunsch übrig bleibt? Nein, nein, tausendmal nein! das ist nicht genug, denn die vollkommene Liebe ist: Eins sein. Das ist genug, denn es ist der Himmel."

„Ach, wie dürfen Sie hoffen, den zu verdienen?"

„Ich weiß wol, daß ich ihn nicht verdiene."

„Und wie glauben Sie ihn denn zu erringen?"

„Wenn ich recht liebte."

„Nun so lieben Sie nur recht," — sprach Regine und es war als ob eine innere Sonne über ihrem schönen Antlitz aufginge. Sie dachte bei sich: er liebt mich, ich werde ihn fesseln, es ist der Mühe werth.

Polydor sprang auf. „Der Ball erwartet Sie — die Tänzer sehen Ihnen mit Ungeduld entgegen, und ich — langweile Sie."

„O lassen wir den Ball! ich bin jezt in einer Stimmung, die weder zur Tanzmusik noch zum Salongeschwätz taugt. Wenn eine Seele sich uns offenbart hat, so ist es doppelt schwer mit Larven zu verkehren."

„Und doch thun Sie es Ihr Lebenlang."

„Ja, weil ich muß, und aus Gewohnheit, und weil alle meine Freunde in dem Tourbillon leben. Ich bin ohnehin schon einsam genug, ohne Eltern, ohne Gemal — ich würde ganz isolirt sein, wenn ich mich aus dem Getümmel zurückzöge, und die Einsamkeit ist nur dann süß, wenn unser Herz befriedigt ist und sie mit einem geliebten Wesen theilt."

„Ich kann nicht glauben, daß Sie Sich ohne große Ueberwindung aus einem Kreise entfernen würden, dessen Herrin Sie sind."

„Ich habe keine Veranlassung dazu! — doch um Ihnen

einen winzigen Beweis zu geben, daß es mir nicht allzu schwer wird“ ... —

Sie schellte und rief dem eintretenden Kammerdiener zu: „Ausspannen!“

„Ums Himmels Willen! rief Polydor, meinetwegen entsagen Sie dem Ball?“

„Sie sehen wenigstens, daß ich's nicht mit großer Anstrengung thue.“

„Umsonst hätten Sie diese reizende Toilette gemacht, die Ihnen so schön steht, wie ich Sie nie gesehen zu haben meine?“

„Umsonst?“ fragte sie langsam und sah ihm tief ins Auge. Auf diese Frage, mehr noch auf den Blick, wußte Polydor nichts zu antworten Regine sagte abbrechend:

„Können Sie nicht einen Tag festsetzen, an dem wir eine Gemäldesammlung besuchen könnten.“

„Bestimmen Sie, denn ich würde sagen — morgen.“

„Nun, es ist doch wol ganz natürlich, daß ich mit meinem nichtsthuerischen Leben mich nach Ihrem thätigen, beschäftigten richte, und deshalb bleibt es bei Ihrer Bestimmung. Ueberdas habe ich morgen zum Diner einige interessante Fremde bei mir, die sich über Ihre Bekanntschaft freuen würden — dann speisen Sie mit uns, nicht wahr?“

„Nein, Gräfin, o nein, nur das nicht! Verurtheilen Sie mich nicht dazu, mit andern Personen zusammen bei Ihnen zu sein.“

„Seltsamer Mensch, was kann es Ihnen schaden!“

„O gar nicht schaden — rief er stolz — aber langweilen, über alle Maßen langweilen, Andere sehen und hören zu müssen, wenn Sie da sind. Nein, ich komme nur zu

Ihnen, wenn ich weiß, daß Sie allein sind ... wenn Sie's erlauben."

„Wie gern! es plaudert sich gut mit Ihnen, so leicht, so bequem, und nicht dies ewige Geschwätz über Tagesbegebenheiten, über Vorfälle in der Gesellschaft. Aber heute müssen Sie gehen, es ist spät."

„Sie sagen, es plaudere sich gut mit mir — und schicken mich fort?"

„Nur für heute! — Gute Nacht, lieber Polydor."

Er machte eine Bewegung als wolle er etwas erwidern; da sie ihn aber ansah mit dem höchsten Befremden, daß ihr Befehl noch nicht vollzogen sei, so verbeugte er sich schweigend und ging. Regine sah ihm nach, horchte auf seinen sich entfernenden Schritt, und sprach zu sich selbst: „man muß streng sein gegen diesen kleinen Polydor, er hat keine Lust zu gehorchen."

Siebentes Kapitel.

Die matte Mittagsonne eines Wintertages fiel durch hohe Fenster und leichte weiße Vorhänge hell in Ildas Gemach. Da war keine Spur von beängstigender, modischer Ueberfüllung, von elegantem Wirrwarr! Alles ruhig, bequem, wie eine unabhängige Seele es bedarf! — Ein Schreibtisch, auf dem nichts Anderes sich befand als was zum Schreiben erfoderlich ist; ein Bücherschrank, in welchem ein Paar hundert

Bücher in verschiedenen Sprachen Platz fanden; ein breites, niedriges Sopha; im Fenster ein Tisch mit Zeichengeräth; seitwärts daneben Polydors Büste, in Marmor sehr schön von ihm selbst gearbeitet, und über derselben das Porträt eines Mannes; diesem gegenüber in Lebensgröße das Gemälde ihres verstorbenen Gemals, wie er mit einem seiner Lieblingshunde zur Jagd ging; ein sehr starker, weicher Fußteppich, der keinen Schritt hörbar werden ließ; — das war Ildas Zimmer. Eine Elegante würde es von ganz schlechtem Geschmack gefunden haben. Ilda saß in einem großen Fauteuil, dessen Lehne, mit sauberem Schnitzwerk gekrönt, ihren Kopf überragte und gleichsam einen Rahmen um sie schloß. Die gesenkten Augen, das gescheitelte Haar, das violette enganschließende Kleid, aus dem die schmalen Hände ohne Schmuck von Ringen und Armbändern hervorsahen, gaben ihr etwas von einem altdeutschen Bilde. Aber das bewegliche Mienenspiel, wechselnd nach den Worten des Briefes, den sie in Händen hielt, gab der stillen Gestalt einen erhöhten Reiz. Sie hatte längst zu lesen aufgehört und war in Nachsinnen verfallen, als sie sich plötzlich erhob und halblaut sprach:

„Es ist nichts zu machen! er muß hindurch, der arme Polydor.“ Dann nahm sie einen großen Shawl und ging in den Garten hinab. Es war nicht kalt. Dünner Schnee lag leicht auf die hartgefrorne Erde gestreut. Die Sonnenstralen fielen schräg durch die kahlen Aeste. Die Natur hat in diesem Zustand etwas unsäglich Karges, Dürftiges. Ildas Brust war gepreßt. „O Gott, eine kleine Erquickung! seufzte sie — die Welt ist so öde!“ — Sie bog in eine an-

dere Allee ein, und Otto kam ihr entgegen; er pflegte zuweilen hier spazieren zu gehen.

„Willkommen tausendmal, rief sie, das ist mir eine angenehme Ueberraschung! Erzählen Sie mir etwas, ich bin verstimmt."

„Ich bin es auch! einer meiner Freunde ruinirt sich durch eine wahnsinnige Leidenschaft und Niemand kann ihn retten! er geht in seiner Raserei unter."

„Sie sprechen sehr hart von Ihrem Freunde und von der Liebe."

„Weil der Mann nicht ausschließlich für die Liebe geschaffen ist."

„Weil die Männer so denken, sind auch die Frauen es nicht."

„Eine Frau darf an der Liebe sterben, der Mann nur für sie, wie für all seine Ideen — darin besteht seine Tugend."

„Otto!" sagte sie mit leisem Jubel im Ton.

„Nicht?" fragte er überrascht.

„O wol! wol! ich freue mich aber so sehr über Sie."

„Unsere Ideen sind unsere Hausgötter, fuhr er fort; die müssen wir mitnehmen bei jedem Auszug aus Egypten, bei jeder Einwanderung in eine neue Welt, bei jedem Sprung über den Rubikon, ja auch bei jedem vierzig Jahre langen Zug durch die Wüste. Die müssen wir tragen als unsere kostbarsten Schätze. Sie sind schwer zu tragen! sie drücken wund, gar todt; die Arme sinken oftmals herab, die Füße versagen den Dienst, der Kopf schwindelt, das Herzblut stockt — menschliche Kraft reicht nicht aus. Nun, so sterbe man für sie, doch nimmermehr ohne sie."

„Sie sind stark, und ich liebe die starken Seelen. Aber dürfen Sie von Andern das verlangen, was Sie fähig sind zu thun?"

„Wer wenig von Andern verlangt, gewöhnt sich an einen so kleinen und dürftigen Maßstab, daß er keinen großen an sich selbst legen kann."

„Aber die Gaben und Kräfte sind so verschieden! So wenig man bei physischen Messungen dem Zwerg und dem Riesen gleiches Gewicht auflegt, eben so wenig darf es auch bei moralischen geschehen. Würden Sie von allen Frauen begehren eine Charlotte Corday, von allen Männern ein Brutus oder Timoleon zu sein?"

„Nein, denn ich glaube, daß es in der sittlichen wie in der geistigen Welt Genies giebt, deren Sphäre nicht zu berechnen, noch zu beschränken und zu regeln ist, und daß deren höheren Inspirationen unsere Einsichten höchstens folgen können, ohne daß wir im entscheidenden Moment so Herr unsers innersten Wesens wären, um zu sagen: ich werde ein Gleiches thun. — Aber fern von mir solche Brutusthaten von irgend Jemand zu begehren!"

„Doch, doch! Sie wollen von Ihrem Freunde das Opfer eines theuern Wesens — und glauben Sie denn, daß Brutus gleichgültig den geliebten Cäsar mordete, und Timoleon kalt den Bruder sterben sah?"

„Ich fodere von meinem Freunde nur das Opfer seiner Wünsche, seiner Hofnungen, seiner Freuden, kurz — *seines* Herzens, nicht eines anderen."

„In der Liebe haben aber zwei Menschen nur ein Herz, und das Elend des einen bedingt nothwendig Elend des andern."

„Dann sehe ich wahrhaftig kein Rettungsmittel, sagte Otto lächelnd, als so verständig und glücklich zu lieben, daß solche Unfälle unmöglich gemacht werden."

„Noch sicherer ist's: gar nicht zu lieben; denn die neckenden Schicksalsgötter wissen die Sachen so wunderlich schlau zu drehen, daß das Unheil aufschießt wie Pilze in einer Nacht."

„Ich habe jezt erzählt; die Reihe ist nun an Ihnen."

„Seltsam, daß unsere Verstimmung den nämlichen Grund hat! und ach, daß wir so viel um Andere leiden müssen, ohne ihnen helfen, ohne sie trösten zu können — denn ihnen bleibt ihr Weh. O, ich würde mich ja gern bescheiden und keine Ansprüche an ein besonderes Glück machen, wenn ich nur die Welt glücklich sehen könnte! Haben Sie wol je daran gedacht, wie selig Gott sein muß?"

„Niemals."

„Ich sehr oft! Sehen Sie, diese Zeit, diesen Raum zu haben, in der und für den er schaffen könne — allen Kreaturen einen Balsamtropfen zu spenden, wenn auch nur Einen, aber doch Allen — jedem Gebilde des Lebens seinen Moment lieblichster Blüte und Vollendung zu bereiten — unzählige Hände flehend zu ihm emporgehoben, unzählige Herzen dankbar für ihn schlagend, unzählige Wesen, mit und ohne Bewußtsein, erfüllt von seinem Geist, versenkt in seine Anbetung — das ist Seligkeit."

„Und genießen Sie sie nicht mit Ihrem Herzen, das das Weltall umfaßt?"

„Nein; mir fehlt diese Welt, für die ich schaffen, der ich etwas sein könnte, und darum bin ich in dem Grund meiner Seele melancholisch, wie alle Wesen die ihre Zeit und

ihren Platz verfehlten. Ich spreche nicht von meinem gegenwärtigen Standpunkt in der Gesellschaft, noch von meiner Laufbahn — sagte sie rasch, als sie sah, daß Otto etwas einwenden wollte — denn in der Gegenwart gab es keine andere Existenz für mich; das ist meine feste Ueberzeugung. Aber ich hätte in andern Zeiten leben sollen! Zwischen dem auserwählten Volke Jehovas im Zionstempel hätte ich Mirjam oder Debora, die Prophetin, die Psalmensängerin, sein können; zwischen dem Volk der Kunst und Schönheit eine Diotima, von deren Lippen selbst Socrates liebliche Worte der Weisheit vernahm; — und als christliche Glaubensglut die Herzen entzündete, als das katholische Dogma in alter, unangetasteter Herrlichkeit und Herrschaft waltete — da war noch ein Moment für mich, da hätte ich eine heilige Therese sein können. In solchen Epochen hat eine Persönlichkeit Einfluß. Jezt — fügte sie hinzu und ließ mit sanftem traurigen Lächeln die Hände sinken — jezt bin ich Staub und nichts."

Sie stand still und sah schweigend zu Boden. Otto stand auch und schwieg auch. Er wußte nichts zu antworten. Er kam sich selbst dumm, einfältig, stupid vor, er hätte sein Blut für ein passendes Wort, für eine richtige Bezeichnung gegeben — umsonst! Aber Ilda vermißte sie nicht. Sie hatte gesprochen, wie es bisweilen geschah, wenn das Herz ihr zu mächtig im Busen schlug, und doch der Genius nicht über ihr schwebte, der ihre Sprache in Gesang verwandelte. Dann wollte sie nichts, keine Erwiderung, keine Beschwichtigung, keine Huldigung, nichts — als eine Seele, vor welcher die ihre frei und unbekümmert um Lob oder Tadel die Kleinodien des Lebens ausbreiten durfte. Sie blickte

auf und in ſein Auge, das mit tiefem Ernſt ihrem Blick begegnete.

„Otto, ſprach ſie, ich will Ihnen etwas ſagen, nur Ihnen! die Menſchen würden Zeter über mich ſchreien, der eine: Blasphemie! und der andere: Narrheit! aber es iſt doch wahr. Man ſagt von Chriſtus und ſeinem Tode — ſehen Sie, wenn ein Menſch dadurch glauben oder lieben lernte, ſo laſſe ich mich gleich an's Kreuz ſchlagen."

„Ich muß geſtehen, daß Sie mir andere Dinge zu erzählen wiſſen, als ich Ihnen. Nur müſſen Sie keine Bemerkungen von mir begehren, als höchſtens die Frage: was hat Sie ſo aufgeregt? was iſt Ihnen widerfahren?"

Sie ſtrich haſtig mit der Hand über die Stirn und ſchuttelte den Kopf. „Widerfahren? Nichts! Ich habe nur den Fehler, daß ſo wie manche Menſchen ſich ſelbſt nicht genug ſind, ſo bin ich mir ſelbſt — wenigſtens momentan — zu viel. Wenn der Sommerhimmel zu ſehr von elektriſchen Dünſten erfüllt iſt, ſo hilft er ſich durch Wetterleuchten. Dann iſt er wieder blau und klar, bis neues Gewölk, weiß Gott aus welchen verborgenen Hölen, an ihm aufzieht. Dies Mirſelbſtzuvielſein hat mich zur Dichterin gemacht, denn wenn ich dichte, mit Feder oder Bleiſtift, ſo bin ich mir ſelbſt gerade genug, und das iſt ein angenehmer Zuſtand, von dem man, wie vom Opiumeſſen, nicht laſſen kann. Was für Welten gehen da auf und unter — was für Geſtalten ſchweben da vorüber — was für Ahnungen und Hofnungen werden da zur Wirklichkeit — mit welcher königlichen Freiheit (ich meine königlich, wie es in alten Zeiten Mode war) ſchaltet man über Leben und Tod" ... —

„Wie wird die Eitelkeit befriedigt! mit welcher Leichtigkeit ſchreibt man Goldminen aus!“

„Nicht in Deutſchland — vielleicht in London und Paris. Wenn ich nicht eine unabhängige Exiſtenz hätte, die Herren Brockhaus und Mittler hätten ſie mir nicht verſchafft. Und die Eitelkeit? Ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß mein kleiner Fuß mir unvergleichlich mehr ſüße Lobſprüche errungen hat, als meine großen Bücher, und daß la femme au beau pied, la femme auteur in den Schatten ſtellt.“

„Und mit dieſer Ueberzeugung ſchreiben Sie? laſſen Sie Ihre Bücher drucken?“

„Warum denn nicht? für mich begehre ich ja nichts. Ich bin ſo glücklich mit dem Genius verkehren zu dürfen, daß ich keinen Lohn dafür verlange, ſo wie man ſich nicht für Liebe belohnen läßt. Aber der feſte Glaube, daß es durch die Welt zerſtreut Seelen giebt, denen ich Erhebung, Freudigkeit, Richtſchnur, Troſt bieten — denen ich ein Prieſter an heiligen Altären, ein Organ für ihre Liebe, ihre Wonne und ihren Schmerz ſein könne: dieſer Glaube, ohne den der Beruf zum Handwerk ohne Würde wie ohne Kraft herabſinkt, und an deſſen Seite ich ſicher, wie an der eines Gottes dahingehe, voll Zuverſicht auf mein Recht, voll Muth für meine Zukunft, der, mein lieber Otto, macht, daß ich nicht blos Bücher ſchreibe, ſondern ſie auch herausgebe. Ich wollte, ich hätte es hiemit allen Leuten geſagt, denn ſchon einige haben mich nach dem Warum? gefragt, und es iſt langweilig immer daſſelbe zu erwidern.“

„Laſſen Sie es drucken, dann iſt's ein für alle Mal abgethan.“

Sie ſtanden am Ende des Parks vor einem Thurm, der

als gothiſcher Wartthurm die Gegend beherrſchte, und von ſeiner Zinne einen ſchönen Blick auf den breiten Fluß und das ferne Meer geſtattete.

„Ich kam von hier, ſagte Otto, als ich das Glück hatte Ihnen zu begegnen. Ich liebe dieſe freie, weite, unendliche Ausſicht."

„Ja, ich auch, aber nur auf drei Minuten. Die Einförmigkeit erdrückt mich. Da ich ſehr träge bin, ſo wird meine Seele zu träumeriſch dieſem Bilde der Unendlichkeit gegenüber. Sie mit Ihrer Thätigkeit hingegen ruhen Sich nur dabei aus. Und dann — an den Anblick des Meeres knüpfen ſich ſehr ſchmerzliche Erinnerungen — auf ein anderes Mal davon" ...

„O warum nicht jezt, nicht gleich?" bat er dringend.

„Es wird kalt, ſpät — aber gewiß recht bald, wenn es Sie intereſſirt, und doch iſt es kaum des Intereſſes werth."

Sie beſchleunigte heimwärts ihre Schritte.

Otto fühlte ſich nicht glücklich. Ilda feſſelte ihn auf eine ihm ſelbſt unbegreifliche Weiſe. Seine ganze frühere Exiſtenz hatte plötzlich jeden Reiz verloren, ſchien ihm dürftig und ſchaal. Nur wenn er ſie ſah, mit ihr ſprach, ja blos an ſie dachte, ſo ſtand er da in der alten Energie, und mit dieſer vollen Energie hätte er ſich ihr zu Füßen werfen und ſie anbeten mögen. Allein der Gedanke: „ſie liebt mich nicht, ich bin ihr nichts als eine freundliche Erſcheinung, an der ſie gern vorübergeht" — trieb ihm alles Blut nach dem Herzen zurück und ſtreifte wie ein eiſiger Nordwind über ſein Geſicht, daß es zuweilen einen Ausdruck von ſtrenger Entſchloſſenheit annahm, gerade dann, wenn Ilda ihm am Hold-

seligsten in voller Unbefangenheit erschien. Die aristokratischen Frauen — (man muß dies Beiwort unerträglich oft brauchen, seitdem vornehm nicht mehr für die höhern Stände gelten soll) — haben eine nur ihnen eigenthümliche Eigenschaft: es ist ihr Aplomb im Sichgebenlassen. Er fehlt bürgerlichen Frauen; sie sind unendlich viel steifer und förmlicher, oder gehen auf der andern Seite leicht in ungeschickte Lustigkeit über. Die Gewohnheit der guten Gesellschaft, mit den runden, abgeglätteten Formen, giebt jenen diesen Aplomb; wohingegen diese oft in Berührungen mit Personen kommen, deren Herkunft, Erziehung oder Stand sie nicht fähig macht, in einen leichten Ton einzugehen; sie würden plump oder zudringlich werden. Jene setzen immer voraus, daß die Personen, welche sich ihnen nähern, von den besten Manieren sind, denn es kommen keine andere in ihre Gesellschaft. Diese müssen es erst abwarten. Es liegt eine außerordentliche Grazie in dieser sichern Unbefangenheit, in diesem Bewußtsein, daß sie ungefährdet an den Grenzen hinstreifen dürfe, ohne einem brutalen Feinde zu begegnen. Daß sie mitunter oder — häufig in Dreistigkeit, gar in Impertinenz ausarte, darf nicht verwundern, denn nicht alle aristokratischen Frauen sind edle Naturen.

Das Anmuth bestand größtentheils in ihrem Sichgebenlassen. — (Ich würde lieber laisser aller sagen, aber ich fürchte, man wirft mir zu viel Einmischung französischer Worte vor.) — Es ward dadurch ihrem Wesen der Stempel der Natürlichkeit und Wahrheit aufgedrückt; und ein solches Wesen, wenn es auch Einzelnen mißfällt, vermag nur allein hinzureißen, zu entzücken und einen unauslöschlichen Eindruck zu machen. Weil sie ihre besondere Eigenthümlich-

keit bewahrt haben, sind natürliche Menschen unvergleichlich, und nur die unvergleichlichen sind unvergeßlich. Ilda dachte nicht daran, ihr Interesse für Otto zu verbergen. Sie meinte: was schön, liebenswürdig, herrlich, großartig sei, gehöre Jedem an, dessen Sinn fähig sei dies wahrzunehmen und sich daran zu erfreuen, und sie habe nie eingesehen, weshalb ein ausgezeichneter Mensch das Unglück haben solle, daß man für ihn eine Ausnahme mache.

„Die Damen haben, wenn auch nicht immer, ein großes, doch ein so weites Herz, daß dieser Grundsatz recht für sie erfunden zu sein scheint" — sagte der alte Baron einst mit seiner bekannten pfiffigen Miene.

„Versteht sich, lieber Baron! erwiderte Ilda; ich folge dem Beispiel der Männer, die seit sechstausend Jahren lauter Prinzipien zum Vortheil ihres Geschlechts erfunden haben. Warum soll ich nicht für mein Geschlecht sorgen! wenn man sich emanzipiren will, muß man vor allen Dingen esprit de corps haben, fest an einander halten, und da die Männer ihre Hand wider uns aufheben, die unsere drohend wider sie ausstrecken. Wessen Waffen die stärkeren sind, muß die Zeit lehren, nicht der Augenschein — denn der ist mit ihnen im Bunde."

Sie nahm des Barons fette, breite, starkgliederige Hand, legte sie auf den Tisch, und ihre schmale mit schlanken Fingern und rosenrothen Nägeln daneben. Der Baron küßte ihre Hand und sprach:

„Ach, theure Gräfin, die Frauen sind solche Engel, warum wollen sie durchaus Männer sein?"

„Warum will der Schulknabe Throne umstürzen? warum will der Stiefelputzer dem Könige Gesetze vorschreiben?

warum will die Jugend nicht jung mehr und das Alter nicht weise sein? warum ist unsere ganze verschrobene Zeit außer Rand und Band? — Wie wär' es möglich, daß ein solches Zerfallen und Verachten des Bestehenden nicht einen heftigen Eindruck auf die Weiberköpfe machte! Wie sollten sie unangetastet von der Verkehrtheit der Zeit bleiben! Wie sollten sie nicht unter dem verderblichen Einfluß des Tagesgötzen, der erbärmlichsten Eitelkeit, leiden! In den Zeiten, wo die Männer klein sind, sind die Weiber verdorben, und wer verdorben, ist sich selbst in der tiefsten Seele ein Greuel und mögte gern ein neues Dasein anfangen."

„Still! wenn das die Frauen hörten! — Welche Felonie! Sie stellen Sich nur in ihre Reihen um sie zu verrathen, und vergessen ganz, daß Sie Selbst zu ihnen gehören, daß Sie wider sich selbst reden!"

„Da ich gegen mein eigenes Interesse rede, so wird man einsehen, daß es Wahrheit ist."

„Und was wird es nützen?"

„Nichts — als daß ich meine Meinung gesagt habe, um welche Sie mich befragten."

„Wir scherzten aber, hielten ein kleines unschädliches Turnier mit stumpfen Lanzen und Schwertern, und plötzlich machen Sie einen Ausfall mit scharfen Waffen! das hat mich erschreckt. Gönnen Sie doch den Frauen ihre kleine charmante Eitelkeit, die sie so liebenswürdig macht."

Ilda lachte. „Brave, lieber Baron, rief sie, Sie sind ein aufrichtiger Mann! Sie gestehen ehrlich ein, welche Freude es Ihnen macht, daß all die kleinen Künste der Eitelkeit für Sie in Bewegung gesetzt werden."

„Nun ich möchte den Mann kennen, der ſich nicht dadurch geſchmeichelt fühlt.“

Otto war eben in den Salon getreten; Ilda nickte ihm ihren freundlichen Gruß zu. Er antwortete dem Baron:

„Es wird wol jeder Mann ſich geſchmeichelt fühlen, ſo lange ſein Herz nicht von einer großen Leidenſchaft erfüllt iſt.“

Der Baron ſagte hartnäckig: „Selbſt dann.“

Ilda klatſchte vergnügt in die Hände und rief: „Immer beſſer! Jetzt kann ich Ihnen den Vorwurf der Felonie zurückgeben.“

„Ich dulde ihn gern! ich leide ja, wie ein ächter Ritter, für die holden Frauen, und bleibe dabei, daß ſie Recht haben das zu thun, was uns erfreut und ſie beglückt.“

„Beglückt? fragte Ilda langſam und ernſt — glauben Sie wirklich, daß die kleinen Triumphe der Eitelkeit beglücken können? Es ſind ja nur einzelne vorüberfließende Waſſertropfen, und die Eitelkeit leidet tantaliſche Durſtesqualen.“

„Nein, liebſte Gräfin, ſagte der Baron beruhigend — ſo arg iſt es nicht! Sie haben immer einen wunderlich koloſſalen Maßſtab in Ihren lieben, feinen Händchen. Einzelne ſeltene Weſen, von gewaltigen Leidenſchaften, wiſſen überhaupt nur etwas von tantaliſchen Qualen; aber die Maſſe n'est pas de l'étoffe dont on fait les grandes passions. Sie begnügt ſich damit, um äußerer vergänglicher Vorzüge und Eigenſchaften willen gefeiert und bewundert zu werden, und weil ſie ſich begnügt, iſt ſie beglückt.“

„Ich glaube aber nicht, daß etwas an ſich Hohles und Leeres beglücken könne, erwiderte Ilda. Wenn Sie mir ſagen: das indianiſche Weib iſt glücklich im Wigwam ihres barbariſchen Gatten — ſo begreif' ich das, denn ſie ſteht

innerhalb der Grenzen ihrer Bestimmung, und das genügt ihr. Aber mit der ganzen Welt schön thun und kokettiren, und sich in Liebenswürdigkeit abmühen, damit ein Dutzend Fats sage: Delizióse Frau! Charmante Person! das befriedigt nicht — und darum eben sind die Frauen unserer Zeit so unglücklich daran, wie vielleicht noch nie, weil das allgemeine Streben nach Glänzen in der Gesellschaft hin gerichtet ist — und das ist nicht ihre Bestimmung."

„Wollen Sie sie denn einsperren in das Gynäceum der Alten, oder in den Harem der Orientalen, oder in die Burg des deutschen Ritters?"

„Eben so gern, als sie in unsere Salons hinausstoßen!"

„Sollen sie Sklavinnen sein oder Mägde?"

„Glauben Sie wirklich, daß Porcia, Arria, Cornelia, Sklavinnen ihrer Gatten waren? und nennen Sie die deutsche Rittersfrau Magd, weil sie dem Willen ihres Herrn und Gemals gehorchte? Lieber Baron, glauben Sie mir, es ist für keine Frau ein Unglück, wie Porcia Sklavin des Brutus, oder die Hausfrau eines Götz von Berlichingen zu sein."

„Barmherzigkeit, theuerste Gräfin! führen Sie doch nicht diese barbarischen Gestalten in unsere civilisirte Welt" ...

„Wo die Männer vor dem Bilde eines Mannes erschrecken!"

„Ja, ich bekenne mich der tiefsten Aversion gegen Faustrecht und Raubritter schuldig" — sagte der Baron, schüttelte sich mit komischem Graus, und verließ seinen Platz.

Otto hatte schweigend zugehört, ja im Grunde nicht auf das Gespräch, sondern auf Idas Ton und Stimme gehört. Nun fragte er:

„Was wollten Sie denn eigentlich dem Baron beweisen?"

„Daß es wenig glückliche Frauen gebe.“

„Frauen? sagen Sie Menschen. Ich kenne z. B. eine sehr glückliche Frau.“

„Eine! was will das sagen! und ist sie nicht vielleicht auch in der Manier des guten Barons glücklich?“

„Ganz und gar nicht; denn Sie sind diese Frau.“

„Ich?“ rief Ilda überrascht und legte die Hand auf die Brust.

„Ja; denn Sie sind sicher und klar, wie ein Stern in seiner Sphäre.“

„So lange nichts Verwirrendes und Dunkles kommt — allerdings.“

„Und was könnte Sie verwirren und verdüstern?“

„Schmerzen, Schwäche, Leidenschaft — Alles was Andre elend macht. Bin ich nicht Mensch wie Sie? Halten Sie den Genius für ein Antidot gegen alle Uebel?“

„Ach! rief er, wenn ich Sie sehe, so mein' ich, Sie müßten unsäglich glücklich sein. Ich begreife nicht, daß ein solches Wesen die Qualen und Sorgen der Erde tragen könnte. Sagen Sie mir, daß Sie glücklich sind!“

„Ich bin sehr glücklich jetzt“ — sprach Ilda mit einem Lächeln, das in seinem Herzen verborgene Quellen der Seligkeit aufgeben ließ.

„Und wann waren Sie es nicht?“ fragte er weiter. Er hatte den Arm auf den Tisch gestützt, und hielt die Hand vor die Stirn über die Augen, theils um ungeblendet von den Lampen Ilda anzusehen, theils um sein Gesicht vor fremden neugierigen Blicken zu schützen. Seine überschatteten Augen stralten wie überhüllte Sterne Ilda an. Sie sagte lebhaft:

„Ich wollte, ich könnte Sie so malen, aber ich verstehe mich zu wenig auf das Porträtiren!“ — Dann fuhr sie langsam fort: „Ich war nicht glücklich, als mein Wesen in eine ihm nicht homogene Richtung gerathen, als ich ohne Liebe verheirathet war, als ich mich nicht in meine Pflicht zu finden wußte, als ich einem Mann begegnete, den ich nicht lieben durfte und doch liebte, als ich diesen Mann fortschickte, in den Tod schickte“ ... —

„Sie? Lord Henry?“

„Er ging, weil ich es wollte. Er irrte umher und starb — zufällig, ganz zufällig, nicht am Gram, nicht an verzehrender Krankheit, nicht durch die eigene Hand, er starb mit hundert Andern im Schiffbruch — dennoch ist der Gedanke furchtbar, daß ihn die Liebe zu mir in den Tod gejagt. Aber ich konnte nicht anders: ich mußte mich retten aus dem innern Zwiespalt. In dem Moment, als ein Geständniß seiner Lippe entstob, mußte er mich verlassen, wenn ich nicht untergehen sollte. Er sah das ein und ging. Nach Jahresfrist ward mir die Nachricht seines Todes durch seine Mutter, der er bei seiner Abreise von Irland einen versiegelten Brief gegeben, welchen sie nur im Fall seines Todes eröffnen durfte. Dieser Brief enthielt nichts als die Bitte, mir mitzutheilen, daß er nicht mehr unter den Lebenden sei. Da ging ich nach Irland, seiner geliebten Heimat. Da beschloß ich diesem edlen Menschen vor der Welt ein Monument zu errichten, wie ich es in meinem Herzen gethan. Da gab er meinem Genius die Richtung, und da hörte ich auf unglücklich zu sein.“

„Und seitdem?“

„Geht es mir gut auf der Welt, denn es ist kein neuer

Zwieſpalt über mich gekommen, und das iſt viel, wol gar Alles, für Menſchen wie ich, die immer Unendliches begehren, immer nach der Ewigkeit die Hand ausſtrecken, ſtets heiß verlangend und vielleicht nie zu befriedigen ſind" ... —

„Denn der Menſch hat nur die Wahl zwiſchen beſchränkter Zufriedenheit und raſtloſer Hoheit."

„Nein, Otto, die Wahl hat er nicht! das Bedürfniß ſein innerſtes Weſen zu entfalten iſt weit mächtiger für Manchen, als das Bedürfniß ſtiller Zufriedenheit, worin ſeine Kräfte ſtagniren. Ich glaube nicht, daß Napoleon ſeinem gegenwärtigen Schickſal ein anderes vorgezogen hätte, in welchem er es etwa zum Kavallerie-Oberſt gebracht, zum glücklichen Gatten und Hausvater, zum hohen Alter und zum ſanften Tode allgemein geachtet und geliebt."

„Ich glaub' es auch nicht; allein er würde vielleicht ſehr unrecht gewählt haben."

„Nein, wer in ſich fühlt, daß er die Meere durchſchiffen müſſe, der ſpringt in den kleinen, lecken Kahn, und erreicht mit ihm eine neue Welt oder geht unter. Aber er wäre eben ſo wol untergegangen, nur troſtloſer, in der dumpfen Fiſcherhütte am Ufer."

„Und wer macht denn für uns die Wahl und leitet uns ſo unwiderſtehlich auf ihr dahin? meiſtens — die Leidenſchaft, häufig — der Egoismus"

„Das iſt nicht Ihr Ernſt! Es geſchieht in einzelnen Momenten, aber der Gang unſers Lebens, wie er in gewiſſen, ſeligen Augenblicken innerer Klarheit und Beſtimmtheit vor uns liegt, ſo deutlich, daß wir ihn erkennen müſſen, ihn nicht verfehlen können — der ward von einem andern Geiſt, als der unſers Egoismus iſt, uns vorgezeichnet. Nennen

Sie ihn die Hand aus den Wolken, die Vorsehung, die Schikkung, das Verhängniß — ich nenne ihn Gott."

Plötzlich trat Herr von Werffen an den Tisch und bat die Gräfin um ein halbes Dutzend Shawls und Schleier; mehre junge Personen wollten Tableaux darstellen."

„Charmant! sagte sie, ich helfe arrangiren, und bringe hier einen unbezahlbaren Rembrandt mit. Kommen Sie, Otto."

Werffen ärgerte sich, daß er mit seinen Talenten, seinem Namen und Vermögen, seiner schönen Gestalt, gar keinen Eindruck auf Ida machte. Sie bewunderte seine Zeichnungen, sie sagte ihm viel Schönes über seinen Gesang — aber es belebte sich weder ihre Unterhaltung, noch ihr Gesicht ihm gegenüber, er blieb ihr vollkommen gleichgültig und durfte gehen oder kommen, ohne daß sie hinsah. Sie hingegen interessirte ihn außerordentlich, und selbst ihre freundliche Kälte, obgleich sie seine Eitelkeit verletzte, spornte ihn zum Versuch an, ob sie auf keine Weise zu besiegen sei. Einst fragte er den Baron, ob Ida wol je sich wieder verheirathen werde. Achselzuckend antwortete der:

„Versuchen Sie Ihr Glück, mein Bester."

„Nur wenn ich hoffen kann es zu erreichen" — sagte Werffen pianirt.

„Nun, nun! ich kann Ihnen ja keine Hofnungen geben."

„Warum nicht? Sie kennen die Gräfin so lange, so genau."

„Lange? ja. Aber genau — dessen schmeichle ich mir nicht. Welche Frau kann man denn gründlich kennen! die klügsten machen dumme Streiche, die tugendhaftesten erlauben sich kleine écarts gerade in den Augenblicken, wo man für

ihren Verſtand und ihre Tugend die Feuer- und Waſſerprobe machen würde. Darum ſage ich nie, daß ich den Charakter einer Frau approfondirt habe."

„Sie ſind diplomatiſch, mein lieber Baron, und weil Sie es ſind, könnten Sie wol einmal bei ſchicklicher Gelegenheit zu ergründen ſuchen, wie die Gräfin Schönholm darüber geſinnt iſt."

„Das kann ich Ihnen ſagen: ſie glaubt nicht an Glück in der Ehe."

„Im Allgemeinen wol! — aber für einen ſpeziellen Fall" ... —

„Kann man allerdings Ausnahmen machen! das wollte ich ja vorhin andeuten."

„Sie iſt nicht mehr in dem Alter, wo man ein chimäriſches Glück vom Leben verlangt, ſie kennt die Anſprüche der Welt, ſie wird allmälig das Bedürfniß fühlen, einen Kreis um ſich zu bilden, den der Hauch des Zufalls nicht zerſtören kann — den Familienkreis" ... —

„Hat ſie je etwas der Art gegen Sie geäußert?"

„Behüte! niemals! — aber ſie muß über kurz oder lang zu dieſer Anſicht kommen, denn ſie liegt in dem Gang unſerer Entwickelung."

„Nun das wollen wir bald erfahren" — und der Baron rieb ſich vergnügt die Hände, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas vor hatte, was ihn amüſirte, und er unterhielt ſich immer, ſobald er mit Ilda in irgend eine Berührung kam. Er ging zu ihr und fand ſie vergraben in Papieren, gelangweilt, ermattet und ziemlich verdrießlich. Sie rief ihm entgegen:

„Dieſe Geſchäfte bringen mich um! Den ganzen Mor-

gen hab' ich damit hingebracht Papiere durchzusehen, die ich unterschreiben soll. Der Kopf ist mir ganz wüst! diese Geschäftsmänner haben einen Styl" ... —

„Der freilich nicht sehr poetisch ist!"

„Ach, wer begehrt das! aber klar, verständlich, bündig sollte er sein, damit man wissen könne, woran man sei. Aber das verklausulirt sich, wie hinter Barrikaden! aber das macht Perioden von einer unabsehbaren Länge, daß man beim Ende den Anfang vergessen hat! Wenn ich bei einem Punkt anlange, ist meine Besinnung außer Athem und ich schnappe nach Luft, wie der Fisch auf dem Trocknen."

„Solche Geschäfte sind nicht für Damen, am wenigsten für Sie."

„Das weiß der Himmel!"

„Sie sollten auf ein Mittel denken, Sich davon zu befreien."

„Das habe ich wirklich schon gethan."

„Wirklich? ei sieh!" rief der Baron überrascht, der nur ein Mittel im Kopf hatte.

„Ja, es ist — rund heraus! auf Sie dabei abgesehen!"

„Auf mich? guter Gott!" rief er voll Schreck.

„Indem ich Sie zu meinem bevollmächtigten Minister ernenne und Ihnen carte blanche für alle Unterschriften gebe."

„Ah so! aber ich weiß noch ein besseres Mittel. Ich bin zwar Ihr treuergebener Freund — aber nicht so nahestehend — wie ein Gemal. Heirathen Sie!"

„Wen denn? Sie haben gewiß Jemand im Sinn."

„Da Sie fragen, gesteh' ich's ein. Aber rathen Sie doch wen!"

„Es iſt zu ſchwer Ihre Gedanken zu rathen; alſo?“

„Eine in jeder Hinſicht excellente Partie: Werffen.“

Ilda fuhr zuſammen: „Werffen? welch ein Einfall! er denkt ſo wenig wie ich daran — hoffe ich; oder — haben Sie einen Auftrag?“ — Sie fixirte den Baron.

„Keineswegs! erwiderte er gelaſſen; ich würde nur dieſe Partie für beide Theile höchſt vortheilhaft finden.“

„Ich verheirathe mich nicht um des Vortheils willen, ſondern — gar nicht. Und vollends Werffen!“

„Nun, Werffen? ſehr reich, ſehr talentvoll, ſehr hübſch“ . . . —

„Freilich! eine Maſſe guter Eigenſchaften! aber was will das ſagen! Nicht dieſe oder jene Eigenſchaft feſſelt uns, ſondern die ganze Perſönlichkeit.“

„Aber er gefällt aller Welt.“

„Eben darum nicht mir.“

„Das nenne ich Caprice, Eigenſinn, Ungerechtigkeit.“

„Wie Sie wollen! aber ich liebe ihn nicht; und da ich einmal ohne Liebe verheirathet und ſehr elend geweſen bin, ſo werde ich nicht zum zweitenmal dieſe Thorheit begehen.“

„Es würde jezt vielleicht keine Thorheit ſein, denn Sie ſind älter geworden, ernſter, feſter.“

„Wol bin ich älter geworden, ſagte Ilda, und Thränen traten in ihr Auge — wol weiß ich, daß ich, ohne Jugend und Schönheit, keine Anſprüche habe, um geliebt zu werden; alſo wird es mir doppelt ſchwer einzuſehen, weshalb ich mich verheirathen ſoll.“

Der Baron dachte im Stillen: es iſt doch ſeltſam, wie die Frauen empfindlich im Punkt des Alters ſind. Laut ſprach er:

„Man heirathet um einen festen Stand in der Gesellschaft zu haben"

„Wie könnte der der reichen Gräfin Schönholm fehlen."

„Um einen großen Namen glänzend zu tragen."

„Der Name: Ilda Schönholm, hat einen guten Klang."

„Um im Schutz und Schirm eines treuen Freundes zu sein."

„Nach außen hin bedarf ich keines Schutzes, und vor mir selbst kann mich Niemand schützen, als ich selbst."

„Um die Freuden der Häuslichkeit zu genießen."

„Sie sprechen ja wie die Leute in Isländischen Schauspielen — sagte Ilda allmälig belustigt durch den Ernst des Barons — die langweilen mich außerordentlich."

„Um allerliebste Kinder zu haben" — fuhr er unermüdlich fort, entschlossen ihr alle Vortheile auseinander zu setzen.

Ildas Lächeln verschwand, um ihren Mund zuckte etwas wie Schmerz oder Verachtung; dann sah sie den Baron fest an und fragte: „Verstehen Sie das, Baron, wenn ich sage: man kann es ertragen ohne Liebe Gattin zu sein; aber Mutter — nimmermehr!"

Der Baron sagte verblüfft: „Warum sollte ich das nicht verstehn?"

„Weil die Männer, überhaupt die Menschen, in diesem Punkt etwas schwer von Begriffen sind, und meinen, Kinder zu haben sei das Höchste, was eine Frau erwünschen könne. Wenn Sie mich aber verstanden haben, so ist unser Gespräch zu Ende."

Der Baron ließ seine ernsthafte Miene fallen, lehnte sich auf dem Sopha zurück, und sagte erschöpft: „Gottlob! ich

war mit meinen Gründen zu Ende — ſo triſt ſich das ja recht gut. Ihren Trotzkopf beugt doch Niemand."

„Ich bin nicht trotzig, nur feſt."

„So ſagen alle eigenſinnige Leute."

„Die Liebe würde meinen Trotzkopf, wie Sie ihn nennen, doch, und ſogar ins Ehejoch beugen können."

„Was will das ſagen, da Sie Sich ſorgfältig vor der Liebe in Acht nehmen und die angenehmſten Menſchen langweilig finden."

„Aber man liebt ja nur wen man kann."

„Gräfin! Gräfin! nun haben Sie Sich verrathen! nun weiß ich" ... —

„Nichts! Sie müßten denn mehr wiſſen als ich."

„Das wäre wol möglich."

„Wenn ich Ihnen aber ſage, daß Sie nichts wiſſen."

„So werde ich verſuchen Ihren Worten zu glauben."

„Das iſt mein Freund!" ſprach Ilda und klopfte den Baron auf die Schulter. Er aber dachte im Stillen; ich werde wahrhaftig ſchweigen und gegen Jedermann, denn dabei kann ja doch nur Unheil herauskommen, und das erfahren Alle früh genug. Zu Herrn von Werſſen ſagte er ſpäter lakoniſch:

„Die Gräfin Schönholm iſt bis jezt noch nicht zu der Anſicht gekommen, die in dem Gang unſerer Entwickelung liegt."

„Nun, ſo wird ſie dahin kommen — ſprach Werſſen ruhig; mit ſolchen Weſen muß man Geduld haben."

Aber Ilda hatte nach zehn Minuten ihn und den Baron vergeſſen und ihre Gedanken zu Otto gekehrt. Er war das Licht ihrer Augen, er machte ihr das Leben leicht und

die Welt hell. Ob er sie liebe — daran dachte sie nicht, denn wenn sie es that, so zweifelte sie, weil er immer auf der Hut, nie so offen, so hingebend, so vertrauungsvoll war, als sie. Aber sie war glücklich blos durch sein Dasein, und lebte wie ein Kind in der Gegenwart. Sie hegte nicht mehr ihre frühere ängstliche Sorge um Polydor und Ondine. Was kann ihnen Böses widerfahren? dachte sie; — sie lieben ja! dafür kann man wol etwas leiden. — Wenn sie ihres eigenen Schicksals gedachte, so fragte sie sich nie: Wie soll es werden? — sondern sprach ruhig: es ist gut so. Einmal sagte sie zu Otto:

„Sie denken doch wol nicht daran im Frühling von hier zu gehen?"

„Ich hänge nicht von mir selbst ab und muß fremden Bestimmungen folgen; indessen ist meine Arbeit hier noch unvollendet, und so lange bleibe ich wahrscheinlich. — Jedoch Sie, Gräfin, werden gehen, reisen" ...

„Und wiederkehren! das ist der Unterschied zwischen uns. Denn wenn Sie einmal fort sind, kehren Sie nicht wieder. Ich mögte einen Zauberspruch wissen, um Sie hier zu binden."

„Sehr gnädig — aber ganz unmöglich!"

„Unmöglich? weshalb?" fragte Ilda erblassend.

„Weil meine Stellung und Verhältnisse andrer Art sind."

„O die verhaßten störenden Verhältnisse!" rief sie in heftiger Ungeduld.

„Und was liegt Ihnen daran, ob ein Mensch mehr oder weniger Ihren Salon besucht?" fragte er kalt; aber ein Ausdruck von tiefer Trauer glitt über sein schönes edles Gesicht.

„Alles — o Alles!“ rief Ilda und legte zuversichtlich die Hand aufs Herz. Dann verließ sie ihn schnell. Wenn sie mich liebte! jubelte heimlich seine ganze Seele. — Und wenn? — setzte eine warnende Stimme besonnen hinzu.

Achtes Kapitel.

Polydor lebte in der Bezauberung fort, die die Gräfin Regine über ihn verhängte, froh, selig, hoffnungsreich. Es ist doch etwas Wunderliches um die Liebe! Otto, der beobachtende Mann, voll Menschenkenntniß, voll Selbstvertrauen, immer der offenen, edlen Ilda gegenüber, die nie daran dachte ihr reines stolzes Herz zu verhüllen, aus deren ganzem Wesen unwillkürlich die Liebe wie der Duft aus der Rose brach, Otto wagte nicht Zuversicht zu Ildas Liebe zu haben, weil ihm dies Glück unermeßlich schien. Und Polydor, eben so durchdrungen von dem Himmel seines Glücks, den schöne falsche Augen ihm mit trügerischen Farben vorspiegelten, zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß Regine seine Gefühle theile. Sie widersteht dem nicht, was ich im Herzen habe, rief er sich oftmals in leidenschaftlicher Aufregung zu — sie liebt mich, und darum wird sie mir angehören, wie ich ihr. — Aber an diese Reziprozität dachte Regine nicht. Die sich selbst aufopfernde Zärtlichkeit einer Frau macht aus dem Liebenden einen Gleichgültigen; — an dieser Maxime hielt sie fest; denn daß Polydor je gleichgültig für sie sein

könne, der anbetende Polydor, der ihren Schritten wie den Spuren einer Gottheit folgte — das junge, neue, heiße Herz, das sich mit jedem Gefühl, jedem Wunsch, jeder Hofnung an sie wandte — die Vorstellung war ihr unerträglich. Daß seine Existenz, schwebend zwischen der ewig unbefriedigten und ewig neu erregten Sehnsucht, darüber in Trümmer gehen könne, glaubte sie nicht, weil sie es nicht glauben wollte. Mit dem süßesten Lächeln schnitt sie ihm Wunden in sein hochklopfendes Herz und nähte sie dann sauber mit rosenfarbener Seide zu. Das konnte ihm doch unmöglich weh thun! — Er ließ sich Alles gefallen, ertrug jede Tyrannei, jede Laune, jede Härte, wodurch sie vorgab seine Liebe prüfen zu wollen, kehrte mit immer gleicher Demuth und gleicher Wonne auf ihren ersten Wink zurück, breitete immer auf ihr Begehren die Schätze seiner Liebe, gleichsam in baarem Golde, so fest, so lauter vor ihr aus, und sie nahm es hin wie schuldigen Tribut, ohne Dank, ungerührt. War es denn nicht Glücks genug für ihn, daß sie sich lieben ließ? Zuweilen war er muthlos, dann schrieb er an Ilda:

„Ich will zu Ihnen kommen; hier gehe ich unter wie die „Verdammten, in Höllenqualen von Glut und Eis. Die „Frauen lieben anders als wir, sie haben auch vielleicht „ganz Recht, ich sehe es wenigstens zuweilen sehr deutlich „ein — aber daß sie Recht haben, macht mich elend. Re„gine liebt mich, gewiß! nie hat sie's mir gesagt, aber „dazu braucht's keiner Worte, ich weiß es doch. Allein „wie kühl liebt sie mich, wie matt, ohne Vertrauen, Feuer „und Hingebung. Ist denn das Liebe? Ach, wenn ich in „ihr himmlisches Antlitz sehe — so ruft meine ganze „Seele: es ist Liebe! — doch entfernt von ihr klagt mein

„Herz: ſie wird dich nie und nie ganz verſtehen. Dann „bin ich ſehr unglücklich. O ſagen Sie mir, ob Sie auch „den Menſchen unglücklich machen, den Sie lieben? — „Tauſendmal hab' ich es ſchon beklagt Sie verlaſſen zu „haben mit kindiſchem Vorwitz. Aber aus der Hütte un„ſerer Kindheit, aus dem Tempel unſerer Jugend müſſen „wir ja Alle heraus — und wenn wir nur in Kämpfe „und Schlachten geſchleudert würden, ſo wär' es ſchon zu „ertragen — aber in die Hölle! ... Ja in die Hölle! denn „da die Sehnſucht ewig der Seligkeit gewärtig iſt, ſo iſt „ihre Nichtbefriedigung — Hölle. Verſtehen Sie das, „Himmliſche? Ach, wenn nicht Sie — wer ſonſt auf der „Welt! Ich habe früher wol gemeint, daß die Liebe in „ihrer Kühnheit, mit ihrer Unendlichkeit, allein das Ver„ſtändniß der Dinge in und außer uns erſchließe, aber „ſeit ich ſelbſt liebe, meine ich es nicht mehr. Den Mann „verwirrt ſie und die Frau verdirbt ſie, macht ſie ſchlau, „verſteckt, berechnend, liſtig, eitel — bei Gott, ſo iſt's! „Haben will eine Jede — Namen, Rang, Triumphe, Her„zen, kurz die ganze olla potrida von niedriger Eigenſucht. „Geben will Keine! — denn was iſt das: ein Paar Ge„danken oder ein Paar Stunden, ein ſüßes Lächeln oder „ein ſüßes Wort dem Geliebten geben? — das tiefſte „Weſen, das eigenſte Leben geben ſie ihm nicht, und ich „glaube gar ſie nennen das: Tugend. Dadurch könnte „man dahin kommen das Laſter anzubeten! — O warum „habe ich Sie verlaſſen? Wären wir doch geblieben am „Comer-See, nirgends konnte es ja ſchöner ſein. Wenn „wir in den ſtillen Mondnächten auf den kühlen Wellen „fuhren, was war da für ein Friede in mir und um

„mich. Die Wellen rauſchten ſo träumeriſch, als ob ſie „ſich Liebesworte zulispelten; die Ruder plätſcherten drein, „wie Neckereien, die der Liebenden Geflüſter ſtören; der „Nachtwind hatte immer mit den Bäumen am Ufer zu „koſen, und oft ſchüttelten die haſtig ihr Laub, wie weiche „Locken, wenn er ihnen gar zudringlich ward und wollü„ſtiges Grauen ſie überrieſelte. Der Mond zerſchmolz zu „goldenen, zitternden Gluten in der bewegten, dunklen „Flut, wie die Liebe in der Sehnſucht zerſchmilzt und das „ganze Herz verklärend überſtrömt. Aber die hohen, ſtil„len Sterne glänzten wie unantaſtbare Götter, und küm„merten ſich nicht um das Rauſchen, Flüſtern, Beben und „Zerſchmelzen in der Tiefe. Nur zuweilen fiel einer aus „ſeinem Himmel. Wiſſen Sie noch? ich hatte immer gro„ßes Mitleid für die armen, heiligen, aus ihrem Himmel „gefallenen Sterne. Aber Sie ſagten, der Stern verlaſſe „ſeine Sphäre vielleicht nur, um zu einem fernen geliebten „Stern hinzufliegen, und in ihm und für ihn unterzuge„hen — und wenn Sie ſo ſprachen, wie waren Sie „ſchön! wie oft drückte ich dann inbrünſtig den Saum „ihres Shawls an meine Lippen, und wie vor einem „Gnadenbilde tauchte ich mich in ſeliges Vergeſſen alles „Irdiſchen. Aber weil Sie ſo ſprachen und dabei lächel„ten wie die Heiligen, die in Qualen ſterben: ſo weiß ich „daß Sie mich verſtehen und meine Liebe. Darum werf' „ich mich jezt wieder vor Ihnen nieder, Madonna, gna„denreiche, mit meinem wilden, zerriſſenen, geſolterten Her„zen, und jammere wie ein Kind oder wie ein Narr, daß „ich den Saum Ihres Schleiers verlaſſen habe, unter dem „ich ſo ruhig gebettet lag. Ach in den letzten Zeiten war

„ich glücklich, darum ſchrieb ich Ihnen nicht. Es war „ſolch ein heißes, berauſchendes Glück, ſolch ein Tropen„Klima mit Palmen und brennenden Blumen und leuch„tenden Vögeln, ſo fremd Alles, ſo zauberhaft — daß ich „mich auf nichts beſinnen konnte, und auf und über der „Erde nichts wußte, als mein Glück. Aber ich bin nur „durch eine Oaſe gewandelt, um in eine Wüſte zu gera„then, wo die Sonne mich verbrennt, die mir früher durch „grüne Palmenzweige gelächelt hat. Könnten Sie doch „Ihre Hand, ſchmal und zart wie ein Lilienblatt, auf „meine Stirn legen — es würde mein Fieber kühlen. „Darum ſchreibe ich Ihnen ja. Sie werden und müſſen „einen Balſam für Ihren Polydor erſinnen."

Ilda antwortete ihm ſogleich; aber das Grauenhafte der Entfernung iſt, daß ein Brief faſt nie in dem Moment eintrift, wo er von guter Wirkung ſein könnte, ſondern erſt dann, wenn die Stimmung längſt vergangen iſt, für die er berechnet war. Daher macht er den Eindruck, den ein Beſchwörer macht, welcher am hellen, luſtigen Tag Geſpenſter zitirt, nämlich — gar keinen. Polydor konnte ſich kaum beſinnen, weshalb Ilda ihm ſchrieb:

„Zu mir, mein armer Polydor, immer zu mir, wenn's „Ihnen übel auf der Welt geht. Es rührt mich ſo, daß „Sie Ihr wundes Herz an das meine ſchmiegen, wie an „Schwanenfedern, und daß ich doch gar nichts für Sie „thun kann! — Ach, Menſchen, die viel gelitten haben, „wiſſen, daß kein anderer Menſch ihre Schmerzen von „ihnen nehmen kann, und das macht ſie verſchloſſen; ſie „biegen ihre Seele um den Schmerz zuſammen, feſt und „ſtill; aber die Anſtrengung macht, daß ſie die Zähne

„über einander drücken müssen, und dann kann man nicht „sprechen. Sie sind so jung, daß Sie noch Alles hoffen, „auch Trost von der Freundin hoffen, und sie kann Ihnen „doch keinen geben! — Ich kann nicht einmal sagen: Sie „haben Recht so zu klagen; — weil ich nicht weiß, wie „Regine mit Ihnen verfährt, denn es ist eben sowol mög„lich, daß sie Ihnen lügt, als daß sie bang und zitternd, „von Ihrer Leidenschaftlichkeit erschreckt, Sie liebt. Es „wäre unnütz, in Ihrem gegenwärtigen, aufgeregten Zu„stand mit Ihnen diskutiren zu wollen, ob die Liebe des „Mannes oder die des Weibes edlerer Art sei, nur fragen „will ich Sie: wo ist der Mann, der fähig ist ein Opfer „wie Sie es begehren, wie es Ihnen natürlich scheint, in „seinem ganzen Umfang zu begreifen, und — zu ehren? „Wo ist der Mann, der nicht unwillkürlich bebt vor der „rücksichtlosen Hingebung einer fremden Existenz an ihn? „Wenn Sie ihn mir zeigen, so werd' ich warlich nicht „leugnen wollen, daß jegliches Opfer ihm gebührt. Jezt „werden Sie kühn, die Hand auf die Brust gelegt, ver„sichern: ich bin der Mann! Armes Kind! erst nehmen „Sie das Opfer und dann antworten Sie mir. Wo die „höchste Zurückhaltung, ist in den Augen der Männer die „höchste sittliche Grazie, und wol wissen die Frauen diese „Meinung schlau zu ihrem Vortheil zu benutzen, und thun „ganz Recht daran; denn ein geistreicher Schriftsteller *) „sagt zwar: La femme qui vient à vous est une courti„sane, ou quelque chose qui n'est pas vulgaire — al„lein unter Millionen Männern ist nicht Einer edel genug

*) Capefigue: Jacques II. à St. Germain.

„das Letztere vorauszuſetzen. Glauben Sie mir, Sie ha-
„ben kein Recht zu klagen, aber ich hatte es, als ich Sie
„beſchwor: keine Gräfin Regine! — Möge ſie Ihre Liebe
„erwidern oder nicht — ſie wirkt verderblich auf Sie,
„denn ſie bringt Sie aus Ihrem äußern und innern
„Gleichgewicht. Sie verzehren Sich in Zweifel, Unruhe,
„Sehnſucht, Furcht, und Ihr Genius flieht erſchrocken den
„Tummelplatz ſo unbehaglicher, zerſplitternder Empfindun-
„gen. Können Sie Sich nicht losreißen? Ach, die erſte
„Leidenſchaft eines Jünglings wie Sie täuſcht ihn ſo oft,
„iſt ſo oft mehr Drang und Durſt der Seele nach Liebe,
„als wirklich die Liebe ſelbſt. Verſuchen Sie eine Tren-
„nung, ob die Sie nicht heilt. Laſſen Sie lieber eine
„Saite in Ihrem Herzen ſpringen, als das ganze Herz
„für immer in ſchneidenden Diſſonanzen ertönen. Und
„darum ruf' ich; zu mir, armer Polydor! zu mir."

Wie ich den treuen Schutzengel erſchreckt habe — dachte Polydor, nachdem er dieſen Brief geleſen — und wie nutz-los, Regine liebt mich ja, worüber hab' ich denn geklagt? — Und er lehnte ſeine Stirn an die Marmorwange ihrer Büſte und verharrte ein Paar Minuten ſinnend oder ruhend in dieſer Stellung. Dann warf er den Kopf mit einem Lächeln voll Melancholie und Bitterkeit zurück, und murmelte: ich weiß es wol, Marmor und immer Marmor dort! und hier! ... und hier? — Er ſchüttelte ſo heftig den Kopf, daß ſein dunkelrothes Sammetmützchen mit Goldfaden geſtickt, ein Geſchenk Reginens, von ſeinen Locken zur Erde fiel. Er hob es raſch auf, küßte es und ſagte: lieblich wie ſie, und verſengt mir das Hirn wie ſie! — Er legte es auf den Stuhl, warf den Rock und die Halsbinde ab, zog ein Arbeitsjäckchen

von grauem Nanking an, und begann an einem Basrelief zu arbeiten, das er in den letzten Tagen entworfen: Ganymed vom Adler entführt. Dies Werk erfreute ihn. Er dachte: große Gedanken sind Boten der Götter; sie tragen uns auf Fittigen des Adlers über den Nebel der Erde empor, und legen uns zitternd aber kühn, demüthig aber jubelnd zu den Füßen der geliebten Gottheit nieder. Darum sollen wir uns sorglos ihnen überlassen! mächtige Gefühle, erhabene Ideen und große Gedanken heben in den Olymp; tiefe Ruhe, selige Unbefangenheit soll auf den Zügen meines Ganymedes herrschen. Er ahnt in sich den Liebling des Zeus, und was schadet es denn, daß die Krallen des Adlers ihm den Busen blutig reißen! Liebling des Zeus zu sein, ist der Triumph des Sterblichen und macht ihn unsterblich — das ist Alles. Wer am Nektar des Ewigen sich berauscht hat, kann der den schaalen Wein des Vergänglichen verlangen? Auf, Polydor! — Und die Begeisterung trug ihn, wie den Adler des Ganymed, zu Regionen, in denen das Waffengeklirr der Leidenschaft verhallte Er war ein Paar Augenblicke ganz glücklich. Als ob Regine geahnt hätte, daß er etwas Höheres als sie gefunden — war sie in seiner Nähe.

Man klopfte an sein Atelier. Auf sein Herein erschien der Jäger der Gräfin, meldend, daß sie ihm auf dem Fuß folge. Wirklich trat sie ein mit einer andern Dame, und Polydor sank aus seinem Olymp vor ihr nieder. Sie war so königlich schön, die Wangen lebhaft geröthet von der frischen Luft, die Gestalt herrlich gezeichnet in dem Sammetkleid, das die Büste eng umschloß, und vom Gürtel an in breiten, vollen Falten bis zur Erde herabsank, so daß kaum

beim Gehen der ſchmale Fuß ſichtbar ward. Sie ſagte zu Polydor:

„Wie lange war ich nicht in Ihrem Atelier! nun wünſchte dieſe Dame es zu ſehen, da benutze ich denn froh die Gelegenheit. Nicht wahr, Sie zeigen uns Ihre Arbeiten?“

Er gehorchte dem Wunſch, ward gelobt und geprieſen; aber es lag ein ſchwerer Druck vor ſeiner Stirn, auf ſeiner Bruſt; er war blaß wie ſeine Bilder, und wenigſtens eben ſo ſchön. Daß ſie ſo plötzlich vor ihm erſchien, und immer mit derſelben lieblichen Unbefangenheit, verſtörte ihn. Sie fragte:

„Sie ſind doch nicht krank? Ihr Auge iſt trübe und die Stirnader geſchwollen.“

„Ich denke nur ſehr ſcharf darüber nach, ob alle mächtige Gefühle uns zum Olymp erheben.“

„Aber Sie deliriren!“ rief Regine erſchrocken und ihre Gefährtin ſtarrte ängſtlich ihn an.

„O gar nicht, ſagte er, ich habe jezt meine volle Beſinnung.“

„Sie arbeiten zu angeſtrengt, ſagten beide Damen um die Wette, Sie gönnen Sich keine Erholung; Sie müſſen Sich Bewegung machen, gehen, reiten — wollen Sie mit uns fahren?“ ſchloß Regine.

„Gern! rief er; der Frühling kommt, da bin ich immer in krampfhafter Aufregung, wie der Vogel im Käfig.“ Er wollte hinausſtürmen.

„Halt! halt! rief Regine lachend; Sie ſind zwar ein Genie, aber die Hände müſſen Sie Sich doch waſchen und

das Jäckchen ausziehen. Die Sonne des April ist warm, die Luft kalt. Wir warten hier."

Er flog in sein Zimmer. „Ein wunderbarer Mensch" — sagte die andere Dame.

„Nicht wahr? Künstler vom Scheitel zur Sohle, aber durch und durch brav."

„Und ein höchst interessanter Kopf von seltener Schönheit."

Als Polydor aus seinem Zimmer ins Atelier zurückkam, rechtfertigte er vollkommen den Ausspruch der Dame. Seine hohe, schlanke Gestalt, die er trotz seiner Jugend fest und kräftig aufgerichtet trug, zeigte sich aufs Vortheilhafteste in dem kurzen, schwarzen, bis oben hinauf zugeknöpften Ueberrock, und sein Gesicht mit den großen, etwas tiefliegenden Augen, der geraden scharfen Nase mit breiter Wurzel, über der sich eine frei entwickelte Stirn erhob, und den prächtigen braunen Locken, war so edel, daß selbst die kalte Regine ihn nicht ohne Bewunderung und mit heimlicher Freude ansah. Aber diese Empfindungen stimmten sie nicht weicher. Die Bewunderung galt seiner Schönheit; die Freude dem Triumph, daß ein Mensch von dieser Schönheit, dem unwillkürlich jedes Frauenauge nachfolgte, und der vielleicht nur sich zu zeigen brauchte, um unwiderstehlich zu sein — keinen Blick, keinen Sinn, keine Aufmerksamkeit für das ganze weibliche Geschlecht hatte, als einzig für sie.

Aber in Polydors Seele reifte allmälig ein Entschluß. Er wollte Gewißheit haben, das Geständniß ihrer Liebe. Die Unsicherheit war ihm Folter. Ich muß wissen, woran ich mit ihr bin, ob sie nie, nie, mir angehören will! sprach er für sich, und ging auf- und ab in seinem Zimmer. Seit

ſechs Monaten faſt bin ich nichts, als weiches Wachs in ihrer Hand, und ich weiß nicht einmal, welche Geſtalt ſie mir geben will. Dies Weib kann einen Teufel aus mir machen. Sagt mir denn Ilda nicht, ob das die Art zu lieben aller Frauen iſt? Sie ſollte doch ihr Geſchlecht kennen und mir Wahrheit geben — o nur Wahrheit! — Er nahm ihren letzten Brief; da bemerkte er im Umſchlag ein kleines Papier, das er noch nicht geleſen hatte. Haſtig es entfaltend, las er:

Vorſchlag.

Du willſt ſein mein eigen?
So höre mich an,
Treu will ich Dir zeigen,
Wie's Schickſal ſein kann,
Treu will ich Dir ſagen
Vom Dunkel, vom Licht,
Und kannſt Du's nicht tragen,
So liebſt Du mich nicht.

Wild ſind meine Pfade,
Voll Felſen und Dorn;
Iſt's göttliche Gnade?
Iſt's göttlicher Zorn?
Vom Blitze zerſtöret
Hab' oft mich geglaubt,
Dann hat er verkläret
Mir wieder das Haupt.

Wie fern in den Lüften
Die Lerche hinſchwebt,

Wie einſam aus Klüften
Der Aar ſich erhebt:
So iſt auch mein Leben
Und Daſein, denn ſieh!
Muß ſingen, muß ſchweben
So einſam wie ſie.
Doch ſteig' ich zur Sonne
Oft kräftig empor,
Genieße der Wonne,
Wenn Glück ich verlor.
Doch bad' ich in Lüften
Beſeligt die Bruſt,
Hoch über den Grüften
Voll irdiſchem Wuſt.
In Leben und Sterben,
Durch Ruhm und durch Schmach,
Durch Sieg und Verderben
Mußt folgen mir nach,
Begegnen dem Hohne
Wie bitter er ſei,
Und tragen die Krone,
Als wär's einerlei.
Und haſt Du die Seele
Voll ruhigem Muth,
Daß ſtill ſie ſich ſtähle
In jeglicher Glut:
Nimm hin denn mein Leben,
Sei mein, ich bin Dein!
Doch fühlſt Du *ein* Beben —
So laß mich allein.

Ja, sagte Polydor, das ist Ilda! ihr Brief ist nicht sie, denn er ist geschrieben mit Rücksicht auf mich und weiß Gott was! Sobald sie aber einen Akkord auf ihrer Harfe anschlägt, so wird sie wie durch Zauberwort befreit vom Wust der Welt, und steht da in ihrer eigentlichen wahren Gestalt. O warum lieb' ich nicht sie?

Wird denn nie ein Mensch kommen, ein Denker, ein Dichter, ein Prophet, ein Forscher — der die Frage: warum liebt man, wenn man liebt? genügend beantworten wird. Ist denn der tiefe dunkle Schatten, der über diesem Gefühl schwebt, wie die Urnacht über der Entstehung der Welt, durch keine Forschung und Berechnung zu lichten? Nero ließ seine geliebte Cäsonia foltern, um von ihr das Geheimniß zu erpressen, weshalb er sie liebe. Das war — neronisch. Aber es giebt Augenblicke, wo man fühlt, daß das Joch zu eisern wird, daß man es abschütteln muß: und wie würde diese Anstrengung erleichtert werden, wenn man wüßte, weshalb man es getragen, weshalb man sich von einem und demselben Gefühl in den Staub hat beugen und in ein Paradies erheben lassen. Sobald der Arzt den Grund der Krankheit kennt, weiß er auch richtige Mittel anzuwenden um sie zu heben; wo nicht — tappt er im Finstern und richtet oft großes Unheil an durch verkehrte Arzneien. Ob aber die Liebe etwas Anderes ist, als eine mächtige Krankheit mit Fieber, Ermattung, wilden Paroxismen, goldenen Phantasieen, Erschlaffung, Tod — ? — —

Gräfin Regine lag auf der Chaise longue und las ziemlich gelangweilt einen englischen Roman, der kühl war, wie ihr Herz. Vielleicht langweilte er sie eben darum. Sie war durch Polydor in eine so warme Atmosphäre versetzt, daß

ihr Alles außerhalb derselben matt und dürftig vorkam. Wie man im Winter um sich zu wärmen die Sonne aufsucht, so dachte sie an Polydor. Da flog die Thür auf und er trat ein. Die Stunde war ungewöhnlich früh. Obgleich sie sich freute ihn zu sehen und eine angenehmere Unterhaltung zu haben, als die der englischen See-Cadets, so war es ihr doch ärgerlich, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß diese Freiheit nahm, und sie sagte verdrießlich:

„Wie hat man Sie denn im Vorzimmer nicht abgewiesen!"

„Ich gab vor Ihren Befehl zu haben" — entgegnete Polydor.

„Aber Sie wissen, daß ich um diese Stunde Niemand zu sehen pflege, und daß es mehr wie auffallend ist, wenn ich für Sie eine Ausnahme mache."

„Lassen Sie nur heute sie gelten, bat er demüthig, es soll nicht wieder ohne Ihre Zustimmung geschehen."

„Und was giebt es denn?" fragte sie milder, versöhnt durch seine bittende Stimme, die fast zitternd klang. Er wechselte die Farbe, kniete vor der Chaise longue nieder, legte die Stirn auf deren Rand und antwortete nicht. Regine kannte das. Sein Herz war zu voll, zu schwer. Sie mußte reden.

„Nun Polydor, sagte sie sehr lieblich, soll ich wieder einen Sturm beschwören, notre dame de la garde? Wenn Sie wüßten, wie Sie mich erschrecken mit Ihrer brausenden Heftigkeit. Man ist in der Welt so wenig daran gewöhnt — die Form mäßigt Alles, und das ist gut. Glichen alle Menschen Ihnen, so könnte gar keine Gesellschaft bestehen. Und doch — wer freut sich nicht einer Ausnahme wie Ihnen

zu begegnen? — — Aber ſtehen Sie auf, ſetzen Sie Sich auf den Seſſel und ſagen Sie mir, was Ihnen widerfahren iſt. Stehen Sie doch auf, lieber Polydor.“ Sie ſtreifte leicht mit der Hand über ſeine Locken.

Aber er verharrte in ſeiner Stellung, und ſie ſagte ungeduldig:

„Sie werden mich ganz böſe machen mit dieſem ennuyanten Schweigen.“

„Und verſprechen Sie mir, nicht böſe zu werden, wenn ich rede?“ fragte er leiſe und hob den Kopf empor.

„Ich bin daran gewöhnt Geduld mit Ihnen zu haben“ — entgegnete ſie freundlich.

Er blieb auf den Knieen liegen, aber er richtete den Oberleib auf, ſchöpfte tief Athem, ſah ihr feſt ins Auge und ſprach beſtimmt:

„Geben Sie mir Ihre Hand.“

„Recht gern“ — antwortete ſie gleichgültig, und ſtreckte aus dem weiten Ermel ihres weißen Morgenkleides gelaſſen ihre Hand. Er nahm ſie mit einem eiſernen Griff, ſo daß ein Ausdruck von Unbehagen über ihre Züge glitt. Dann ſagte er wieder:

„Jezt geben Sie mir einen Kuß und ſagen Sie: ich liebe dich Polydor!“

„Sie ſind aber in der That zu kindiſch“ — erwiderte die Gräfin, gleichgültig wie vorhin.

„Es iſt mein Ernſt, Regine! ich will es, ich verlang' es. Ich werde Sie nicht eher verlaſſen.“

„Ah!“ ſagte Regine mit ungeheucheltem Erſtaunen. Sie hatte bis jezt ihre nachläſſige Stellung auf der Chaiſe longue beibehalten; nun richtete ſie ſich auf, ſtützte ſich auf

den Ellbogen und wartete, was kommen werde. Aber er wiederholte nur:

„Es ist mein Ernst."

„Sie sollten wissen, daß ich dergleichen Demonstrationen nicht liebe" — sprach sie kalt.

„Dergleichen Demonstrationen!" rief er heftig; aber sich bezwingend fuhr er ruhiger fort: „Sie wissen, daß und wie ich Sie liebe! So lange ich Sie kenne, habe ich es Ihnen durch Wort und That bewiesen. Ja, durch die That — wiederholte er, weil sie ihn fragend ansah — denn ich hab' Ihnen vertraut, habe mein ganzes Herz zu Ihren Füßen niedergelegt und meine ganze Seele vor Ihnen ausgebreitet, und Sie haben in Beidem nichts gefunden, als Ihr Bild, und ich habe nie gefragt: welch Bild wohnt in Deiner Seele. Ich glaube an Dich, glaube, daß keine Frau ungerührt von einer so tiefen Liebe bleiben kann, oder glaube, daß, wenn sie ungerührt bleibt, sie doch edel genug sein wird, um es offen zu sagen. Du aber bist freundlich meiner Liebe begegnet, hast lieblich auf ihre Geständnisse gelauscht; aber gesprochen hast Du nie. Nun laß mich zum ersten Mal das einzige Wort hören, das mir zu meiner Seligkeit fehlt: ich liebe dich."

„Die Frauen sprechen sich nicht gern so unumwunden aus — sagte sie ausweichend — warum zweifeln Sie denn an mir?"

„Weil ich ein Mensch bin! rief er mit ausbrechender Heftigkeit, weil ich ohne tiefe, feste, heilige Gewißheit diese Existenz nicht tragen mag."

„Sehen Sie, diese Heftigkeit allein reicht hin, mich auf

ewig einzuſchüchtern. Was hab' ich von ſolcher Raſerei nicht zu fürchten!"

„Fürchten? ach, Sie beherrſchen mich mit einem halben Gedanken! was fürchtet die Königin von ihrem armen Sclaven! — und wenn ich raſend bin — wer trägt die Schuld? Sie können mich ſanft machen, ſanft und fromm wie ein Kind — nur ein Wort!"

„Die ausgeſprochene Liebe nimmt immer einen andern Charakter an, ſtürmiſcher, leidenſchaftlicher, drum zögert die Frau."

„Ich will es glauben, will Alles, Alles glauben! aber wenn der Geliebte fleht, wie in Todesqual um Barmherzigkeit fleht, ſo iſt die Frau, die dann noch zögert — ein Ungeheuer."

„Polydor!" ſagte Regine ſanft und traurig.

„O vergieb — rief er, ihre Hand an ſeine Stirn legend — vergieb und ſchweig, wenn Du nicht reden magſt! Aber ... kannſt Du mir Deine Seele nicht in einem Wort geben, ſo gieb ſie mir ſüßer und ſeliger noch — in einem Kuß."

„Davon iſt vollends gar nicht die Rede", — ſagte ſie die Hand zurückziehend mit Ungeduld. Polydor ſtand auf und ſprach erſchöpft:

„Du weißt, ich war einmal ein armer Bettelknabe und lag ſterbend vor Hunger und Mattigkeit im Koliſeum; da ſchickte Gott mir einen ſeiner Engel: eine Frau rettete mich. Jezt bin ich wieder dem Untergang nahe und wieder hat Gott mir einen Boten zugedacht. Regine, entziehe Dich nicht dem himmliſchen Beruf, das Geſchöpf zu ſein, hinter wel-

chem der Schöpfer ſich verbirgt — rette mich, gieb mir ein Liebeszeichen."

„Genug! — rief Regine, heftig aufſtehend — nichts auf der Welt iſt meiner Natur verhaßter, als dieſe Sinnlichkeit."

„Brauch nicht das Wort, Regine, jezt nicht! — wenn das ganze Weſen in einem Punkt zuſammenbrennt und in einer wehenden Glut ſteht: ſo hat es einen dürftigen Klang! Oder brauch' es, fuhr er fort, vor ihr niederſinkend und ihre Knie umfaſſend, nenn' es wie Du willſt, aber ſei gnädig, gieb mir ein Liebeszeichen."

„Verlaſſen Sie mich auf der Stelle" — ſprach ſie unwillig.

„Regine! rief er außer ſich — Du erhörſt meine Bitte nicht? nun denn — ich will ein Liebeszeichen."

„Ich verachte Sie" — ſprach die Gräfin eiskalt. Wie von einem elektriſchen Schlag getroffen, ſanken ſeine Arme herab, ſo daß Regine zurücktreten konnte. Sie ſetzte ſich wieder gleichgültig auf die Chaiſe longue. Polydor hatte ſeine knieende Stellung verlaſſen und richtete ſich in ſeiner ganzen Höhe vor ihr auf; aber er zitterte ſo, daß der Tiſch bebte, auf den er ſeine Hand legte um Haltung zu gewinnen. Seine Züge waren tief und ſcharf, als habe ihn der Augenblick um zehn Jahr älter gemacht, und es lag auf ihnen ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Schmerz und Zorn. Aber mit ruhiger Stimme und ernſt ſie anblickend ſagte er:

„Das ändert freilich Alles — gnädige Gräfin." Dann verbeugte er ſich und verließ das Gemach. Regine ſchöpfte Athem, als ob ihr eine ſchwere Laſt von der Bruſt falle. Himmel, welch ein furioſer Menſch, dachte ſie; ich glaube,

er könnte mich umbringen! welch Glück, daß mir das letzte Wort einfiel.

Neuntes Kapitel.

Ondine lebte in tiefſter Zurückgezogenheit am Ufer des Arno in einer kleinen, freundlichen Villa. Aber Caſimir kam nicht, wie er es ihr geſchrieben und wie ſie ſelbſt gehofft hatte. So lange ſie die erſte Trauer trug, wünſchte ſie nicht einmal ſeine Gegenwart und bat ihn in Paris zu bleiben; allein nach ſechs Monaten, mit dem Beginn des neuen Jahres, hätte er kommen dürfen, wollte er kommen, jeder Brief verhieß es — und ein Tag reihete ſich an den andern, ohne ihn zu bringen. Dann traf wieder ein Brief ein, voll Entſchuldigungen, Vorwänden neuen Verſprechungen, und ſie glaubte und hoffte bis zu dem feſtgeſetzten Zeitpunkt, wo abermals eine Täuſchung ihrer wartete, und wo die Ahnung eines entſetzlichen, unabwendbaren Unglücks allmälig ſie beſchlich.

Die Einſamkeit laſtete fürchterlich auf ihr. Es gehört nicht immer ein ſtarker Geiſt oder eine ernſte Beſchäftigung dazu, um lange Zeit hindurch Einſamkeit zu ertragen; auch Menſchen von gewöhnlichen Fähigkeiten haben ſie oftmals gern, entweder weil ſie blaſirt und abgeſtumpft für die Freuden der Geſellſchaft ſind, oder weil ſie auf eine oder die andere Weiſe die Mittel verloren haben, in ihr zu glänzen,

oder weil viel Unglück sie umgetrieben und bedürftig der Stille gemacht hat; ihnen ist die Einsamkeit bequem, beschattend, beruhigend. Für Menschen von großen Gaben und ungewöhnlichen Talenten ist sie, von Moses an bis auf Byron, zu Zeiten ein schmachtendes Bedürfniß, ein Durst, der gestillt werden muß, weil sie wissen, daß auf Pathmos Offenbarungen geschrieben werden, und weil das Leben sie mehr in Anspruch nimmt und ihre Kräfte mehr anregt und rascher verbraucht, als es bei der Menge der Fall ist. Für die Masse der Menschen aber, nicht gewöhnt sich mit großen Ideen zu beschäftigen, sondern am Täglichen hangend, das Nächste verlangend, mit mannigfachen Wünschen und Erwartungen, welche nur im beständigen Verkehr mit der Außenwelt befriedigt werden können, in ihrem Innern zuweilen unsicher, gar zerfallen — für sie ist Einsamkeit nicht erquickend.

Und nun gar für die arme, schwache, schutzbedürftige, liebende Ondine! Ach, sie war nicht blos einsam — sie war verlassen. Sie hatte Niemand, als ihre Dienstboten, treue Seelen zwar — aber Diener! Ihr Kammermädchen, das einige Jahre älter wie sie, mit ihr erzogen und nie von ihrer Seite gewichen war, ward ihre einzige Gesellschaft. Mit ihr sprach Ondine von Deutschland, von ihren Söhnen, von Schloß Ohlau, und oftmals netzten heiße Thränen das Auge der Herrin und Dienerin bei solchen Gesprächen. Je mehr ihre Hofnung, den Mann wiederzusehen, dem sie ihre stralende Existenz geopfert, gleich einem bleichen Gestirn unterging, desto feuriger erhob sich am Horizont die drohende Kometenruthe der Reue. Ondine hatte geglaubt, ihr Dasein sei durch die unüberwindlichste Liebe so innig mit Casimir

verwebt, daß ſie nur in ſeiner Nähe, wie er in der ihren, denken und empfinden, ja athmen und leben könne. Nun war ſie von ihm getrennt — ach, wie lange ſchon! und ſie lebte, und er lebte: alſo war Trennung nicht Tod! alſo war die Liebe nicht mächtig genug, daß ſie ſagen durfte: ich wollte nicht ſterben, darum warf ich mich in ihre rettenden Arme. Bisweilen wollte ſie auf einen Zug den Giftbecher leeren, und freiwillig von Caſimir zurücktreten; dann aber trat er in ſeiner ganzen Anmuth vor ihre Seele, und es ſchien ihr unmöglich, daß dieſer Menſch, der mit ſolcher Innigkeit und ſolcher Glut an ihr hing, durch etwas Anderes als durch Zufälligkeiten von ihr entfernt gehalten werden könne. Dann entſchloß ſie ſich wieder zu hoffen. Ach nein! nicht zu hoffen — aber zu warten. Wer hat nicht gewartet? wem hat dieſe Folter nicht das Blut mit Fieberangſt, bis zum Wahnſinn, bis zur Ohnmacht, durch die Adern gejagt? Giebt es ein vom Himmel ſo begnadigtes Weſen, ſo wird es freilich nicht begreifen können, daß dieſer Zuſtand, gleich einer umſchlingenden Boa, Ondine aller Kraft, jeder Fähigkeit beraubte, ihr Herz zermalmte, an ihrem Leben zehrte. Ihr Auge wurde trübe, ihre Haltung gebeugt, ihr Gang ſchleppend; das Federwerk ihres Daſeins war zerſtört und das Räderwerk ging noch eine Zeitlang ſeinen Gang fort, bis es langſam und immer langſamer wurde. Ihre Schönheit verblühte. Der duftige, friſche Teint ging über in ein krankhaftes Gelb; Auge und Schläfen ſanken ein, um den Mund legten ſich die unauslöſchlichen Züge des Grams; — ſie glich einer verwelkten, blaßrothen Hyazinthe.

Die treue Hedwig grämte ſich unſäglich über Ondine.

„Sie wird hier ſterben — ſagte ſie oft mit bittern

Thränen zu dem Kammerdiener — hier in der Fremde, in der Verlassenheit, ohne Verwandte und Freunde! ach Ludwig — eine solche Dame! bedenken Sie nur, wie das ihr wehe thun muß."

„Ja, sagte Ludwig, seit dem Tode des seligen Grafen haben wir kein Glück mehr. Und wären wir nur in Deutschland geblieben, oder zur Gräfin Ilda gegangen!"

„Ach, Gräfin Ilda! wenn die unser Elend kennte, sie käme."

„So schreiben Sie es ihr doch, Hedwig."

„Ich habe wol schon daran gedacht, aber — ich weiß nicht, es macht mich verlegen, und dann kann ein Brief auf so viel hundert Meilen leicht verloren gehen."

„Ich will ihn hinbringen, Tag und Nacht reisen! in vierzehn Tagen sollte man doch wol nach Rubenthal kommen!"

„Ganz gewiß; aber wenn Sie fortgehen, wird sie sich nicht betrüben?" fragte Hedwig mit einem Zartgefühl, das weit über ihren Stand war.

„Wenn Gräfin Ilda kommt, freut sie sich aber gewiß; und die kommt, wenn ich ihr Alles erzähle. Die ist so! steigt in den Wagen und fährt nach Florenz, als ob sie zum Ball fuhre. Wissen Sie noch, wie sie 'mal in Schloß Oblau ankam, als der kleine Graf Ulrich auf den Tod danieder lag? Niemand wußte was davon — da war sie!"

„Ja, seufzte Hedwig, wäre unsere Gräfin wie Gräfin Ilda, so würde es uns nicht so übel gehen. Die entschließt sich wie ein Mann, und sieht doch aus wie ein Engel so zart. Das kommt daher, Ludwig, daß der liebe Gott manche Menschen stark gemacht, und manche nicht — wie er sie gerade braucht, und das können Sie mir glauben, mit der

Gräfin Ilda hat er beſondere Abſichten. Sie ſieht anders aus wie die übrigen Menſchen."

„Das wüßt' ich doch nicht."

„Wahrhaftig! — Hätten Sie ſie geſehen, wenn ſie in das Toilettenzimmer unſerer Gräfin kam — ſie zieht ſich immer ſehr raſch an, ohne ein Wort mit ihrer Kammerjungfer zu ſprechen — und wie ſie ihr dies und das erzählte, ich weiß nicht was, denn ſie ſprachen immer engliſch zuſammen — ſo würden Sie es auch finden. Sie hat ſo etwas Klares, Hohes! Ich glaube, ſie gab unſerer Gräfin gute Rathſchläge, denn die hörte meiſtens freundlich zu."

„Ueber den Anzug und die Kleider?"

„Nein, Ludwig, das iſt nicht ihr Fach! — ich meine über Kinder oder dergleichen Wichtiges, weil es immer im Toilettenzimmer war, wohin Niemand kommen durfte, ſelbſt nicht der ſelige Graf. Ach, wenn ich an die Zeit gedenke, mögte mir das Herz brechen."

„Kann ich nicht ſchon morgen abreiſen?"

„Ich will gleich mit ihr ſprechen."

Hedwig ging auf die Terraſſe, wo Ondine ihre Tage in dumpfer Apathie hinbrütete. Sie ſaß zuſammengeſunken in einem tiefen Lehnſtuhl, und hielt auf ihrem Schooß eine Platte von ſchwarzem, zierlich geſchnitztem Ebenholz, in welche vier Miniatur-Porträts eingelegt waren: ihre Söhne, Askanio und Ilda. Auf einem Tiſchchen neben ihr lag in grünem Maroquin-Etui das Porträt Caſimirs. Nachdem ſie die vier Bilder lange betrachtet, nahm ſie die Platte in die rechte, das Etui in die linke Hand, bewegte ſie langſam gegen einander, als ob ſie ſie wäge, und ließ endlich die Rechte auf der Seitenlehne des Seſſels ruhen, indeſſen die Linke,

wie in Ermattung, tief herabſank. Es lag etwas vollkommen Gedankenloſes und unſäglich Troſtloſes in Ondinens Ausdruck und Bewegung. Sie hatte nichts dabei gedacht und gewollt; es war die unwillkürliche Richtung ihrer Seele, die ſich offenbarte. Als die linke Hand herabſank, ward ſie ſich ihrer bewußt, und ein Lächeln von zerreißender Bitterkeit zuckte um ihre Lippen. Da erblickte ſie Hedwig und ſagte:

„Bringe mir recht kaltes Waſſer, die Hitze verzehrt mich.“

„Es iſt ein böſes Klima, gnädige Gräfin — verſetzte Hedwig — der Ludwig iſt auch ganz krank und ſchwach.“

„Was fehlt ihm? er ſoll gleich in die Stadt und zum Arzt gehen.“

„Er will nicht. Er ſagt kein Doctor könne ihm helfen und er würde erſt in Deutſchland, eigentlich aber in Schloß Oblau, von ſelbſt wieder geſund werden.“

„Das iſt das Heimweh, Hedwig, daran kann man ſterben, eben ſo gut wie an jeder übermächtigen Sehnſucht — der Ludwig muß fort — gleich! ich brauche ihn nicht. Der alte Gärtner iſt ja hier mit ſeinem Sohn. — Geh und ſchicke mir den Ludwig.“

Hedwig entfernte ſich und murmelte mit gefaltenen Händen:

„Guter Gott, vergieb mir die Lüge.“ Und nach fünf Minuten trat Ludwig vor die Gräfin. Sie ſagte ſehr freundlich:

„Ich danke Ihnen, daß Sie ſo lange brav und treu in meinem Dienſt gelebt haben, darin ſterben ſollen Sie nicht. Gehen Sie nach Schloß Oblau zurück, unter den ſchönen

grünen Eichen und Buchen werden Sie wieder gesund werden. Ach, ich würde es vielleicht auch."

„Befehlen gnädige Gräfin abzureisen, so ist Alles" ...

„Nein, mein guter Ludwig, das geht nicht. Reisen Sie gleich ab, und wenn Sie nach Schloß Oblau kommen, so grüßen Sie alle Leute von mir — die mich noch nicht vergessen haben ... Alle! und sagen Sie ihnen" ... —

Ihre Stimme brach in Thränen. Sie drückte das Taschentuch vor das Gesicht und winkte ihm zu gehen. Er küßte demüthig ihre Hand und ging mit raschen Schritten zu Hedwig.

„Hedwig — sagte er zornig, und fuhr mit dem Finger über seine nassen Augen — Donnerwetter! ich muß heulen wie ein Schulbube. Sie weinte, Hedwig! Nun, ich will nichts sagen — aber Gott vergebe es dem hündischen — Schurken."

Einige Stunden später saß Ludwig mit einem Reisegeld von Ondinen versehen im Eilwagen, der ihn nach Norden führte.

Aber ehe er in Ruhenthal anlangte, entschied sich Ondinens Schicksal. Nachdem sie während sechs Wochen ohne Nachricht von Casimir gewesen war, erhielt sie einen Brief von unbekannter Hand. Der Stempel: Paris, erfüllte sie mit tödtlicher Besorgniß. Noch ehe sie ihn gelesen, stand fast ihr Herz still vor lähmender Angst. Sie rief:

„Hedwig! bleibe bei mir! mir ist als ob ich sterben könnte."

Dann nahm sie sich zusammen und erbrach den Brief. Er war von Casimirs Oheim, der ihr in den ehrfurchtsvollsten Worten sagte, daß sein Neffe von einer verzehrenden

Leidenschaft für eine junge, schöne Engländerin, Erbin einer Million, durchglüht sei, und der glücklichste Gatte werden könne, wenn sie — Ondine — diesem Glück kein Hinderniß entgegenstellen wolle. Sein Neffe, voll unwandelbarer Verehrung ihrer himmlischen Güte, habe nicht den Muth, selbst diese Worte an sie zu richten, wol wissend, daß er die Gefühle der Huld, welche sie für ihn hege, durch diesen Schritt verletze. Daher halte er es für seine Pflicht, ohne des Neffen Vorwissen, sie von der Lage der Dinge zu benachrichtigen, in der festen Voraussetzung, daß ihr großmüthiges Herz nicht schwanken werde in der Wahl zwischen fremdem und eigenem Glück.

Diese Geschichte war richtig, insofern sie die Heirath, wenngleich nicht die Leidenschaft, betraf. Uebrigens hatte der Oheim auf Casimirs Bitte den Brief geschrieben.

„Diable! sagte er — ich muß endlich kurz und gut mit ihr brechen! Lieber Onkel, Sie wissen Briefe süperb zu tourniren — reißen Sie mich aus dieser Verlegenheit, denn foi de gentilhomme — um die Betheuerung des großen Frauenverehrers Franz I. zu brauchen — verlegen bin ich, wenn ich an diese Frau denke."

So wie Ondine den Brief gelesen, stand sie auf, ging zu ihrem Schreibtisch, schrieb mit fester Hand auf ein Blatt Papier: „Fürst Casimir P. ist, was mich betrift, durchaus frei; möge er glücklich sein" — couvertirte und adressirte mit höchster Fassung, sandte den Brief zur Stelle ab — und sank in tiefe wolthätige Ohnmacht.

Es ist gewiß, daß ein Nervenschlag oder eine in der Brust springende Ader zu Zeiten sehr à propos wären, um eine qualvolle Existenz zu enden; und die Romanciers, ob-

ſchon ſie kein Mitleid mit ihren Leſern haben, empfinden es dennoch mit den Gebilden ihrer Phantaſie, und gönnen ihnen gern den Nervenſchlag oder ähnlichen plötzlichen Tod — beſonders wenn ſie nicht wiſſen, was weiter mit ihnen anfangen. — Aber in der Wirklichkeit iſt's anders! da ſterben meiſtens nur die Leute, die nicht gern ſterben wollen, und diejenigen, für welche der Tod eine Wolthat wäre, leben und leben. Das Schickſal iſt gleichgültiger gegen ſeine Menſchen, als die Romanciers. Ondine erwachte aus ihrer Ohnmacht. Hedwig kniete an ihrem Bette und bedeckte die Hand der geliebten Herrin mit Küſſen und Thränen.

„Weine nicht, ſagte Ondine, nun iſt Alles entſchieden — und gut."

„Gut? — rief Hedwig überwältigt von Schmerz — gut? und Sie vergehen in Kummer? ach, gnädige Gräfin, ſchlecht iſt es vom Fürſten Caſimir!"

„Still, Hedwig, das darfſt Du von Niemand ſagen! Jeder folgt ſeinem Herzen, und da es ſchwache, thörichte, ſündhafte Herzen giebt, warum nicht auch harte. Das meine war einſt mehr wie hart — es war verſtockt, und weil es ſich nicht freiwillig opfern wollte, ſo wurde es zermalmt. Siehſt Du, wie das Alles ganz natürlich iſt!"

„Sprechen Sie nicht ſo, gnädige Gräfin, rief Hedwig ſchluchzend, ich kann's nicht aushalten! ich weiß nicht was ich Ihnen darauf antworten ſoll! O wäre doch erſt Frau Gräfin Ilda hier!"

„Ilda? was fällt Dir ein?" fragte Ondine befremdet.

„Ach Gott ja, der Ludwig iſt hingereiſ't um ihr zu ſagen .. wir fürchteten, daß gnädige Gräfin ihr nicht ſchrei-

ben würden wie krank und niedergeschlagen Sie Sich hier befinden ... darum" .. —

„Hedwig, Gott segne Dich!" rief Ondine, und beide Arme um den Hals des Mädchens schlingend, zog sie sie an ihre Brust und weinte ohne Bitterkeit — — seit langer Zeit die ersten sanften Thränen.

„Nicht wahr, das haben wir recht gemacht?" fragte Hedwig froh.

„O freilich habt Ihr, Ihr treuen Seelen! Ich konnte nicht an Ilda schreiben. Hüte Dich vor der Schuld, Hedwig! sie entfremdet uns von den geliebtesten Wesen, wir haben kein Vertrauen mehr zu ihnen; wir glauben nicht mehr an uns, wie sollten wir an Andere glauben! ach — kaum an Gott."

„Das ist sündlich, gnädige Gräfin" — sagte Hedwig ernst.

„Ich weiß es, Kind — aber wo das Leben sündhaft, da sind es die Gedanken auch."

„Die Frau Gräfin Ilda wird kommen und Trost bringen."

„Kommen wird sie — das weiß ich! aber wie lange kann das nicht währen! ich will zu ihr — will ihr entgegen."

„Ach, in diesem Zustand von Schwäche? . . und es giebt verschiedene Wege nach Deutschland" ... —

„Kühlere Luft wird mich stärken; — und der nächste Weg geht über Inspruck — den nimmt sie."

Was auch Hedwig sagen mogte, Ondine widerlegte Alles mit nervöser Heftigkeit, und trieb selbst, in krankhafter Aufregung momentane Kräfte findend, allerlei Vorkehrungen zur baldigen Abreise.

Lieblich wehte die Frühlingsluft durch den grünenden Park von Rubenthal und trug den Duft der Hyazinthen, Lazetten und Tulpen aus dem Blumengarten in den Salon, dessen Thüren nach der Terrasse hin geöfnet waren. Es waren außer Ilda und ihrer Mutter nur der Baron, Werssen und Otto anwesend; aber Alle waren in heiterster Laune und man scherzte und lachte viel. Da trat Ildas alter Kammerdiener, Albrecht, ein, mit einem Gesicht, das Dienstboten annehmen, wenn sie etwas Bedenkliches zu verkünden haben, und welches allein schon hinreicht das Blut in den Adern gefrieren zu machen, wenn sie auch nicht hinzusetzen, wie sie zu thun pflegen, und wie auch Albrecht that:

„Erschrecken gnädige Gräfin nur nicht! der Ludwig ist da."

„Wer ist der Ludwig? was will er?" fragte Ilda; aber ihre Hände zitterten.

„Es ist der Kammerdiener der Frau Gräfin Ohlau aus Florenz."

„Sie ist todt!" schrie Ilda, bleich vor Angst.

„Nein, Gott behüte, sie lebt" ... —

„In mein Zimmer — gleich!" rief Ilda und verließ den Saal.

Der Baron sagte phlegmatisch: „Ich begreife, daß üble Nachrichten kommen müssen, indem allerlei Unglück auf der Welt geschieht. Weshalb sie aber stets gerade dann kommen, wenn man vergnügt und guter Dinge ist und nicht im Entferntesten an sie denkt — das werde ich nie begreifen."

„Ist auch nicht nöthig, meinte Otto, wenn man nur begreift, wie man sich dabei zu benehmen hat; und dazu gehört wirklich unerhört viel Genie, weil man immer über-

raſcht wird, ſich nie vorbereiten kann und auf dem Fleck ſeinen Entſchluß faſſen muß."

„Man kann ſich einigermaßen vorbereiten, ſagte Werſſen, wenn man ſich in alle mögliche traurige Situationen hineindenkt."

„Ja, erwiderte Otto, aber man kann ſicher ſein, daß man in die Situation nicht geräth, in die man ſich gedacht hat. Der liebe Gott iſt der geſchickteſte Romancier, den ich kenne! ſeine Stellungen, Wendungen und Auflöſungen zeugen von einem höchſt erfindungsreichen Kopf."

„Ich bin überzeugt, daß meine Tochter zu ihrer Couſine geht, ſagte Ildas Mutter, und ich geſtehe, es iſt mir ziemlich unangenehm. Die Frau iſt krank und verloren, Ilda kann ihr nicht helfen und vielleicht ſich ſelbſt ſchaden."

Ilda trat ein, todtenblaß, und ſagte mit zitternder Stimme:

„Ondine iſt vollkommen unglücklich nach der Ausſage ihres treuen Dieners; in drei Tagen, liebe Mutter, werde ich reiſen."

„Wir dachten es!" rief der Baron.

„Das hoffe ich" — entgegnete ſie freundlich; aber ihr Blick fiel mit unausſprechlicher Trauer auf Otto.

„Liebes Kind, ſagte die Mutter, da Askano Dein Freund war, ſo begreife ich nicht, wie Du Dich noch ſo lebhaft für Ondine intereſſiren kannſt."

„Weil er mein Freund war, liebe Mutter, muß ich in ſeinem Sinn für ſie handeln. Und dann habe ich Ondine geliebt, als ſie glücklich, glänzend, geehrt und tadellos war, und ſehe nicht ein, weshalb ich ſie nicht mehr lieben ſoll, da

ſie das Alles nicht mehr iſt. Ach, wer ſoll denn Nachſicht mit uns haben, wenn nicht die Freunde?"

„Nachſicht wol — auch Entſchuldigung, Erbarmen und Hülfe; aber Ondine darf ſich kaum in Deutſchland ſehen laſſen" ... —

„Drum gehe ich ja zu ihr nach Italien, gute Mutter — ſagte Ilda melancholiſch. Wenn ein geliebtes Weſen auf dem Schaffot — nein, unter dem Galgen ſtände, ich müßte hin und es umarmen."

„Wie grauenhaft!" riefen die Mutter und Werffen aus einem Munde.

„Das können Sie nicht im Voraus behaupten, rief Otto, es giebt Verbrechen, die ſolch Erbarmen faſt ſündlich machen würden, andere, die das Erbarmen tödten" ... —

„Wer ſpricht von Erbarmen? ich thät' es aus Liebe; die kennt keine Sünde und keinen Tod."

„Meine tapfre Gräfin, ſagte der Baron ſpöttiſch, weil er gerührt war, Amazonen wie Sie brauchen freilich keinen Beſchützer; aber ein Reiſemarſchall iſt für Jedermann eine bequeme Kreatur, und als ſolcher werde ich Sie nach Florenz begleiten, wenn es Ihnen recht iſt. Ich ſähe gern einmal das ſchöne Italien wieder."

Mutter und Tochter reichten ihm dankbar die Hand. Werffen ſagte:

„Der Baron iſt beneidenswerth." Otto ſagte nichts; ſein Blick hing an Ilda. „Gehen wir in den Park! rief ſie, ich bin ganz nervenſchwach geworden." Und raſch eilte ſie über die Terraſſe in den Garten. Ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, folgte Otto ihr eben ſo raſch, und ſie

gingen durch die langen Alleen mit fliegender Geſchwindigkeit. Nach langem Schweigen ſagte Otto gepreßt:

„Warum eilen Sie ſo, Gräfin? früh genug werden Sie fern ſein.“

„Um mich zu betäuben“ — ſagte ſie; es waren Thränen in ihrer Stimme.

„O, rief er, Sie werden Sich leicht betäuben! aber ich — ich! wenn Sie wiederkehren, bin ich fern — und dann ... vergeſſen!“

Sie ſtand plötzlich ſtill und ſah ihn faſt zürnend an.

„Ja, ja! vergeſſen!“ wiederholte er mit melancholiſchem Lächeln.

„O nur nicht lügen!“ rief ſie, und noch raſcher ging ſie vorwärts bis zum Wartthurm am Ende des Parks.

„Da oben iſt's luſtig und frei,“ ſagte ſie. Otto drückte die ſchwere Thür von Eichenholz mit gothiſchem Schnitzwerk verſehen auf, und ſie ſtiegen die Wendeltreppe empor zur Platteform. Es war wunderſchön. Die grünende, duftige Erde mit wehenden Wäldern und wogenden Saaten lag vor ihnen ausgebreitet; der blaue Strom, aus Weſten kommend, ſchien ein Bote der eben untergegangenen Sonne an das Meer zu ſein, das wie ein Gott mit ſtarken Armen die geliebte Erdgöttin empfing; und der Mond ging leiſe wie ein Traum im Oſten auf. Und dann war es Frühling. Im Frühling iſt die ganze Welt ſchön, wie alle Menſchen es in der Jugend ſind.

Ilda lehnte ſich an die Bruſtwehr; ihr Herz ſchlug hörbar; die Meerluft wehte ihr Haar zurück, das hellblaue Kleid, den rothen Shawl; es lag die tiefe geiſtige Glut auf ihren Wangen, die aus der lebhafteſten innern Bewegung

entſpringt, und die nur bei Menſchen von äußerſt zarter Conſtitution und äußerſt lebendiger, ja leidenſchaftlicher Empfindungsweiſe gefunden wird. Dieſe Glut gleicht den gemeinhin ſogenannten ſchönen Farben gerade ſo, wie die Roſe von Damaskus der Centifolie. Otto ſtand mit untergeſchlagenen Armen neben ihr, und würde ſich nicht ſehr gewundert haben, wenn ſie auf ihrem rothen Shawl, wie auf Flammen, gen Himmel gefahren wäre. Aber er ſagte kein Wort. Da faßte ſie ihren ganzen Muth zuſammen, trat zwei Schritte zurück, ſah ihm ins Auge und ſagte, die Hand gegen ihn ausgeſtreckt, ſehr entſchloſſen, doch leiſe:

„Sie dürfen nicht von hier gehen, Otto, denn“ ... — (ihre Stimme bebte und ihre Hand zitterte, aber das Auge ſchlug ſie nicht nieder) — „denn ... wir lieben uns.“ — Und es flog ein Lächeln über ihr Antlitz, das ſie himmliſch ſchön machte.

Otto ſtieß ein leiſes heftiges Ah! aus und ſank überwältigt zu ihren Füßen nieder.

„O, rief er mit jener gepreßten Stimme, die ebenſoviel von unterdrückter Klage wie von unterdrücktem Jauchzen hat — o ſage mir, daß Du mich liebſt, damit ich mein Glück faſſe und daran glaube. Siehſt Du, Ilda, davon kann man ſterben.“

„Nicht ſterben, rief ſie, leben und immer leben, lange Ewigkeiten durch die Liebe leben! — und vor Allem: keine Trennung.“

Er ſprang auf, faßte ihre beiden Hände in ſeiner Rechten, drückte ſie mit dem linken Arm feſt an ſein Herz, und ſagte: „Doch!“

„Wenn ich aber nicht will“ — ſagte Ilda ſorglos.

Er umfaßte mit beiden Händen leicht ihren Kopf und rief: „O dieser Kopf könnte mich wahnsinnig machen.“

„Sie sind es, wenn Sie noch jezt von Trennung reden.“

„Ich rede nichts, denke nichts, will nichts — als hören, daß Du mich liebst. Sage mir das! dann ist mir, als hätte ich auf die höchste Zinne des Lebens mein Panier gepflanzt.“

„Ich kann es wol sagen, hör' zu — aber sieh mich an.“ Er sah sie an — doch Ilda fand keine Worte. Sie sank an sein Herz. O sie war glücklich! — Es war ein Moment, aber ein Moment ganz reinen, seligen Glücks! Vorher und nachher ein Leben voll Schmerz und Entbehrung! Auf dem Todbette gedachte Ilda dieses Moments — und er war vielleicht die einzige Erinnerung, die sie mit in die Ewigkeit hinübernahm.

„O mein Engel, so laß mich von Dir scheiden“ — bat Otto.

„Aber Du bist ein Thor! Liebende scheiden nicht ... oder, Herr des Himmels! nein, Otto, das ist unmöglich — Du bist nicht verheirathet?“ — Er schüttelte traurig lächelnd den Kopf.

„Oder verlobt?“ — Er verneinte abermals schweigend.

„Nun dann bist Du gewiß ein großer Thor!“ sagte sie wieder mit jenem zauberhaften Lächeln. Er hielt sie fest, ganz fest in seinen Armen. Ihr Kopf ruhte auf seiner Brust. Sie sagte:

„Dein Herz ist meiner Meinung: es will zu mir, ich fühl' es.“

„Ilda, fragte er plötzlich, willst Du mein Weib sein?“

„Wenn Du es wünschest" — erwiderte sie langsam.

Er sah auf sie nieder, und eine leichte Blässe bedeckte ihre Wangen.

„Weshalb siehst Du plötzlich so bleich aus, Ilda?"

„Vor Schreck, glaub' ich" — entgegnete sie unbefangen.

„Ah, Du erschrickst vor dem bloßen Gedanken! Dann kannst Du es ja nicht sein."

„Ich will es versuchen."

„Versuchen? und wenn der Versuch mißlingt? und wenn Du unglücklich Dich fühltest vor meinen Augen?" ...

„Ich will nicht unglücklich werden? rief sie lebhaft und trat zurück — es ist entsetzlich, unglücklich zu sein!"

„Und glaubst Du nicht an Dein Glück in einer Verbindung mit mir?"

„Die Ehe ist nun einmal desenchantirt für mich! Der Gedanke an die Vergangenheit wird immer wie eine gespenstische Hand über die Gegenwart streifen und mir mit jenen Schrecknissen drohen."

„Du liebst mich nicht, Ilda."

„Kann ich mehr thun als es versuchen wollen?"

„Nein, armer Engel, Du kannst nicht mehr thun, aber ich darf es nicht auf den Versuch ankommen lassen."

„Desto besser!" sagte sie ruhig. — Nach einer Pause fragte er:

„Ilda, willst Du meine Geliebte sein?"

„Wenn Du es wünschest."

„Aber — rief er ungeduldig — wünschest Du denn nichts?"

„Nichts — als Dich zu lieben und bei Dir zu sein."

„Und wenn das unmöglich ist? unmöglich ... auf jede Weise?"

Sie hob mit einer stolzen Bewegung den Kopf und sprach zwischen Scherz und Ernst: „Ich liebte einen Mann und befahl ihm unglücklich zu sein: er gehorchte. Ich liebe einen Mann und befehle ihm glücklich zu sein: er wird gehorchen. Der, den ich liebe, widersteht mir nicht."

„Welche kühne Zuversicht!" sagte Otto überrascht.

„Ja, sagte sie, der, dem man einen goldenen Kelch reicht mit perlendem funkelnden Purpurwein gefüllt, und nichts von ihm begehrt, weder Dank noch Lohn, nichts, als ihn zu nehmen — der nimmt ihn; aber mein Herz ist der goldene Kelch. Uebrigens bin ich freilich nur die arme Ilda — setzte sie demüthig hinzu — ohne Jugend, ohne Schönheit, und zu keinen Ansprüchen berechtigt, das weiß ich sehr wol."

„O nur nicht lügen!" rief er sie parodirend, mit jener Heiterkeit, die das Bewußtsein des Glücks sogar in sehr ernsten Momenten giebt.

„Wir wollen gehen, sagte sie ihren Shawl zusammenziehend, es wird Nacht und kalt."

„Einen Augenblick noch, Ilda! o nur einen einzigen kleinen Augenblick! er kommt nicht wieder, nie, Ilda! — weißt Du, daß das Wörtchen nie! eine gräßliche Bedeutung hat?"

„Wol weiß ich's! aber es paßt nicht auf uns! Wir haben eine andere Devise, die heißt: immer — und weil wir sie haben, so wollen wir jezt gehen."

„Nicht gehen! rief Otto — sondern bleiben, hier, auf dieser Stelle! sieh mich an, Ilda! o wenn Du gehst — sehe ich Dich ja nie wieder."

„So wollen wir bleiben, seltsamer Mensch" — sprach sie sanft.

Er legte den Arm um ihre Schulter und seine brennende Wange auf ihr lockiges Haupt. So standen sie schweigend, unbeweglich, in und an einander ruhend. Endlich fragte Otto:

„Ist Dir nicht zu kalt, Ilda?"

„Nein, Herz!" — Er küßte leise ihre Locken und Stirn und rief erschrocken:

„Aber Dein Haar ist feucht und Deine Stirn kühl wie Marmor."

„Es thut nichts — Du wolltest ja bleiben."

„Du bist ein Engel, und ich — ich werde Dich tödten! sag' mir Ilda, wirst Du mir vergeben, wenn ich Dich tödte?"

„O Alles, Alles, Herz! sagte sie sanft und traurig und sah ihn mit unsäglicher Liebe an; — aber warum fragst Du so seltsam?"

„Komm jezt, entgegnete Otto gewaltsam sich fassend — es wird Nacht, das könnte Dir schaden."

Sie stiegen vom Thurm herab. Unten rief er mit einem Ton als ob sein Herz bräche: „Nun wird es wirklich Nacht!" Dann gab er ihr den Arm, behielt ihre Hand in der seinen, drückte sie zuweilen an Mund und Herz, und führte sie nach dem Schloß zurück. Sie wechselten kein Wort. Wenn man sich versteht, sind Worte eben so überflüssig als plump. — Dann ging Otto durch den Park in die Stadt zurück; Ilda in ihr Zimmer. Sie ließ sich im Salon entschuldigen.

Werffen dachte, daß dieser Zeitpunkt ihm günstig sein könne. Wer durfte ihn hindern auch nach Italien zu reisen?

dieſe Ergebenheit mußte Ilda freuen. Die Anerbietung des Barons hatte ſie ſo gerührt! Selbſt die unabhängigſten Frauen fühlen bisweilen das Bedürfniß, die Wolthat des männlichen Schutzes. Er traf in der Stille ſeine Vorkehrungen.

Der Schlaf mag wol ſelten ein leichteres, ſeligeres Herz in ſein Reich entführt haben, als Ildas in dieſer Nacht. Und golden wie ihr Schlummer war auch ihr Erwachen. Aber es bedeutet Regen, wenn die Frühſtunden des Tages von ſtralendem Morgenlicht erhellt ſind! Sie war kaum angekleidet, als ſie einen Brief erhielt, auf dem ſie mit Ueberraſchung Ottos Hand erkannte. Sie las:

„Lebe wol, Engel! hab' ich Dir nicht geſagt, daß ich Dich „tödten würde? ich halte Wort, Ilda — aber Du haſt „mir Alles, Alles vergeben. Wir werden uns nie wieder„ſehen. Ich bin nicht wahnſinnig, ich habe Alles wol „bedacht, geprüft, erwogen, die ganze lange Nacht hin„durch. Was geſtern Abend eigentlich ſchon unwiderruf„lich vor meiner Seele ſtand, das ſpreche ich Dir jezt „deutlich aus: wir ſehen uns nie wieder. Ich will Dir „Alles auseinanderſetzen, damit Du nicht fürchten mögeſt, „daß ich dennoch wahnſinnig geworden. Meine Frau „kannſt Du nicht werden, ſelbſt wenn Du wollteſt. Du „biſt an Beſchränkung keiner Art gewöhnt, biſt frei, reich, „gebietend, kurz das Alles, was ich Deiner Exiſtenz nicht „ſchaffen kann, und was Du mir opfern müßteſt. Du „biſt ganz unbekannt mit einer Lage, die Dir durch Stand, „Verhältniſſe und Erziehung fremd bleiben mußte, und in „die Du Dich nie finden würdeſt, nie! trotz Deiner Liebe „für mich, trotz Deines guten Willens. Das bürgerliche

„Leben iſt wie ein Hühnerhof, geſchäftig, emſig, thätig!
„armer, weißer Schwan, Du biſt an die kühle, friſche
„Einſamkeit auf Deinem blauen See gewöhnt, wo Du in
„träumeriſcher Ruhe von den Wellen Dich ſchaukeln läßt.
„Und ich ſollte Dich einfangen? nimmermehr! ich will lie-
„ber Schmerzen über Dich bringen, als Unglück, und Un-
„glück für Dich iſt: in eine Deinem Weſen widerſtrebende
„Richtung gerathen. So ſprachſt Du einſt."

„Du könnteſt mir angehören — eben ſo feſt, eben ſo
„tief, eben ſo heilig, und nicht mein Weib ſein; das
„weiß ich; aber ich will es nicht. Weil Du ein weißer
„Schwan biſt, ſo ſoll kein fremder, unreiner Hauch über
„Dein lichtes Gefieder ſtreifen. Daß es meinetwegen ge-
„ſchähe, würde mein Leben vergiften. Vergieb mir, ich
„kann nicht anders! — Ich kann auch nicht von der Liebe
„erzählen, die ich für Dich im Buſen trage. Mir iſt als
„wäre dieſe Liebe Eins mit meinem Herzen, als müſſe es
„ſtilleſtehn ohne ſie. Schweigend habe ich Dich geliebt
„und ſchweigend werde ich Dich lieben."

„Die Stunden des geſtrigen Abends werden wie eine
„unvergängliche Aurora an meinem Horizont ſtehen. Du
„biſt die Sonne, die ſie dahin gezaubert hat. Ich mögte
„den Staub unter Deinen Füßen küſſen, daß Du mich
„liebſt, ſo liebſt — feſt, demüthig, opferfreudig, nichts
„verlangend. Die großen, heißen Herzen lieben ſo. Aber
„ich bin Deiner Liebe werth, und darum, Engel, ſehe ich
„Dich nie wieder, obgleich ich — aus der Ferne — im-
„mer Dich im Auge behalten werde."

„Eines halte feſt, Ilda: es iſt unmöglich, daß zwei
„Menſchen wie wir umſonſt ſich könnten begegnet ſein.

„Der Keim iſt geſtreut, die Blüte muß ſich entfalten.
„Wo? — in der Ewigkeit gewiß. Darum laß mir den
„Troſt, die Hofnung, daß ſich an dieſer Zuverſicht Dein
„ſchönes Weſen emporranken werde. Nimm aus meiner
„Seele den Dorn, daß ich Deine helle Bahn verfinſtert
„habe. Laß keinen Haß zwiſchen uns ſein, noch Unmuth,
„Groll oder Bitterkeit. Nur Liebe, meine Ilda. Deine
„Liebe wird, wie ein Segen des Himmels, für's ganze
„Leben ſich auf mein Haupt niederlaſſen, und meine Liebe
„jeden Deiner Schritte ſegnend geleiten. Und nun — fahre
„wol, mein Engel."

Ein konvulſiviſches Lächeln glitt über Ildas Lippen, krampfhaftes Zittern durch ihre Glieder; dann blieb ſie unbeweglich. — —

Einige Stunden mogten vergangen ſein, und der alte Baron trat bei ihr ein, um zu fragen, ob übermorgen der Reiſetag ſei. Er prallte entſetzt zurück vor ihrer geiſterhaften Bläſſe, ihren entſtellten Zügen. Er wollte Hülfe rufen. Sie legte den Finger auf die Lippen. Er nahm ihre Hand, ſie war eiskalt. Er ſchrie:

„Um Gottes Willen, ſterben Sie nicht!"

Ilda lachte kurz und hell auf; dann ſagte ſie mit heiſerer Stimme:

„Behüte der Himmel, ich ſterbe nicht! mein Herz iſt nur geſtorben, und das thut weh, weh! — oh!" ... —

Sie legte einen Finger aufs Herz. Der Brief fiel zu Boden. Der Baron raffte ihn auf:

„Was iſt das für ein Unglücksbrief? darf ich leſen?"

„Warum nicht."

Er las, faltete ihn zuſammen, legte ihn vorſichtig in ein

Porteſeuille auf dem Schreibtiſch, drückte dann heftig Ildas Hand und ſagte:

„Er iſt ein edler Menſch.“

„Kann ſein! entgegnete ſie mit eiſiger Bitterkeit — allein er hat einen fürchterlichen Fehler, der ſeinen ganzen Edelmuth zu Schanden macht: er kann kein Opfer annehmen, und wer keins annimmt, iſt unfähig eins zu bringen.“

„O Gräfin, er opfert ſein Herz für das, was er als Ihr Glück erkennt.“

„Mein Glück? rief ſie heftig, guter Baron! nur keinen Spott. Wer von meinem Glück ſpricht, macht ſich luſtig über mich.“

Der Baron ſetzte ſich betrübt, ſchweigſam aufs Sopha; er wollte ſie jezt nicht verlaſſen. Sie ſchien ihn gar nicht mehr zu bemerken, ſtand auf und ging im Zimmer hin und her, den Kopf mit beiden Händen haltend, raſchen, unſichern Schrittes, leiſe weinend oder ſingend — es war nicht genau zu unterſcheiden. Plötzlich blieb ſie ſtehen:

„Aber hat mir dieſer Menſch nicht eine unerhörte Schmach angethan? fragte ſie den Baron; — hätten Sie je gedacht, daß man zu mir ſagen könne: ich will dich nicht! — zu mir! — Ich habe doch ſchon viel gedacht, doch das — niemals! — zu mir!“ — Sie richtete ſich hoch und ſtolz auf, ihr Auge flammte vor Zorn. Der Baron glaubte ſie auf irgend einen beſtimmten Weg hinleiten zu können und ſagte:

„Recht ſo! nehmen Sie Ihre Kraft zuſammen und verachten Sie den augenblicklichen Schmerz.“

„Den augenblicklichen Schmerz? ja, wenn er augenblicklich wäre! Aber kann ich's je verſchmerzen, daß ich die-

ſen Menſchen verloren habe? Sehen Sie, Baron, wenn ich mich gedemüthigt fühlte oder gekränkt, ſo würde ich mich in den Stolz hüllen wie in ein Panzerhemd, das man auf der Bruſt trägt. Aber, bin ich von Eiſen und nicht in den Staub zu beugen — oder bin ich von Staub und fliege ſo hoch empor, daß keine Kränkung mich erreicht — gewiß iſt's, daß ich mich gar nicht gedemüthigt fühle."

„Weil Sie auch gar keine Urſach dazu haben."

„O, Urſach genug! warum weiſ't er mein Herz in demſelben Augenblick zurück, wo ich es vor ihm enthülle? — Nein, das iſt's! — enthüllt war es ihm längſt, er iſt ſo klug und kennt ſeine Menſchen! — aber, wo ich es vor ihm niederlege?"

„Weil ihm erſt da die Unmöglichkeit klar worden iſt."

„Sagen Sie nicht: Unmöglichkeit! — Wenn ſeine Liebe ſo ſtark geweſen wäre, wie ſeine Seele, ſo gab es keine Unmöglichkeit. Ach, bei mir hat die Liebe die Seele abſorbirt, bei ihm umgekehrt. Das iſt der einzige Unterſchied zwiſchen uns."

Auf einmal ſchwieg ſie, horchte, wechſelte die Farbe — ſie hörte einen raſchen Männerſchritt und Albrechts Stimme, der fröhlich Jemand begrüßte.

„O mein Gott, was iſt das?" fragte ſie ängſtlich.

Der Baron ging zur Thür, öfnete vorſichtig — Polydor ſtürzte zu Ildas Füßen, und wie Bruder und Schweſter hielten ſie ſich umfaßt, und Beide weinten, als ob ſie ihre Seelen in den Thränen ausgießen wollten; Beide weinten zum erſtenmal nach einem vernichtenden Schmerz.

„Gott iſt gnädig," ſagte der Baron und ging zu Otto. Der ſaß unthätig, den Kopf in die aufgeſtützte Hand gelegt,

auf dem Sopha. Die durchwachte Nacht, Anstrengung, Kampf und Schmerz hatten seine Züge schärfer, seine Farbe bleicher noch gemacht. Er sah körperlich erschöpft aus; allein auf den fatiguirten Zügen lag eine noch ernstere Entschlossenheit, als gewöhnlich. Eintretend sagte der Baron:

„Ich komme so eben von" ... —

„Barmherzigkeit!" rief Otto, wie durch eine Feder vom Sopha aufgeschnellt, und seine Hand so fest auf des Barons Mund legend, daß der verdrießlich zurücktrat; — „ich sehe an Ihrer Miene, welchen Namen Sie nennen wollten und daß Sie Alles wissen. Aber aus Barmherzigkeit, schweigen Sie, denn Vorwurf, Billigung — Alles würde mir weh thun."

„Meiner Meinung nach haben Sie Recht gethan."

„Bleibt es bei der Abreise?" fragte Otto, seine frühere Stellung nehmend.

„Ich denke, ja. Und eben ist Polydor überraschend gekommen."

„Das ist gut."

„Als er kam, weinte sie. Bis dahin aber — keine Thräne! sie sah aus wie eine Niobide."

Otto drückte heftig sein Gesicht in die Polster des Sophas und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Nicht einmal von ihr sprechen soll ich?" fragte der Baron.

„Mit wem Sie wollen! — nur nicht mit mir ... nicht jezt."

„Die Menschen sind so verschieden! den einen verletzt, was den andern erquickt. Dieser findet Trost, wo jener Bitterkeit. Ich meine es gut mit Ihnen, lieber Otto."

„Das weiß ich" — erwiderte er gleichgültig.

„Und wenn Sie vielleicht Nachrichten haben wollen — wenden Sie Sich nur immer an mich; ich bleibe in ihrer Nähe" ... —

„Nichts will ich — sagte Otto dumpf — weder jezt, noch einst. Die Nektarschaale habe ich zurückweisen müssen; ein Tropfen daraus würde meinen Durst immer von neuem aufreizen. Mein Herz muß schlafen lernen, immer und ewig schlafen, und das Gewirr des Lebens ist ein gutes Opiat, das man zur Betäubung nehmen muß; denn wenn es je erwachte, ich würde umkehren und eine Lust darin finden, zu ihren Füßen nicht zu leben, sondern zu sterben." — Er fuhr mit der Hand über die Stirn, um die Gedanken zurückzudrängen.

Der Baron sagte ängstlich: „Mein lieber Otto, Sie sind fürchterlich erschüttert und im Innersten aufgeregt — was werden Sie beginnen, wenn wir abgereis't sind?"

„Arbeiten."

„O Gott ja, arbeiten — das ist sehr gut, aber ... etwas steril."

„O, rief Otto ungeduldig, todt arbeiten, todt lieben, todt leben, todt schießen — das kommt ja Alles auf Eins heraus!"

Der Baron dachte: Solche heftige Menschen müssen auf ihre eigene Weise mit sich selbst fertig werden. Laut sagte er, Otto's Hand herzlich schüttelnd: „Morgen nehme ich erst Abschied von Ihnen."

Ilda vergaß ihre Schmerzen, so lange Polydor von seiner Leidenschaft für Regine erzählte, und von dem seltsamen Ende, das diese Leidenschaft genommen. „Denn sie ist vor-

bei und tort, ſagte Polydor; das letzte Wort dieſer fürchterlichen Frau war ein Dolchſtich, der mich vom Wahnſinn befreite. Ich fand meine Kraft wieder, in der tödtlichen Kränkung. Das hab' ich nicht verdient."

„Ihr Gefühl hat es nicht verdient, antwortete Ilda, aber vielleicht Ihr Betragen. Denn da Sie Selbſt von Ihrem Wahnſinn reden, ſo iſt es natürlich, daß ſich Regine entſetzt hat."

„O, was konnte ſie fürchten, rief Polydor ſchmerzlich; fürchtete ſie ihre Füße von meinen Thränen benetzt zu fühlen? fürchtete ſie in meinen Augen unausſprechliche Dankbarkeit zu leſen? fürchtete ſie den Anblick eines glücklichen Menſchen, glücklich durch ſie, wie er einſt durch ſie elend war? — O, ein Weſen, das ſich davor fürchtet, ſollte nur nicht Geſtalt und Namen eines Weibes haben, und Sie ſollten ſie nicht vertheidigen."

„Ich vertheidige nie eine kokette Frau, am wenigſten, wenn ſie Ihnen weh gethan. Ich wünſchte nur, daß Sie ohne Haß an ſie denken mögten, denn Haß erzeugt Bitterkeit, und unſere Schmerzen ſollen die Seele läutern, aber nicht vergiften."

„O Madonna, rief Polydor mit tiefer, freudiger Zuverſicht — nun bin ich geborgen! nun ruhe ich wieder unter den Falten Deines Schleiers, und Jammer und Klage weichen vor Deinem Lächeln."

„Nicht ſo, Polydor, ſprechen Sie nicht ſo zu mir! rief Ilda, und zwei große Thränen fielen wie ſchwere Perlen von den langen Wimpern — es klingt wie Hohn! ach, ich habe von mir ſelbſt das Weh nicht fern halten können! — was

kann ich, in jeder Empfindung mein Lebenlang verletzt oder zurückgestoßen, noch für Andere sein?"

„Gnadenreiche — sagte Polydor wehmüthig — der Spruch, der geschrieben steht, lautet: und es wird ein Schwert durch Deine Seele gehen! — Die Glorreiche unter den Weibern war auch die Schmerzenreiche, aber dennoch liegt eine halbe Welt zu ihren Füßen voll Anbetung, Vertrauen und Liebe."

„O nur keine Liebe mehr!" rief Ilda mit heißem Schmerz und verhüllte ihr Angesicht.

Zehntes Kapitel.

Drei Tage waren vergangen, ohne daß Polydor bei Gräfin Regine erschien. Das fiel ihr auf. Sie war daran gewöhnt ihn täglich zu sehen, und sie empfand eine unbeschreibliche Leere. Ich bin zu hart gegen ihn gewesen — dachte sie — das hat ihn gekränkt, drum zieht er sich stolz zurück. Er hat Recht! ich muß den ersten Schritt zur Versöhnung thun. Sie suchte das eleganteste, parfümirteste, mit Gold und Vignette verzierte Papier, und schrieb nichts als:

„Die Zeit wird mir lang ohne Sie. Wenn auch Ihnen
„— so besuchen Sie mich heute Mittag.

Regine."

Am Morgen des vierten Tages schickte sie dies lakonische Billet zu Polydor und harrte in schwebender Ungeduld der

Antwort. „Die Langsamkeit der Bedienten ist wirklich zum Verzweifeln!“ rief sie hundertmal, ohne zu bedenken, daß man Flügel haben müßte, um vom hohen Markt nach der Roßau schneller als in Dreiviertelstunden hin und her zu gehen.

„Nun, Joseph?“ fragte sie erwartungsvoll den endlich wiederkehrenden Bedienten.

„Herr Polydor sagte, es wäre gut“ — antwortete Joseph.

„Es wäre gut? wiederholte sie befremdet; — und wird er kommen?“

„Das hat er nicht gesagt, gräfliche Gnaden.“

Sie winkte dem Menschen sich zurückzuziehen, und dachte bei sich: natürlich wird er kommen, also braucht er es nicht ausdrücklich zu sagen. Es war erst zehn Uhr, sie konnte also bis zwölf lesen, malen, sticken, schreiben; aber sie that nichts, sie dachte nur: wär' es doch erst Mittag! ich langweile mich zu sehr! — Es schlug zwölf, und nun ging ihre Langeweile in Ungeduld über, denn es verging eine Viertelstunde nach der andern und Polydor kam nicht. Aber es kamen andere Besuche, und sie plauderte und scherzte sehr liebenswürdig, um ihre Zerstreutheit zu verbergen. Um vier Uhr dachte sie: er ist zu beschäftigt gewesen und wird heute Abend kommen. Das beruhigte sie etwas. Sie machte eine sehr gewählte Toilette und fuhr zum Diner zu einer Cousine.

„Wenn Du nicht in die Oper gehst, so könnten wir eine Spazierfahrt machen“ — sagte diese zu Regine.

„Nein, guter Engel,“ rief Regine lebhaft, Belisario ist meine Lieblingsoper, die Brambilla singt und spielt hin-

reißend — verzeih' mir, daß ich Deinen Vorschlag nicht annehme."

„Freilich wenn ich bedenke, daß die Italiener bald gehen, und daß der Prater uns bleibt, so hätte ich auch Lust den Belisario zu hören. Ich habe heute meine Loge weggegeben, allein Du nimmst mich mit, nicht wahr, Liebe?"

„Meine Loge ist Dir natürlich immer geöfnet; aber mitnehmen kann ich Dich nicht, denn ich muß erst nach Hause fahren und einige Briefe schreiben, zu denen ich später keine Zeit finden mögte."

„Was hast Du denn heute noch vor, bester Engel?"

„O nichts! ich meine nichts Bestimmtes — aber Du weißt, das findet sich gewöhnlich, wenn man dringend beschäftigt ist."

„Also auf Wiedersehen in Deiner Loge."

Diese Conversation hatten beide Damen nach dem Diner und Regine fuhr sogleich fort.

„Niemand hier gewesen?" fragte sie ihren Portier.

„Niemand, gräfliche Gnaden."

Sie ging in ihr Zimmer und ließ Joseph kommen. „Gehen Sie um acht Uhr in meine Loge im Kärnthnerthor-Theater und machen Sie der Fürstin Gabriele mein Kompliment, ich hätte die Migräne, könnte nicht ausgehen und Niemand sehen."

Ihre Vorkehrungen waren nun getroffen zu Polydors Empfang. Aber er kam nicht, und ihre Ungeduld ging in Angst über. Er mußte krank sein! Nach zehn Uhr Abends war alle Hofnung ihn zu sehen verschwunden, und sie überlegte, ob sie nicht zu ihm schicken und sich nach seinem Befinden erkundigen solle. Es würde ihn freuen, wenn er krank

iſt — aber er ſchläft vielleicht ſchon, und gewiß wenn der träge Joſeph hinauskommt. Morgen ganz früh lieber!

Am andern Morgen ſtand Regine zum erſten Mal in ihrem Leben und zum Entſetzen ihrer Kammerfrauen um ſieben Uhr auf und ſchrieb an Polydor:

„Ihr geſtriges Schweigen und Nichtkommen läßt mich „fürchten, daß Sie krank ſind. In dem Fall bitte ich Sie „herzlich, lieber Polydor, meinem Bedienten ausführlich „zu ſagen, wie es Ihnen geht, wenn Sie nicht ſchreiben können. Sind Sie aber nicht krank, ſo bitte ich „noch herzlicher, daß Sie Alles bei Seite werfen und im „Laufe dieſes Morgens zu mir kommen mögen. Ich habe „viel Ihnen zu ſagen und vor allen Dingen — Sie um „Vergebung zu bitten."

Nicht der träge Joſeph, ſondern ein anderer Bedienter wurde mit dieſem Billet abgeſendet und die größte Eile ihm empfohlen. Doch auch dieſer kehrte erſt nach Dreiviertelſtunden zurück, und antwortete auf der Gräfin athemloſes: „Nun?" —

„Herr Polydor ſagte, es wäre ganz gut."

„Und iſt er nicht krank?"

„Ich glaube nicht, gräfliche Gnaden, er ſchaute recht munter aus."

„Und was that er, als Sie ihm das Billet brachten?"

„Er trank Chocolade, gräfliche Gnaden."

„O Gott nein! als er es nahm!"

„Er las es, legte es auf einen Arbeitstiſch und ſagte: es iſt ganz gut."

Regine ſtarrte den Bedienten an, ſank auf eine Ottomane und rief: „Unmöglich!"

„Was befehlen gräfliche Gnaden?“ fragte der Mensch verlegen.

„Nichts! Gehen Sie.“ — Sie begriff Polydor nicht. Er war ganz wol, sah munter aus, frühstückte — aber darum muß er ja heute kommen! schloß sie den Gang ihrer Ideen.

Um zehn Uhr ließ ihre Schneiderin sich melden; sie brachte neue Muster zu Sommerkleidern. Es war höchst unwahrscheinlich, daß Polydor so früh kommen würde, allein Regine hatte keine Zeit für die Schneiderin. „Ich habe zu thun, sagte sie verdrießlich zu ihrer Kammerfrau, stören Sie mich nicht mit Ihren einfältigen Fragen.“

Was sie zu thun hatte, war: im Fenster zu stehen und alle Leute ins Auge zu fassen, die über den hohen Markt gingen, um Polydors Ankunft zu erspähen, damit sie nicht durch ihn überrascht würde. Sie verfiel dabei in eine nervöse Aufregung, die sie zwang das Fenster zu verlassen und unruhig auf und ab zu gehen.

Als die Besuchstunde gekommen und Polydor noch immer nicht erschienen war, befahl sie, ihre Thür für Jedermann außer für ihn zu schließen. Eine Stunde später dachte sie: O hätte ich doch die Besuche angenommen, sie würden mich zerstreut haben. — Sie widerrief den Befehl. Zufällig aber kam Niemand mehr, und auch Polydor nicht. Das Fieber der Angst packte sie; ihre Wangen brannten, ihre Lippen waren trocken, die Adern schlugen wie Hämmer an Hals und Stirn. Sie befahl anzuspannen und nach seinem Atelier zu fahren. Die Pferde flogen, aber nicht rasch genug für ihre flammende Ungeduld. Endlich hielt sie vor seiner Thür und schickte den Bedienten hinein. Nach zwei Minuten

kam er wieder: das Atelier war verſchloſſen, ſein Zimmer auch, und Niemand im Hauſe wußte, wohin er gegangen.

„Zu mir!“ rief Regine ganz laut, und ſetzte hinzu: „nach Hauſe — mein' ich, ſchnell!“ Und mit derſelben Rapidität ging es heim. Sie fragte nicht den Portier, nicht die Bedienten im Vorzimmer; er mußte ja da ſein, er war ja nicht zu Hauſe! — Athemlos ſtand ſie endlich mitten in ihrem Zimmer und ſah ſich um — Polydor war nicht da. Ein dumpfer Schrei drängte ſich aus ihrer Bruſt.

Die Kammerfrau, die nach einiger Zeit erſchien um nach Toilettenbefehlen zu fragen, fand Regine auf der Ottomane, zitternd, glühend, und ſagte:

„Gräfliche Gnaden ſind krank, das kommt vom frühen Aufſtehen.“

„Ja, ich bin krank, ich will zu Bett gehen.“ — Sie ließ ſich halb entkleiden; dann fiel ihr ein, daß es eine große Zögerung verurſachen würde, wenn Polydor käme und ſie ſich wieder ankleiden müßte; — alſo ſagte ſie: „Ich will nicht zu Bett gehen, ſondern mich auf die Chaiſe longue legen. Geben Sie mir nur den Peignoir mit hellrothem Taffet gefüttert und gehen Sie.“ Die Kammerfrau gehorchte, und Regine warf ſich in dumpfer Betäubung auf die Polſter.

Als man ihr meldete, daß ihr Diner bereit ſei, rief ſie: „Iſt es ſchon ſo ſpät? — Ich will nicht eſſen, bin krank!“ — Und Stunde auf Stunde verging, langſam, bleiern, ſchleppend. Die Sonne ſank, die Dämmerung kam, dann die Nacht.

„Ich muß ihn ſehen! rief ſie, ſprang auf, ſchellte, und ſagte zur Kammerfrau: „Mich erſtickt die Zimmerluft, ich will fahren — nach dem Lichtenſteinſchen Palais, und ein wenig

im Garten dort ganz einsam spazieren gehen.“ Das Mädchen ging den Wagen zu bestellen, und bald rollte Regine, zum höchsten Erstaunen ihrer Leute, nach dem Lichtensteinschen Palais. Aber der Weg dahin führte an Polydors Wohnung vorbei. Sie sah hin; — alle Fenster verschlossen und dunkel. Sollte sie halten, fragen lassen? — sie schämte sich vor ihren Leuten.

Am Gitter des Gartens, der das Palais umgiebt, stieg sie aus und ging zehn Minuten darin umher, theils weil sie es gesagt hatte, theils um zu überlegen, ob es nicht möglich sei, von hier unbemerkt nach Polydors Wohnung zu schlüpfen. Ermattet sagte sie endlich: „Nein, heute noch nicht!“ — Sie hatte also unwillkürlich ihre Hofnungslosigkeit sich eingestanden. Beim Heimkehren bemerkte sie mit Grauen Polydors dunkle Fenster. „Wenn er fort wäre“ — dachte sie. Ihre Zunge klebte am Gaumen, ihr Herz stand still. „Unmöglich kann er fort sein! weshalb sollte er auch! was ist denn ein Wort — ein einziges, kleines, armseliges Wort? O warum habe ich nicht das ausgesprochen, um das er so flehend, so rührend, so verzweiflungsvoll bat! aber ich liebte ihn ja nicht — damals nicht! o ich Unglückselige!“ —

Kaum angelangt, setzte sie sich an den Schreibtisch und warf mit unsicherer, fliegender Hand diese Zeilen auf's Papier:

„Wenn ein Funke von Barmherzigkeit in Ihrer Brust
„lebt, Polydor, so vergeben Sie mir und bringen Sie
„Selbst mir Ihre Vergebung. Es ist möglich — o nein!
„es ist ganz gewiß, daß ich sehr gegen Sie gefehlt habe,
„weit mehr, als durch das eine, letzte, unglückliche Wort;
„aber diese zwei Tage haben mich zur Genüge bestraft.

„Laſſen Sie Sich verſöhnen, Polydor, ſeien Sie nicht „grauſam, das ſteht dem ſtarken Mann ſo ſchlecht. Die „Frauen ſind es, weil ſie ſchwach ſind, ſich bisweilen nicht „zu helfen wiſſen — o Vergebung! Vergebung Ihrer

Regine."

Sie ſchellte ihrem Kammerdiener und ſagte:

„Damian, dies Billet iſt von der höchſten Wichtigkeit, darum müſſen Sie es beſorgen. Bringen Sie es morgen früh nach ſeiner Adreſſe, aber ſo früh, Damian, daß ich beim Aufſtehen, um neun — nicht doch, um acht Uhr, Antwort habe, eine ſchriftliche Antwort! — ſagen Sie dem Herrn, Sie hätten den ausdrücklichen Befehl, ohne ſchriftliche Antwort nicht zurückzukommen. Wollen Sie das pünktlich ausrichten?"

„Zu Befehl, gräfliche Gnaden!" ſagte Damian, verſteinert über Reginens Thränen, die in Strömen aus ihren Augen floſſen.

Am nächſten Morgen um ſieben Uhr klopfte Damian an Polydors Thür, und als er öfnete, übergab er ihm das Billet.

„Es iſt gut," ſagte Polydor.

„Ich bitte unterthänig um Verzeihung — aber ich habe den Befehl, eine ſchriftliche Antwort zurückzubringen."

„Ganz recht! warten Sie einen Augenblick im Vorzimmer;" — und bald brachte Polydor einen verſiegelten Brief, den Damian vergnügt in Empfang nahm — denn die Gräfin würde arg geſchmält haben, käme er mit leerer Hand.

Nach einer qualvollen, halb durchwachten, halb in Fieber verträumten Nacht war Regine endlich eingeſchlafen, als die Sonne hoch am Himmel ſtand. Da ſie aber ſtreng be-

fohlen hatte, man ſolle ſie wecken, ſobald Damian mit einem Brief komme, ſo hatte ſie kaum eine halbe Stunde geruht, als eine Kammerfrau leiſe den Brief auf ihre Decke legte. Mit einer wahnſinnigen Freude rief ſie:

„Vorhänge auf!“ und zerriß den Umſchlag. Ihre drei Billets an Polydor fielen heraus, die beiden erſten erbrochen, das letzte — unerbrochen; außerdem — keine Zeile. „Es iſt vorbei!“ ächzte ſie und kalter Schweiß perlte auf ihrer Stirn. Dann zerriß ſie maſchinenmäßig die Billets in tauſend winzige Stückchen und ſtreute ſie auf den Teppich. Dann ſagte ſie: „Vorhänge zu!“ und vergrub ſich in ihre Decken, um nur nichts — nichts von der Welt zu hören und zu ſehen.

Regungslos blieb ſie den ganzen Tag im Bett. Sie aß nicht, ſie trank nicht, ſie bewegte ſich nicht. Ihre Augen waren geſchloſſen. Aber ſie ſchlief nicht. Der Gedanke Polydor wiederzuſehen hielt ihre ganze Seele wie auf der Folter wach. Sie mußte zu ihm! — Daß ihre Leute es bemerken, und wenn ſie es bemerkten, daß die Welt es erfahren würde — war ihr ganz gleichgültig. Sie mußte Polydor ſprechen, damit er ſeine Verachtung von ihr nehme. Ungeleſen ihren Brief zurückzuſenden! — das brach ihren Stolz. Aber wodurch bin ich denn plötzlich ſo elend geworden? fragte ſie ſich ſelbſt; — bin ich nicht die ſchöne, herrliche, angebetete Regine? beugen nicht Alle das Knie vor mir? werd' ich nicht gefeiert wo ich erſcheine, weil ich tadellos bin an Leib und Seele? und dieſer Menſch, der von dem Blick meiner Augen lebte, mein Sclav war, mein Geſchöpf — macht mich elend, weil er es wagt mich zu verachten! Aber

das soll anders werden! er soll mich lieben — o lieben, wie ich ihn liebe!

Es war neun Uhr Abends als Regine aufstand, ein schwarzes Kleid sich geben ließ und einen schlichten Strohhut mit grünem Schleier, und dann befahl, daß der Kutscher sie wieder nach dem Lichtensteinschen Palais fahre. An Polydors Wohnung vorüber rollend, bemerkte sie mit frohem Herzklopfen Licht in seinem Zimmer: so war er denn Gottlob zu Hause! — Wieder stieg sie am Garten aus und ging umher. Ihre Leute genirten sie fürchterlich, besonders der Bediente, der wie eine Schildwach beim Gitter auf und ab ging. Da fiel ihr ein, daß sie den ganzen Tag keinen Bissen gegessen! sie rief ihn,. und befahl ihm aus irgend einem Bäckerladen ihr ein Brödchen zu bringen. Er ging. Der Kutscher saß halb eingeschlafen auf dem Bock — sie nahm den Moment wahr, und huschte, als ob sie Flügel an den Sohlen gehabt, leise und geschwind über die Straße nach Polydors Wohnung. Unruhe, Angst, Spannung raubten ihr fast die Besinnung. Als sie die Thür des Ateliers öffnen wollte, war sie verschlossen. Sie hörte aber in Polydors Zimmer reden. O Gott, er war also nicht allein! Sie ließ den Schleier fallen und klopfte an die zweite Thür, doch so leise, daß es Niemand hören konnte. Da ging die Thür auf, und ein Frauenzimmer trat heraus. Regine fragte fast unhörbar nach Polydor. Die Frau maß sie von Kopf zu Fuß und sagte: „Der Herr ist heute Morgen um zehn Uhr abgereis't; wir richten die Wohnung für anderweitige Vermiethung her."

Ein Blick in das Zimmer überzeugte Regine von der Wahrheit der Aussage; es herrschte darin die ganze Unord-

nung, welche einer neuen Ordnung voranzugehen pflegt. Bunte Feuerfunken tanzten vor Reginens Augen, die Wände des Zimmers drehten sich, ein Sausen wie von heftigem Wind schwirrte um ihren Kopf; sie lehnte sich an die Mauer, denn ihre Kniee wankten; aber das Bewußtsein ihrer Lage schützte sie vor einer Ohnmacht. Sie raffte sich auf und entfloh pfeilgeschwind. Die Frau sah ihr nach, stemmte beide Arme bedächtig in die Seite und sprach kopfschüttelnd zu der, welche im Zimmer beschäftigt war:

„Ein heilloses Volk, die Männer! Nanny, das sag' ich Dir, wenn Du Dich je mit einem einläßt, der nicht sagt: dann und dann ist die Hochzeit, so — hier mag wieder mal ein Unglück auf Lebenszeit geschehen sein, denn das Frauenzimmer sah nicht aus, als ob sie gewohnt sei Nachts auf den Straßen herumzulaufen. Nanny, merk' Dir das: nur ein Ehemann taugt was; alle andern Männer taugen nichts für die Mädel."

Nanny seufzte; sie mogte es schon gemerkt haben.

Regine langte eine halbe Minute vor ihrem Bedienten beim Gitter an. Er präsentirte ihr zwei kleine Brode, doch statt sie zu nehmen, lös'te sie die Hutbänder, stammelte: „Luft!" und sank besinnungslos vor dem Bedienten nieder. „Sackerment! sagte der, sie stirbt vor Hunger, denn sie hat heute und gestern nichts gegessen." Er hob sie in den Wagen, und im gestreckten Trabe ging es fort.

Es war, als ob die innere Aufregung ihr nicht einmal die Ruhe der Ohnmacht verstattete. Regine erholte sich im Wagen, vielleicht durch die Erschütterung. „Fort! — Wohin?" das war der Gedanke, auf den sie ihr ganzes geistiges Vermögen richtete, so wie sie es in den letzten drei Ta-

gen auf: „Ihn ſehen!“ gerichtet hatte. Aber war er auch wirklich fort? konnte er nicht blos die Wohnung gewechſelt haben? Wien iſt ſo groß! —

Zu Hauſe angelangt, mußte Damian ſogleich kommen, um auf der Stelle ihre Befehle auszuführen. Er ſollte auf dem Paßbureau, bei der Polizei, an allen Thoren, auf der Poſt, bei Polydors Hauswirthin, Nachforſchungen machen, wo er geblieben ſei. Damian erwiderte, es ſei fruchtlos um dieſe Stunde, wo alle Bureaus und alle Häuſer geſchloſſen wären. „Es iſt zehn Uhr, gräfliche Gnaden,“ ſetzte er achſelzuckend hinzu.

„Alſo iſt er ſeit zwölf Stunden fort, jammerte Regine, und gewinnt immer mehr Vorſprung durch dieſe Verzögerung!“

Aber ſie mußte ſich ergeben. — Das war eine Nacht! endlos wie die am Pol. Regine dachte an keinen Schlaf. Sie ließ in allen ihren Zimmern Licht anzünden und wandelte darin umher, raſtlos, einſam, wie ein Geſpenſt oder eine Wahnſinnige. Bisweilen verſagten die Füße den Dienſt, dann ſank ſie zuſammen auf dem Platz wo ſie eben ſtand, willenlos, niedergedrückt von körperlicher Erſchöpfung, und doch unfähig Ruhe zu finden. Einmal, in der tiefen Nacht, ſetzte ſie ſich an's Piano und ſpielte einen raſenden Walzer von Strauß; es klang ſchauerlich; ihr graute vor den wilden Jubeltönen, die wie verkappte Verzweiflung klangen; ſie brach mitten im Satz ab, und die unaufgelöſ'te Diſſonanz ſchwirrte unheimlich durch den Saal, wie ein aufgeſcheuchter Nachtvogel.

Ein anderes Mal ſetzte ſie ſich ſterbensmüde auf den Teppich, und legte den Kopf vornüber gebogen auf ihre Knie,

die ſie mit beiden Armen umſchlang. Dabei fiel ihr reiches, ſchwarzes Haar auseinander, und rollte ſchwer über Schultern und Buſen herab. Sie erſchrak fürchterlich, wie man in nervöſer Ueberreizung vor der lindeſten Berührung zu thun pflegt, und ſagte halblaut:

„Das ſind Schlangen, die unter meinem Hirn gewohnt haben und nun nach meinem Herzen kriechen.“ Sie ſtand auf, wickelte das Haar zuſammen, band ein Foulard darüber und murmelte:

„So, ſo, ſo! nun ſind ſie eingeſperrt und können mir nichts thun. Beſſer im Kopf, als im Buſen!“

Mit der Morgendämmerung befiel ſie ein Fröſteln. „Es mag ſehr kalt ſein auf dem Poſtwagen, der ihn fährt — weiß Gott wohin!“ dachte ſie. — — Das war eine Nacht! — —

Kaum war es Tag, ſo ſchellte ſie. Ihre Leute mußten auf, heraus, in allen Richtungen ſich zerſtreuen, forſchen, fragen, ſpähen, und wo möglich in drei Minuten Antwort bringen. Die Kammerfrauen beſchworen ſie zu Bett zu gehen, irgend etwas zu nehmen, ſich wenigſtens wärmer zu kleiden, denn ihre Hände und Füße waren eiskalt, weil ſie die ganze Nacht im leichten Peignoir verbracht hatte.

„Sobald ich Nachricht habe, will ich Alles thun.“ Dabei blieb Regine.

Aber es vergingen Stunden darüber, denn alle Bedienten, die ſchnell wiederkehrten, hatten nichts erfahren. Endlich brachte Damian genauen Bericht: Polydor hatte ſich einen Paß über Berlin nach Rom ausfertigen laſſen und war mit dem Eilwagen abgereiſ't. — Ueber Berlin — alſo ging er zu Ilda; dann nach Italien! Dies war ein Haltpunkt. Die

unerhörte Spannung ihres Wesens ließ nach, die Kraft brach zusammen, man mußte sie ins Bett tragen, es wäre ihr unmöglich gewesen den Fuß zu heben, die Hand zu regen — sie lag wie in Starrsucht.

Ein heftiges Fieber löste diesen Krampf und rettete sie vielleicht vor Geisteszerrüttung. Es verging eine Woche bevor sie sich erholte. Nun fing sie wieder an nachzudenken über den einen Gegenstand: sie mußte Polydor wiedersehen, wissen, daß er sie noch liebe, ihm sagen, daß sie ihn liebe. Sie mußte ihn aufsuchen, ihm begegnen. O Gott, wie war die Welt so groß und weit. Aber er wollte ja nach Italien. Bei Botzen lebten seine Eltern, die er nicht gesehen, seit er vor drei Jahren Tyrol verlassen! gewiß besuchte er sie! vielleicht erst im Herbst — aber über Botzen ging er gewiß! Dahin mußte sie. Von dort aus konnte sie ja an Ilda schreiben, an diese Frau, die Polydor nie anders als seinen Schutzengel genannt. Ilda wird helfen! —

Regine erklärte ihrem Arzt, daß sie Wien verlassen und sich nach Ischl begeben werde. Er fand die Jahreszeit viel zu früh, um sich schon jetzt zwischen die hohen Berge von Ischl zu wagen. So wolle sie einstweilen in Salzburg und Tyrol etwas umherreisen, denn Veränderung der Luft und Umgebung sei ihr durchaus nothwendig. Das fand auch er. Hoffnungsvoll trat Regine ihre Reise an.

Elftes Kapitel.

Zu Ildas höchſtem Erſtaunen ließ ſich Werſſen am Tage vor ihrer Abreiſe mit der Bitte bei ihr melden, ſie allein zu finden. Erwartungsvoll und doch innerlich zerſtreut ſah ſie ihn an, als er etwas prätentiös bei ihr eintrat. Ottos Unſichtbarkeit in dieſen letzten Tagen, vielleicht auch eine unvorſichtige Aeußerung des Barons, hatten ihm einen ſeltſamen Muth gegeben.

Er debütirte mit der Bitte, Ilda möge ihm erlauben in ihrer Geſellſchaft die Reiſe nach Florenz zu machen, weil er ſich davon den höchſten Genuß verſpreche. Ilda erwiderte:

„Ich kann Ihnen nicht verbieten Sich dem Baron und mir anzuſchließen, da Sie aber wiſſen in welcher Abſicht ich nach Italien gehe, ſo werden Sie mich entſchuldigen, lieber Werſſen, wenn Sie in mir nicht die gehoffte angenehme Geſellſchafterin finden.“

„Ich habe auch noch eine andere Abſicht dabei.“

„Das iſt denn freilich recht gut,“ ſagte ſie gleichgültig.

„Es iſt die Hofnung, daß Sie mich näher — und vielleicht den Mann in mir kennen lernen werden, dem Sie Ihr künftiges Glück anvertrauen.“

Ilda ſtarrte ihn ſprachlos mit großen Augen an. Er fuhr fort:

„Warum denn nicht? ich habe eine aufrichtige, innige Verehrung für Sie, Gräfin, das wissen Sie längst; Ihr Herz zieht mich an, Ihr Geist fesselt mich, Ihr ganzes Sein erfreut mich. Ich bin ein Mensch wie Sie ihn als Freund und Stütze brauchen, ruhig, kalt, fest — geben Sie mir Hofnung!"

„Nein, denn ich liebe Sie nicht."

„Das weiß ich! aber die Liebe als Leidenschaft, d. h. als übermächtiges Gefühl, wünsche ich mir nicht in der Ehe, weil es Ansprüche macht, die unmöglich erfüllt werden können. Hingegen dürfen Sie mir Ihre Achtung nicht versagen, nicht das Vertrauen, daß ich unter allen Umständen Sie schirmen und ehren werde. Sie aber — abgesehen von Ihren großen Gaben, Gräfin — können mit dieser Glut Ihres innern Wesens und diesem Glanz Ihrer Gestalt jeden Mann beglücken."

Ein helles Roth flammte über Ildas Wangen, sie warf einen Blick voll unsäglicher Verachtung auf Werffen und sagte kalt:

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, um so mehr da ich sie nicht von mir habe."

Er sagte traurig: „Ihre Vorurtheile machen, daß Sie Ihre Bestimmung verfehlen und außerhalb — sei es darunter oder darüber — aber stets außerhalb der Sphäre des Weibes stehen."

„Auf die Weise, wie Sie es mir vorschlagen, habe ich vor zehn Jahren schon versucht meine Bestimmung zu erfüllen, und ward nicht glücklich und machte nicht glücklich. Damals konnte man mit meiner Jugend und Unerfahrenheit, mit meiner Unwissenheit über die Verhältnisse und mich selbst

Nachsicht haben; jetzt aber kenne ich mich; was einst nur Leichtsinn war, würde jetzt Lüge sein — ich kann nur den Mann beglücken, den ich liebe, und was ich beglücken nenne, ist sein Wesen ergänzen, seine Sehnsucht befriedigen, seiner Richtung mich anschmiegen, seinem Winke folgen, sein Leben in Noth und Tod durchleben, einen Weg haben, einen Zweck, eine Hofnung, ein Grab. Es ist ganz gewiß, Herr von Werffen, daß ich nie auf diese Weise einen Mann beglücken werde, aber — ich begreife nun einmal keine andere. Endlich — fügte sie ein wenig ungeduldig hinzu — kennen Sie ja längst meinen Widerwillen gegen die Ehe. Ich mag nicht den Champagner durch Wasser nüchtern machen."

„Ich bewundere Ihre gute Laune, Frau Gräfin; doch erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß vielleicht in spätern Jahren Reue Sie heimsuchen wird, wenn Ihr Herz nicht mehr so heiß schlägt und Ihr Genius nicht mehr so hoch fliegt."

„Wenn Herz und Genius matt geworden sind, bin ich die achte Ilda nicht mehr, und was ich alsdann bereue und bedaure, kann nur gleichgultig sein. Doch das glauben Sie mir gewiß: nie werde ich bereuen nach meiner Ueberzeugung gehandelt zu haben."

„Theure Gräfin, besinnen Sie Sich nur, ob es wirklich Ueberzeugung und keine vorüberrauschende Leidenschaft ist, die Sie so sprechen und handeln läßt."

„Herr von Werffen, sagte Ilda nach kurzem Besinnen — ein Wort wird unser Gespräch enden: nicht nur, daß ich Sie nicht liebe — ich liebe einen Andern."

„Das weiß ich" — sagte er ruhig.

Ilda rief in höchster Ueberraschung: „Wenn ich Sie

begriffe, würde ich Sie vielleicht bewundern — jezt aber kann ich mich nur verwundern."

Mit unerschütterlicher Ruhe entgegnete Werffen: „Sie sehen, daß eine Liebe, die kein bestimmtes, erreichbares Ziel hat, zum Unheil oder zum Unglück führt. Das sollte Sie bestimmen, Sich gegen ähnliche Fälle gleichsam zu verschanzen in den Schranken des Familienlebens. Sie stehen hoch und einsam, wie jede geistige Größe; Sie sind unwiderstehlich anziehend für Männer d'une certaine trempe; von Liebe und Anbetung wird man Ihnen gern und viel sprechen" ...

Ilda sagte halb belustigt, halb geärgert: „Sie irren Sich ganz und gar, Herr von Werffen; denn ich bin weder Tänzerin noch Kunstreiterin, und imponire viel zu sehr um Liebe einzuflößen."

„So ist es doppelt traurig für Sie, wenn Sie lieben ohne Gegenliebe! und deshalb eben mögte ich Sie so gern für eine Sphäre gewinnen, wo das Herz des Weibes sein Genügen hat."

„Ihre Güte verdient meine ganze Dankbarkeit, aber wir verstehen einander nicht, unsere Seelen bleiben sich für alle Ewigkeit fremd; denn Sie meinen das Herz könne je sein Genügen haben, und das glaube ich nicht. Ach, Werffen, das Herz ist eine Gottheit! es liebt, es weiß, es sieht, es verzeiht; es durchdringt die Zukunft, es tödtet, es beseelt — o es ist viel zu mächtig für unsere dürftige Erde, und jene unsägliche Melancholie, die in den seltenen flüchtigen Momenten unsers höchsten Glückes über das innerste Wesen sich ausbreitet — sagt uns das deutlich genug. Vielleicht haben nicht alle Menschen solche flammende Herzen — ich wünsche und glaube es — und vielleicht haben die es besser auf der

Welt; aber iſt es denn unſere Beſtimmung es gut und behaglich zu haben? Unſer Weſen müſſen wir durchbringen, retten, aus Kämpfen und Stürmen, das göttliche Gepräge in uns darf nicht abgegriffen werden durch die Betaſtung der Welt, und wem von Gott das flammende Herz gegeben ward, der darf keine Aſche darauf ſtreuen."

„Fern von mir das zu begehren! nur in einer natürlichen Richtung ſoll es flammen" — rief Werſſen, angeregt durch Ildas Lebhaftigkeit, und wollte ihre Hand ergreifen.

Aber ſie zog die Hand zurück und entgegnete: „Das Geliebte giebt uns die Richtung — für alles Andere iſt man unbeugſam."

„Sie ſind es wirklich! und iſt es Ihr letztes Wort zu mir?"

„Ueber dieſen Gegenſtand — ja."

„So iſt es überhaupt Ihr letztes, denn ohne Hofnung mag ich nicht in Ihrer Geſellſchaft leben — dann gehe ich morgen nach Paris."

„Mögen Sie glücklich leben." So trennten ſie ſich auf immer — Ilda vollkommen gleichgültig; Werſſen mehr überraſcht als betrübt.

Der Baron ging Abends zu Otto und fand ihn nicht. Wunderlicher Menſch! dachte er; hätte doch wol Abſchied von mir nehmen konnen. Er ſchrieb auf ſein Viſitenbillet ein Paar freundliche Worte, und die Nachricht, daß die Reiſe am nächſten Morgen um ſechs Uhr angetreten werde. „Wo iſt denn Herr Otto?" fragte er die Leute im Hauſe.

„Spazieren geritten mit mehren Herren — Nachmittags ſchon."

„Spazieren geritten! comme si de rien n'était!"

Otto war der Aufforderung einiger guten Freunde gefolgt, die höchlichst dadurch überrascht waren. Sie hatten sicher geglaubt, er werde den letzten Abend vor Ildas Abreise in Ruhenthal zubringen, und ihn nur aus Neckerei oder Zufall eingeladen. Sie hätten ihn gern gefragt — aber er imponirte ihnen so, daß Keiner diese Verwegenheit hatte. Leise Anspielungen überhörte er mit einem Gleichmuth, als ob sie ihn so wenig wie den Kaiser von China angehen könnten. Er war in der Unterhaltung ganz wie gewöhnlich, vielleicht etwas ironischer. Das geschärfteste Auge — das der Liebe ausgenommen, wie sich von selbst versteht — hätte nicht seinen Seelenzustand erspäht.

Es war Nacht, als er heimkehrte. Die Stille, die Frische, die Einsamkeit, weckten die heiße, den ganzen Tag zurückgedrängte Sehnsucht, Ilda noch einmal, aus der Ferne wenigstens, zu sehen, ihre Stimme zu hören! — er ging nach Ruhenthal. Der Portier am Gitter des Parks öfnete gern, obgleich nach zehn Uhr Abends kein Besuch mehr erlaubt war, und versprach auch, nach einem freundschaftlichen Händedruck, das Gitter offen zu lassen. Otto ging zuerst auf den Thurm am Fluß, wo Ilda mit jener heiligen Zuversicht, die nur eine edle Seele haben kann, gesagt hatte: „Wir lieben uns.“ Doch bald durchstreifte er die Alleen und stand vor dem Schloß. Der Salon war dunkel, einzelne Fenster erleuchtet; es hatten sich also die Bewohner in ihre Zimmer zurückgezogen. Er ging nach der andern Seite, die Ilda bewohnte. Da war Licht und die langen Glasthüren, die in den Blumengarten führten, standen geöfnet. Große Etageren mit Blumentöpfen bedeckt, waren in diesem Gärtchen zwischen den Beeten und seltenen Gesträuchen gruppirt,

und verschatteten leicht eine Gestalt; er konnte unbemerkt näher treten. Ilda war in ihrem Zimmer mit einem jungen Mann — also Polydor! Otto sah ihn an mit einer leisen Aufwallung von Neid und Eifersucht, aber sie verschwand, als er bemerkte, daß Ilda Polydor so ganz anders ansah, als sie ihn angesehen. Ilda wählte Zeichnungen aus einem großen Portefeuille, und Polydor legte sie sorgsam in ein kleineres. Auf einmal rief er:

„Aber was ist das für ein Kopf, der nun schon auf dem dritten Blatt wiederkehrt und der Mittelpunkt der ganzen Arabeske zu sein scheint? Ein Porträt — nicht wahr? denn es sind Nüancen in dieser Physiognomie, die man schwerlich erfindet."

„O, nicht fragen! sagte Ilda bittend: unterwegs werde ich Ihnen Alles erzählen."

Polydor schwieg betroffen, und schweigend vollendeten Beide ihr Geschäft. Dann nahm er das kleine Portefeuille und sagte:

„Wir wollen diesen Bildern einen sichern Platz beim Aufpacken geben, drum nehm' ich sie mit. Gute Nacht, Madonna."

Ilda nickte ihm freundlich zu und er entfernte sich. Otto konnte jede Miene sehen, jedes Wort hören. Er war ihr so nahe und sie wußte es nicht. Giebt es denn keinen Zug der Geister? fragte er sich schmerzlich; ahnt sie wirklich meine Nähe nicht? Auf einmal trat er bestürzt zurück, denn Ilda verließ das Zimmer und wandelte langsam auf dem breiten, mit Hyazinthen eingefaßten Wege vor ihren Fenstern auf und ab. Es war unmöglich, sie konnte ihn nicht gesehen haben, im Zimmer helles Licht, draußen Finsterniß, denn die

Sterne funkeln nur und leuchten nicht — doch war ihm als ob sie zu ihm komme, und er wollte ihr unsichtbar bleiben: darum trat er betroffen zurück. Ach, sie hatten sich ja nichts mehr zu sagen. Und er würde doch seine Seligkeit darum geben, noch einmal zu ihren Füßen liegen, noch einmal sie in seine Arme schließen zu dürfen. Aber würde sie es ihm noch jezt erlauben, wie an jenem Abend? konnte er es in ihren Augen noch verdienen? — — Er drückte die Hand aufs Herz und stand regungslos, mit seinem Blick auf ihr ruhend, als wolle er sie in seine Seele hineinziehen. Sie sah ganz seenhaft aus in dieser tiefen, stillen Abgeschiedenheit, von Niemand beachtet sich wähnend, mit diesem magischen, tiefsinnigen Blick, mit diesen unbegreiflich graziösen Bewegungen. Wenn Polydor da gewesen wäre, so hätte er jede Stellung nachzeichnen können, mit denen sie ihre Gedanken begleitete, oder eigentlich: in welche ihre Gedanken sie warfen. Mitunter vergaß Otto ganz, daß er sie liebe, und bewunderte sie nur, wenn sie wie eine Göttin oder eine Priesterin, das Haar aus der Stirn strich, den Kopf emporhob und zu den Sternen hinauf sah, stolz, kühn, beinahe herausfodernd. Und wenn dieser Kopf, wie vom Blitz getroffen, herabsank, und die Hände sich schmerzlich auf Brust und Stirn legten, oder wenn sie in banger Trostlosigkeit sie rang, so zerschmolz seine Seele in Mitleid, und ihm war, als müsse er sie zurückreißen von dem Altar, an dem sie geopfert werden sollte. Aber dann stand sie bisweilen da, das Haupt nicht geknickt, nur sanft gesenkt, weich zur Seite gewendet, lieblich und zart wie eine Perle, träumerisch lächelnd — o! so hatte sie an jenem unvergeßlichen Abend vor ihm gestanden! und warum zog er sie denn nicht an seine Brust? ... sie liebte ihn ja. Und

dann hob ſie den Arm und ſchlang ihn mit einem Ausdruck von endloſer Ermüdung um ihren Kopf, und der andere hing herab, als gebe es für ſie nichts mehr zu thun: ſo glich ſie einem Schwan, der zum Schlaf den Kopf unter den Flügel legt; der weite weiße Ermel verhüllte halb ihr Geſicht. — O komm zu mir! rief ſeine ganze Seele; ruhe bei mir! Aber Ilda hörte ihn nicht. Endlich drückte ſie die Fingerſpitzen ihrer beiden Hände mit einer Inbrunſt an die Lippen, als ob ſie ihr tiefſtes Weſen in dem Kuß aushauchen wolle, und breitete dann ſchnell und heftig die Arme aus, damit die Nachtluft den Kuß von ihren Fingern ſtreifen und zu ſeiner Beſtimmung tragen möge. Otto trat einen Schritt vorwärts. Ilda fuhr zuſammen, lauſchte, blickte erwartungsvoll in das Dunkel hinein — Alles ſtill! Wehmüthig ſchüttelte ſie den Kopf und trat in ihr Zimmer zurück, die Glasthür hinter ſich ſchließend. Es ſchlug zwölf Uhr und ſie ging in ein Nebenzimmer, deſſen geſchloſſene Jalouſien ihm nicht erlaubten hineinzublicken; aber es war Licht darin. Otto wartete mit brennender Ungeduld auf ihre Rückkehr, denn ſie mußte wiederkommen — die Lampen brannten noch auf ihrem Arbeitstiſch. Er wußte ſelbſt nicht, was er wünſchte und wollte — vielleicht den Kuß ihr wiedergeben! auf jeden Fall ſie ſehen — zum allerletzten Mal! — Statt ihrer erſchien nach einer Weile ihre Kammerfrau, ordnete die umherliegenden Sachen, verſchloß einige, löſchte dann die Lampen und verließ das verfinſterte Zimmer. Es iſt vorbei! ich ſehe ſie nicht wieder! ſeufzte Otto. Doch entſchloſſen ſetzte er hinzu: Ich will aber! — Der matte Schein hinter den grünen Jalouſien verrieth eine Nachtlampe. Er dachte: Ich werde warten bis ſie ſchläft, und dann noch einmal ſie ſehen! Es iſt Na-

ſerei, glaub' ich — aber damit kann man Alles wagen! Er ging auf und ab wo Ilda gegangen war, und pflückte Blumen gedankenlos, oder um die Zeit hinzubringen. Das letzte Viertel des Mondes ſchwebte langſam und melancholiſch am Himmel empor, und hing als Nachtlampe der Erde zwiſchen den Baumwipfeln, die ſich unter dem ſilbernen Nachen wie dunkle Wellen hin und her bewegten.

Otto öfnete die Glasthür und ſtand in Ildas Zimmer. Der Teppich verhehlte jeden Schritt. Er warf ſich auf den breiten, niedrigen Divan und lauſchte. Todtenſtille herrſchte im ganzen Schloß; es war wie ausgeſtorben. Nun, dachte er, ich weiß wol daß es Raſerei iſt — aber was thut's denn! — Er ſtand auf und legte die Hand an das Thürſchloß des Nebenzimmers. Himmel, wenn ſie erwachte! — ſein Arm ſank kraftlos herab und er hörte ſein Herz klopfen. Dann ſagte er feſt: Sie ſoll aber ſchlafen; — und öfnete vorſichtig. Ilda ſchlief. Das Nachtlicht warf einen matten Perlenglanz, aber zugleich tiefe Schatten auf ihr Geſicht, das, nicht durch die Augen gelichtet und erheitert, unſäglich traurig war, der Mund ſo melancholiſch, und vollends die breiten, langbewimperten Augenlider! Im Schlaf trägt das Geſicht das Gepräge der gewöhnlichen Seelenſtimmung. O mein Engel, dachte Otto bittend, wenn Du mich anlächeln könnteſt! — Und ſelbſt im Traum ſeinem Wunſch folgend, glitt über ihre Züge ein zauberhaftes Lächeln, wie der Silberblick über das zerſchmelzende Metall. Sein Herz drohte zu brechen in Wonne und Wehmuth. Unhörbaren Schritts nahte er ſich und blieb am Fußende des Bettes ſtehen, ernſt, ſchwermüthig, ſchön wie ein Genius, der den Schlummer der geliebten ſtillen Geſtalt bewacht. Ihre Hände lagen auf der

Decke, rein, weich und sorglos, wie weiße Lilien; wenn auch Herz und Seele — die Hände wenigstens hatten nie mit dem harten Leben gerungen. Er bog sich nieder und küßte lose, leise die Hand. Dann blickte er im Zimmer umher — Alles so einfach, schneeweiß, ruhig, wie die Zelle einer Nonne. Er wollte etwas mitnehmen aus diesem Zimmer, was sie oft berührt oder in Händen gehabt. Da standen ihre kleinen schwarzen Schuhe; auf dem Tisch vor ihrem Bett lag ein Taschentuch — das nahm er, ihr Name war darin gestickt. Aber, o Himmel! wenn er das könnte! warum nicht? sie schlief ganz fest. Ihr lockiges Haar war in Zöpfen um ihren Kopf gelegt, wodurch Stirn und Schläfen, jung und frisch wie bei einem Kinde, frei waren; aber eine Locke war nachlässig nicht mit aufgeflochten, hing an der Wange herab — und diese Locke wollte er haben. Zwischen den kleinen Geräthschaften auf der Toilette griff er behend eine Scheere heraus und schnitt mit sicherer leichter Hand die Locke ab. Nun hatte er Alles! ... Nun konnte er, mußte er gehen! ... Einen Augenblick flog ihm der Gedanke durch den Sinn: Wecke sie auf, sie liebt dich ja, du bist ein Thor daß du es nicht thust — — oder ein Wahnsinniger wenn du es thust! Das war der Schluß. Er drückte die geballte Hand vor die Stirn, küßte noch einmal ihre Hand, und verließ das Gemach, ohne sich umzublicken. Die Thür zwischen beiden Zimmern schloß er nicht, um Geräusch zu vermeiden. Als er die in den Garten führende Glasthür hinter sich zudrückte, erwachte Ilda und rief, sei es in Folge eines Traums, sei es daß sein Name ihr erster Gedanke war: Otto! Otto! — Aber er hörte sie nicht und eilte davon durch die verschwiegene Nacht.

Als die Kammerfrau in der Frühe eintrat, war ſie nicht wenig überraſcht die Thür geöfnet und den Fußteppich mit zerſtreuten Blumen bedeckt zu ſehen. Das iſt ein wunderlicher Einfall vom Gärtner, dachte ſie. Ilda ſah die Blumen, vermißte die Locke, das Taſchentuch — aber ſie wußte nichts. Ahnen mogte ſie die Wahrheit. — Um ſechs Uhr ertönten zwei luſtige Poſthörner. Der Baron und Polydor fuhren in zurückgeſchlagener Kaleſche voran. Erſterer blickte nach Ottos Fenſter hinauf, ohne ihn zu erſpähen, der hinter dem zugezogenen Vorhang ſtand. Ilda folgte im andern Wagen, aber er war verſchloſſen und ihr Schleier herabgelaſſen, damit Niemand die Thränen ſehen möge, die in Strömen aus ihren Augen floſſen. So fuhr ſie unſichtbar an ihm vorüber, wie eine verhüllte Gottheit. Und das ſollſt Du mir bleiben, Engel! ſagte er laut, als der Wagen verſchwunden war, und legte Ildas Taſchentuch auf ſeine brennenden Augen.

Zwölftes Kapitel.

Sie reiſ'ten durch den erwachenden Frühling dem heitern Süden zu; aber Keiner war in wirklich heiterer Stimmung. Polydors Leidenſchaft für Regine war wol erloſchen, wie die Rakete, die feurig zum Himmel ſteigt, und wenn ſie ihren Kulminationspunkt erreicht hat, todt zur Erde fällt; aber es war doch, wie Ilda ihm einſt geſchrieben, eine Saite in ſeinem Herzen geſprungen; dieſe Saite war das Bewußtſein der fürchterlichen Täuſchung über ſeine eigene und die fremde Liebe. Wenn das Lüge ſein konnte, wo werd' ich Wahrheit finden? und welch ein vernichtender Gedanke, durch die Sehnſucht nach der Wahrheit getrieben, vielleicht von einer Täuſchung in die andere zu fallen! Nein — nichts lieben, als die Kunſt, die lügt nicht, die quält nicht, die lohnt mit himmliſchen Entzückungen dem der ihr huldigt ... — Aber keine Frauen mehr! — So dachte Polydor.

Auf Ilda lag eine unbeſiegliche Traurigkeit. Sie war zuweilen ſehr munter, ſcherzend, geſprächig — aber von einer zu gewaltſamen Lebhaftigkeit. Sie warf ſich in die Außenwelt, Zerſtreuung ſuchend, Betäubung erſehnend; ſie wollte ſich unterhalten, um die unſägliche Leere in ihrem Buſen auszufüllen, und daß ihr dies mühſame Streben doch mißlang, daß ſie die ganze Kraft ihres Seins aufbieten mußte,

um ſie nutzlos zu verſchwenden, das drückte ſie zu Boden. „O, ſagte ſie zu Polydor, nachdem ſie ihm Wort gehalten und ihre Liebe ihm erzählt hatte — das Leben iſt ſo ſchön, wenn es ſchön iſt! und jezt erſcheint es mir wie ein Galeerenſclav, an den ich durch eine Kette geſchmiedet bin. Wir müſſen unſern Weg zuſammen machen, ich muß arbeiten, ringen, flehen, verzweifeln, und immer wieder arbeiten, und der Unhold an den ich gefeſſelt bin hilft mir nicht, geht pfeifend neben mir, verſpottet mich und mein Elend durch ſeine grelle Luſtigkeit, höhnt mich, indem er ſagt: es wird beſſer werden, du gewöhnſt dich, du biſt ſtark! ... O Polydor, nie hab' ich geglaubt, daß das Leben ein ſolcher Unhold ſein könne."

Der gute Baron ſah Ildas Anſtrengungen an ihrem Schmerz ſcheitern, und betrübte ſich aufrichtig, ohne doch im Stande zu ſein ihr irgend einen Troſt zu bieten, und dieſe Unzulänglichkeit ſehr gut fühlend. Seit zehn Jahren, ſeitdem er aufgehört hatte gleichſam auf eigene Rechnung ſich mit Frauen zu beſchäftigen, hatte er ſich an Ilda attachirt, anfangs aus langer Weile, ſpäter aus Intereſſe für ihre anmuthige Perſönlichkeit, endlich aus Gewohnheit. Sie war ihm lieb wie ein Kind, vielleicht ſchmeichelte es auch ſeiner Eitelkeit in freundſchaftlicher Verbindung mit ihr zu ſtehen — kurz, ſie war die Sonne um die er ſich als kleiner dunkler, doch treuer Mond drehte. Die Nebel und Wolken, welche ſeine Sonne verdüſterten, ängſtigten ihn, weil er fürchtete, ſie werde nicht Licht genug behalten, um ſie endlich doch zu durchbrechen. Und durchbrechen mußte ſie das Gewölk; das lag in ihrer Natur; das hatte ſie bewieſen nach Lord Henrys Tod. Er ſagte ihr das auch einmal und fügte hinzu:

„Ein Weſen wie Sie iſt nicht von Sich Selbſt noch von Andern zu berechnen; es überraſcht immer; es wird auch jezt wieder eine neue Wendung machen, die es noch ſchöner, noch vielfältiger darſtellt.“

Ilda entgegnete: „Ich weiß wol, daß wir Statuen gleichen, die der Cicerone langſam auf ihren Poſtamenten dreht, damit gehörig ihr ſchönes Profil und ihr ſchöner Rücken bewundert werde; aber ich bin's entſetzlich müde dieſe Wendungen zu machen, denn an der Bewunderung liegt mir nichts, und ich bemerke, daß man dabei etwas aus dem Gleichgewicht, und in ſo heftige Schwankungen geräth, daß die Welt mitzuſchwanken ſcheint. Und ich verſichere Sie, das iſt ein unbehagliches Gefühl.“

„Sie werden ſagen wie einſt: ich will mit meinem Schmerz fertig werden — dann hören alle Schwankungen auf.“

„O, ich will nichts mehr! ich will auch nicht ihn lieben, ſondern nur frei ſein, ein Lüftchen im Aether, ein Tropfen im Meer! — Ich denke immer an den alten Götz von Berlichingen, der ſagt: Wen Gott niederwirft, richtet ſich nicht ſelbſt wieder auf. Mich hat Gott niedergeworfen. Ich glaubte mich unverwundbar, wie Achill; ich glaubte der Pfeil des Schmerzes würde von mir abprallen; dieſe Zuverſicht machte mich vermeſſen und ich glaubte mich unwiderſtehlich. Das war Hochmuth und ich bin von ihm geheilt — aber ich habe den Glauben an meine Kraft verloren.“

Sie kamen nach Nürnberg, von der Ilda zu Polydor als von ihrer Lieblingsſtadt in Deutſchland geſprochen, und er fand, daß ſie dieſen Vorzug verdiene. Er verlebte zwei ſelige Tage zwiſchen den Gebilden voll Kraft, Anmuth und

Phantaſie, die aus den Mirakelhänden von Peter Viſcher und Adam Kraft hervorgegangen — und in der Lorenzkirche, die an Grazie ohne Gleichen zwiſchen ihren deutſchen Schweſtern iſt. Ilda begleitete ihn, verſuchte zu zeichnen, wie er — verſuchte zu ſchreiben — es ging nicht! ſie ſagte:

„Ich habe nicht Seele genug mir zu Gebot, um den Stein zu beleben — und ſo bleibt er mir eben ... Stein.“

In München war es daſſelbe. Es giebt Stimmungen, in denen die Meiſterwerke der Kunſt keinen andern Eindruck machen, als die eines Schattenſpiels an einer weißen Wand. Ueber Inſpruck und den Brenner kamen ſie nach dem ſchönen, warmen, von ſüdlicher Vegetation umgebenen Botzen — Polydors freundlicher Vaterſtadt, einſt ſeinem kindiſchen Auge die herrlichſte der Erde.

Im Gaſthof empfing ſie eine junge, wunderhübſche Wirthin — wunderhübſch, obwol in einem Zuſtand, welcher der Frauenſchönheit höchſt ungünſtig iſt — kurz vor der Niederkunft. Kaum war Polydor aus dem Wagen geſprungen und in die Thür getreten, ſo rief er freudig:

„Grüß Dich Gott, Apollonie!“ und ſchüttelte herzlich ihre Hand. Die junge Frau konnte in dem vornehmen Herrn mit ſchwarzem Reiſemützchen und hellbraunen Handſchuhen unmöglich den Knecht ihres Vaters erkennen; ſie hielt ihn für einen Reiſenden, der vielleicht ſchon öfter ihren Gaſthof beſucht, denn allerdings kam er ihr nicht ganz unbekannt vor — und ſie machte ihm ihre beſte Verbeugung.

„Aber kennſt Du mich denn gar nicht mehr, Apollonie? ich bin ja der Polydor“ — ſagte er, ihre Hand feſthaltend.

„Jeſus Marie, der Polydor!“ jauchzte Apollonie, und

die Freude gab ihren Wangen die früheren Farben zurück, „freilich erkenne ich Dich nun! aber Du biſt groß und ſchön worden!“

„Und Du — glücklich, wie ich ſehe.“

„Ich hab' einen gar braven Mann“ — ſagte ſie zwiſchen Verlegenheit und Stolz ſchwankend.

Ildas Wagen fuhr vor. Polydor ging ihr entgegen und ſagte:

„Hier bring' ich Ihnen Apollonie, meine erſte Liebe! aber geſtehen Sie, daß ich kein ſonderliches Glück mit meiner Liebſten habe; es iſt höchſt verdrießlich, ſie gerade dann wiederzufinden, wenn ſie in Wochen kommen ſoll.“

„Ich lobe die Apollonie drum, entgegnete Ilda lachend; ſo machen es verſtändige Leute.“

Aber Apollonie hatte ſich ſchon bei dem Baron entſchuldigt, daß die Herrſchaften nicht ſehr bequem logirt ſein würden, weil ihr Haus bereits Gäſte habe — und wiederholte jezt auch vor Ilda ihre Entſchuldigung.

„Im Nothfall wohne ich bei meinen Eltern, ſagte Polydor, und werde gleich hinausgehen, um mir ein Plätzchen auszubitten.“

„Nun, die werden eine Freude haben! rief Apollonie; aber wohnen kannſt Du doch nicht mehr bei ihnen. Ich will ſchon ein Kämmerlein für Dich herrichten.“

Polydor eilte zu ſeinen Eltern; der Baron ließ ſich Kaffee geben und bereitete ſich an Ildas Mutter zu ſchreiben; Ilda wollte ſpazieren und in der Stadt umher gehen. Es war ein lieblicher Abend.

Linde Luft thut einem traurigen Herzen ſo innig wol. Wenn das Schickſal es hart angefaßt und blutig gedrückt

hat, ſo iſt die linde Luft wie ein Gruß, durch welchen die Natur ihm ſagen läßt: „Ich bin dir gut, du liebes Kind meiner Elemente! verwirf nur nicht die Verwandtſchaft mit mir, denn ſiehe, wenn dein Vater dir ernſt und ſtreng iſt und dich durch eine ſchwere Schule gehen läßt, ſo bin ich ja da wie eine treue Mutter, der ins Auge zu ſehen Troſt und Erquickung iſt.“ — Darum lieben alle Menſchen, die viel gelitten haben, die Natur ſo ſehr, weil ſie ihnen gütig iſt wie eine Mutter, die des Vaters Strenge minder fühlbar machen mögte. Sie haben eine Sehnſucht, einen Drang zu ihr, der Manchen unbegreiflich, Andern übertrieben oder lächerlich erſcheint; aber was wiſſen ſie denn von den Liebesſchätzen, mit denen eine Mutter ihr leidendes, troſtbedürftiges Kind überſchüttet?

Ilda ging an einer Kirche vorbei, durch deren geöfnete Thür ein heißer Stral der Abendſonne auf ein Madonnenbild mit herrlichen Blumen geſchmückt wie eine Vergoldung fiel. Sie betrat die Kirche und fand ſie leer; nur eine Beterin lag kniend vor dem Altar dieſes Bildes, den Rücken Ilda zugekehrt, in der Stellung der höchſten Andacht. Und doch war in der prächtigen Geſtalt, mit den ſchönen, nicht ſehr verhüllten Schultern, und mit der ungewöhnlichen Zierlichkeit des Anzugs, etwas ſo Weltliches, daß Ilda unwillkürlich dachte: „Dieſe Magdalene wird große Sünden zu büßen haben.“

Ilda ſetzte ſich auf den Stufen des Chors nieder, urſprünglich in der Abſicht, das Antlitz der ſchlanken Beterin zu ſehen; da es aber von einem blaßrothen Hut ganz verſteckt war, ſo vergaß ſie ihre Abſicht, und die Gedanken nahmen ihren gewohnten Lauf. Das Kirchlein voll Weihrauch-

duft und Sonnengold war wie ein einziger Altar. Es wurde einen Augenblick Sabbat in ihrer Seele; da zeichnete sie in ein kleines Buch die Worte:

Es steht in der Bibel geschrieben
Ein ernstes, gewichtiges Wort:
Den bittersten Feind sollst du lieben,
Dies heischt des Gesetzes Spruch dort.

Ich bin bis zum Tode betrübet
Und hing dem Gebot treu doch an —
Er, den ich am meisten geliebet,
Er hat mir am weh'sten gethan.

Sie hatte ihren Hut abgenommen. Nun schloß sie die Augen und legte den Kopf zurück an das Gitter, welches den Chor vom Schiff der Kirche trennt. „O, dachte sie, ist denn für mich lieben und klagen, beten und dichten nur Eins?". — —

Plötzlich sagte eine sanfte Stimme: „Gräfin Schönholm?" Ilda schlug die Augen auf und sah die Veterin vor sich stehen. Sie war daran gewöhnt, gekannt zu sein, ohne zu kennen, und deshalb nicht durch die Anrede, wol aber durch die Schönheit der Redenden überrascht. Diese fuhr fort:

„Ich habe Sie an der Aehnlichkeit mit Ihrer kleinen Büste erkannt, und an dem beschriebenen Blättchen, und an dem Klopfen meines Herzens, als ich Sie sah, nachdem ich um Rettung mich müde gebetet. Nicht wahr, Sie sind Ilda Schönholm, Polydors Schutzengel?"

„O, rief Ilda mit lebhafter Bewegung, gönnen Sie doch dem armen Polydor Frieden — jezt kenne ich Sie, ohne daß Sie mir Ihren Namen zu nennen brauchten! Aber ich beschwöre Sie, lassen Sie ihn gehen, ziehen Sie ihn nicht in die Fesseln zurück, die er gebrochen, weil sie ihn wund drückten. Versuchen Sie es nicht! er glaubt sich geheilt, vielleicht ist er's auch — aber Sie dürfen, Sie sollen keinen neuen Versuch mit ihm anstellen."

„Ach, sagte Regine, ihr Gesicht mit beiden Händen verdeckend, ich liebe Polydor."

Ilda sah sie mitleidig an und erwiderte sanft: „Das glaub' ich nicht."

„Sie haben ein Recht daran zu zweifeln — aber ich liebe ihn doch. Seit ich ihn nicht mehr sehe, seit er mit seiner unbegreiflichen Liebe und seinem unerschütterlichen Glauben mich nicht mehr versöhnt mit der Kälte und Falschheit der Welt, seit die Furcht auf mir lastet — nein die Todesangst, daß dieser goldreine Mensch nichts in mir sieht, als ein erbärmliches, gefallsüchtiges Weib — o seitdem lieb' ich ihn doch." Sie sank in Thränen ausbrechend auf die Stufen nieder. Ilda fragte:

„Ist es denn aber möglich einen geliebten Menschen zu quälen?"

„O ja, rief Regine, immer heftiger weinend, denn gequält hab' ich ihn, aber ich liebe ihn doch."

„Und was wollen Sie denn jezt von ihm — mit ihm?"

„Von ihm? mit ihm? nichts! ... ich will ihn."

„Das wird Polydor entscheiden!" sagte Ilda kalt, stand auf und wollte die Kirche verlassen. Aber Regine hielt sie am Kleide fest und rief heftig:

„Ich lasse Sie nicht gehen, denn Sie wollen Sich stellen zwischen ihn und mich, Sie wollen uns trennen! O Gräfin, seien Sie barmherzig und lassen Sie ihn mir! ... O wenn Sie wüßten, was ich gelitten, seit ich ihn nicht mehr sehe — welch ein Fieber das Leben geworden — gewiß, gewiß, Sie würden ihn mir nicht rauben."

„Sie irren, entgegnete Ilda kalt, nicht ich — Sie Selbst haben Sich Polydors beraubt."

„Und giebt es denn kein Mittel, ihn wieder zu gewinnen?"

„Wenn Sie ihn wirklich lieben, so werden Sie vielleicht Mittel finden. Ich weiß keine, mir fehlt — die Uebung."

„Sie hassen mich", jammerte Regine und ließ Ildas Kleid los — „was hab' ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich hassen?"

„Ich bin zum Lieben geschaffen, nicht zum Hassen, erwiderte Ilda sanft und trübe; aber ich kann nicht wünschen, daß Polydor wieder eine Verbindung eingeht, die bis jezt so feindlich auf ihn gewirkt hat, und darum beschwöre ich Sie — gönnen Sie ihm Frieden!"

„Wo ist er?" rief Regine, rasch sich erhebend.

„Bei seinen Eltern — armen Landleuten" ... —

„Ich weiß! ich weiß! ich war draußen bei ihnen, ich habe ihnen gesagt, sie sollten mich wissen lassen wenn ihr Sohn käme, denn ich müßte ihn sprechen. Seit acht Tagen bin ich hier und warte, aber ich hätte gewartet bis zum Herbst, bis zum Tode, bis zur Ewigkeit. Wissen Sie was warten heißt?"

Ilda sagte mit gebrochener Stimme: „Ich warte nicht mehr — oder doch! setzte sie nach einer Pause hinzu und

ſah mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck gen Himmel — ich warte bis zur Ewigkeit."

Da ſchlang Regine beide Arme um Ildas Nacken und bat mit ſanften Thränen: „O, Vergebung! Vergebung! ich ſehe nun, daß Sie nicht zwiſchen mir und ihm ſtehen."

Sie verließen die Kirche Hand in Hand. Regine fragte:

„Ob er wol ſchon von den Eltern heimgekehrt iſt? Wann wollte er wiederkommen? Hat er nichts geſagt? Aber er wird doch heute Abend noch wiederkommen, damit ich endlich, endlich einmal ſchlafen könne, denn ich finde keine Ruhe bis ich ihn geſehen. Nicht wahr, er kommt bald?"

„Ich weiß nicht" — ſagte Ilda zerſtreut. Reginens Aufgeregtheit ermüdete ſie, denn es war mehr nervöſe Unruhe darin, als mächtige Bewegung der tiefen Leidenſchaft.

Sie nahten dem Hauſe. Apollonie ſtand in der Thür. Ilda ſagte, um Reginens Aufmerkſamkeit anderweitig zu beſchäftigen:

„Sehen Sie, die hübſche kleine Frau iſt Polydors erſte Liebe."

Regine drückte die Hände vor die Augen und rief: „O das thut weh! ſo hat er mir doch nicht die Wahrheit geſagt, wenn er mich ſo ehrlich verſicherte, ich ſei ſeine erſte Liebe!"

„Beruhigen Sie Sich! dieſe zog nur wie ein roſenrothes Wölkchen an dem Frühhimmel ſeiner Jugend dahin. Mit einem Kuß war ſie beendet."

„Mit einem Kuß? — So hatte ich wol Recht ihm einen Kuß zu verweigern! ... Doch jezt ſcheint mir, ein Kuß müſſe ſie ins Leben rufen."

Apollonie war verſchwunden, als ſie die beiden Damen kommen ſah, und hatte den Baron von Ildas Ankunft benachrichtigt. Er kam ihr an der Treppe mit einem ganz verſtörten Geſicht entgegen und ſagte ohne Weiteres: „Ondine iſt hier.“

Ilda rief: „Wo? wo?“ und flog die Treppe hinan.

„Um Gottes Willen! flehte der Baron athemlos ihr nachkeuchend, erſchrecken Sie nur die Arme nicht und nicht Sich Selbſt, ſie iſt“ ... —

„Was?“ fragte Ilda mit leiſem Schauder ſtillſtehend.

„Krank im Gemüth — verwirrt“ ... —

„Wahnſinnig! allmächtiger Gott!“ rief Ilda, todtenbleich gegen die Wand ſinkend.

„Nein, nicht gerade wahnſinnig, entgegnete der Baron, ſie bei der Hand in ihr Zimmer führend; aber geiſtig zerbrochen, gemüthskrank. Der Kammerdiener der Gräfin Ondine, den Sie wieder mitgenommen haben, erkannte einen kleinen italieniſchen Gärtnerburſchen, den Ondine als Bedienten bei ſich hat, und ſo kamen wir denn ſchnell genug zur Kenntniß ihres deplorablen Zuſtandes. Sie bewohnt die Zimmer im Hof. Ich war ſchon da. Der Ludwig führte mich zu dem Kammermädchen, das mich innig gerührt hat“ ... —

„Kommen Sie, lieber Baron, bringen Sie mich zu ihr! o meine Ondine!“ — ſagte Ilda erſchöpft. Sie ſtand auf; aber ſie zitterte an allen Gliedern und ihre Lippen bebten krampfhaft. Der Baron ſah ſie bekümmert an und ſprach:

„Sie ſind ſo angegriffen, warten Sie noch ein wenig.“

„Nein, wenn ich ſie ſehe, wird mir beſſer ſein.“

Sie gingen. Der Baron klopfte leiſe. Ludwig öfnete. Ilda erblickend, ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen und er zeigte nach dem zweiten Zimmer. Sie drückte die Hände gefaltet auf die Bruſt und trat gefaßt ein. Ondine ſaß in einem Lehnſtuhl am Fenſter, wachsgelb, mit ſcharfen, eingeſunkenen Zügen, und dem unheimlich zerſtreuten Blick der Geiſteskranken; neben ihr Hedwig, die mühſam ihre Thränen verhielt.

„Ilda! ſagte Ondine tonlos und ſchauerlich ruhig, da biſt Du ja; ich hab' es immer der Hedwig geſagt, daß wir uns hier treffen würden. Wann kommt Askanio?" Sie hatte ihre welke, magere Hand nach Ildas Hand ausgeſtreckt, ergriff ſie, drückte ſie an ihre Lippen und ſprach mit Blick und Ton aus früherer Zeit:

„Meine liebe, vielgetreue Ilda verläßt mich nicht."

Ilda war vor ihr auf die Knie geſunken, verbarg das Geſicht in ihrem Schooß und ſchluchzte konvulſiviſch. Da ſagte Ondine verdrießlich:

„Ich mag nicht, daß man weint; ich bin des Weinens ganz überdrüßig — und recht luſtig! und wenn Askanio erſt kommt" ... — Sie ſah zum Fenſter und zum Himmel hinauf und lächelte geheimnißvoll, unbeſtimmt, ſchauerlich; denn nur die Nerven, nicht die Seele bewegten ihre Züge. Die Seele ſchien verbraucht zu ſein. Ohne irgend ein Zeichen von Theilnahme oder Freude ſaß ſie da und murmelte dann und wann: „Wenn Askanio gekommen iſt, will ich ... — oder: Askanio wird bald kommen, und dann" ... — Es ſtörte ſie gar nicht, daß Hedwig zu Ilda ſagte:

„Gewiß war die fürchterliche Unruhe, mit der ſie darauf drang Ihnen entgegen zu reiſen, gnädige Gräfin, ſchon

Krankheit; aber, lieber Himmel! wie konnte ich unerfahrnes Mädchen das ahnen! Sie führte wol Reden, die ich nicht verstand — aber das war mir schon den ganzen Winter hindurch passirt. So reis'ten wir denn in Gottes Namen ab und nahmen den Carlo mit als Bedienten, ein guter, williger Bursche! So wie wir in dem Wagen saßen, verfiel die Gräfin in ihren gegenwärtigen Zustand, sie war nämlich ganz still und sprach in drei oder vier Tagen kein Wort. Natürlich wagte ich nicht sie durch Fragen zu stören, ich gönnte ihr die Ruhe. Aber als sie endlich anfing zu reden, und stets von Ihnen, gnädige Gräfin, und vom seligen Grafen — doch so zerstreut und verwirrt — ach, da erkannte ich wol unser Elend, und Gott weiß, wie ich mich geängstigt habe! Ich nahm mir auch gleich die Freiheit Ihnen zu schreiben, um mir Ihre Befehle zu erbitten, allein der Brief kann lange noch nicht in Rubenthal sein. In Inspruck wollte ich Ihre Ankunft abwarten, denn man hatte mir gesagt, das sei die nächste Straße aus Norddeutschland nach Italien, und ich wußte wol, daß gnädige Gräfin die nächste wählen würden."

„Doch als wir vorgestern hier anlangten, erklärte die Gräfin sehr bestimmt, hier wolle sie bleiben, und keine Bitten noch Vorstellungen konnten sie bewegen, ihren Entschluß zu ändern. Die Wirthin hier im Gasthof, die wirklich engelsgut ist, hat Alles gethan, um es uns so bequem als möglich zu machen, auch einen Arzt herbeirufen lassen — doch der verschrieb calmirende Pulver, und damit ist nicht geholfen."

„Nein, gute Hedwig, damit ist nicht geholfen! ich werde jezt an den Comer-See gehen und meine arme Cousine mit

mir nehmen. Da ist reine Luft, schöne Gegend, ärztliche Hülfe, Stille, vielleicht wirkt das günstig. Wo nicht, so gehe ich mit ihr nach Florenz oder Rom zu berühmten Aerzten."

In solchen Gesprächen verging die Zeit. Da kam der Baron, wieder ganz verstört, ins Zimmer und sagte zu Ilda:

„Es ist ein Frauenzimmer da, eine Dame, was weiß ich! die mit der größten Heftigkeit Sie zu sprechen verlangt. Ihre Leute haben sie zu mir geführt, weil sie nicht im Stande waren sie zu beruhigen. Doch ich konnte mich nicht mit ihr verständigen, und ich weiß noch nicht, ob sie eigentlich Sie oder Polydor zu sehen wünscht. Dies Botzen ist ein unruhiger Ort."

Ilda küßte Ondine auf die Stirn und verließ sie seufzend. An der Thür ihres Gemachs flog Regine ihr entgegen und rief:

„Es wird Nacht und Polydor kommt nicht! Erbarmen Sie Sich und lassen Sie ihn rufen!"

„Es wird das Beste sein", erwiderte Ilda, und sie schrieb ihm hastig:

„Durch Ihre Eltern werden Sie wissen oder ahnen, daß
„Gräfin Regine Sie hier erwartet, und ganz entschlossen
„ist sich mit Ihnen zu verständigen; verschieben Sie also
„nicht die unabwendbare, peinliche Szene, und kommen
„Sie gleich, denn sie ist wie auf der Folter, aber — wun-
„derbar schön."

„Mein Bedienter soll das Billet hinbringen, sagte Regine, er kennt den Weg, er kennt Polydor. Eine halbe

Stunde werde ich wol noch warten müſſen — die Kraft habe ich, mehr nicht ... wenn er kommt, ſchicken Sie ihn gleich zu mir — nicht wahr?"

Ilda gab ihr die Verſicherung. Regine ging mit dem Billet. Fünf Minuten ſpäter trat Polydor in Ildas Gemach und ſagte:

„Regine iſt hier; meine Eltern haben ſie mir beſchrieben, den Namen wußten ſie zwar nicht — aber nur ſie kann es ſein."

„Freilich harrt ſie Ihrer und hat Ihnen ſo eben Botſchaft geſchickt."

„Da will ich gleich zu ihr gehen."

„Sind Sie feſt, mein armer Polydor?"

„Feſt und ruhig."

„So gehen Sie — und Gott mit Ihnen."

Regine lag in ihrer gewöhnlichen Stellung auf dem Sopha, als der Bediente Polydor bei ihr einführte. Doch kaum war die Thür hinter ihm geſchloſſen, als ſie vom Sopha herab und auf ihre Knie glitt, und die Arme zu ihm erhebend, flehend ſagte:

„Polydor, können Sie mir vergeben?"

„Demüthigen Sie mich nicht, gnädige Gräfin" — ſprach er ſanft, hob ſie auf und ließ ſie auf dem Sopha nieder.

„Ach, ſagte ſie weinend, da Sie ſo ruhig zu mir reden, ſehe ich, daß Sie mich nicht mehr lieben."

Er ſchwieg.

„Haben Sie denn weder ein tröſtendes noch ein freundliches Wort für mich, Polydor, und ſehen doch, wie ich Ihretwegen leide?"

„Hatten Sie einſt ein tröſtendes Wort für mich?“ fragte er hart.

„Nein! aber daß ich es nicht hatte, macht mich ja elend.“

„O Gräfin, was kann ich Ihnen ſagen? jedes Wort, mein Anblick ſogar, muß Ihnen weh thun!“

„So iſt die Liebe ganz todt in Ihrem Herzen — dieſe Liebe, die einſt nur mein kindiſcher Triumph war und jezt mein Stolz wie meine Seligkeit ſein würde?“

Polydor ſtand wie damals vor ihr, hoch aufgerichtet, blaß und bewegt — aber ohne Zorn, und ſo ſagte er auch:

„Der Glaube iſt todt! und was iſt Liebe ohne Glauben? Sie haben mit mir geſpielt, mich gequält, mich tödtlich verwundet, das vergebe ich Ihnen gern — doch vergeſſen kann ich es nicht, kann kein Vertrauen zu der Frau faſſen, die mich mit kalter Verachtung von ſich wies, nachdem ſie mich mit ſüßer Liebesvorſpiegelung angezogen. Und wenn Sie mir auch jezt tauſend Zeichen und Beweiſe der Liebe geben — ich könnte Ihnen doch nicht mehr glauben, würde jezt unter Ihren Schwüren und Küſſen mir ſagen: ſie liebt dich nicht — ſie ſpielt nur mit dir. — Ich muß an das Weib glauben können, das ich lieben ſoll. Mag ſie irren, mag ſie fehlen, mag ſie mir weh thun — ich werde nicht blos vergeben, ſondern auch vergeſſen; doch reines Herzens muß ſie ſein, ohne Falſchheit, ohne Lüge.“

„Sie ſprechen mein Todesurtheil“ — ſprach Regine dumpf.

„Nein, Sie ſind ſo jung und ſchön, daß das Leben noch in ſeiner ganzen Herrlichkeit vor Ihnen liegt, wenn Sie nur dieſe Herrlichkeit erkennen, und nicht Flittergold und

Puppenſpiele dafür anſehen wollen. Sie können noch ſehr glücklich werden, ſobald Sie Sich entſchließen, glücklich zu machen."

Sie ſah ihn an mit einem ihrer faſcinirenden Blicke, der vor vier Wochen ihn zu ihren Füßen hinabgezogen haben würde. Doch heute glitt er an ſeinem Buſen ab, wie der Blitz am Marmor. Sie verhüllte das Geſicht, und winkte ihm mit der Hand ſie zu verlaſſen. Da ſagte er bewegt:

„Gott ſegne Sie" — und ging. Als er an der Thür war, rief ſie:

„Polydor!" — Er blieb ſtehen. Sie flog durch das Zimmer, warf den Arm um ſeinen Hals, drückte ihn heftig an ihre Bruſt, und noch heftiger einen Kuß auf ſeine Lippen, und drängte ihn aus der Thür.

Nachts um zwei Uhr verließ Regine Botzen.

„Ward Ihnen der Abſchied ſchwer?" fragte Ilda am nächſten Morgen Polydor.

„Nein! — Die Liebe iſt todt."

„Aber ihr?"

„Sie war anfangs ſehr niedergeſchlagen, dann ſehr heftig, aber ſie wird ſich faſſen und tröſten."

„Wie ſie mir erzählte, hat ſie wirklich nach Ihrem Verſchwinden Unglaubliches gethan und gelitten"

„Die Ueberraſchung war groß, das böſe Gewiſſen quälte ſie, die Unruhe, was aus mir geworden ſei, die Unwiſſenheit, welch Ende die ganze Sache nehmen würde — kurz, die Neuheit der Situation brachte ſie aus der Faſſung. Nun, da Alles und auf immer abgethan iſt, wird ſie ſehr ſchnell ihre frühere Haltung gewinnen."

„Ich glaube auch nicht, daß sie von dem Stoff ist, aus dem man die großen Leidenschaften macht. Schmerzliche Aufwallungen mag sie haben, aber keinen unvergänglichen Schmerz."

„Jeder Schmerz ist vergänglich, denn wir sind glücksbedürftig, und ein Sternchen Glück macht eine ganze Schmerzensnacht hell."

„Das ist brav! so muß man denken bei einundzwanzig Jahren."

„Wir sind schon wieder bei unserer alten Gewohnheit des Disputirens, denn ich behaupte, daß man stets so denken und nie sich einbilden muß, mit Schmerz oder Freude die Rechnung abgeschlossen zu haben."

„Lieber, die Stelle welche vom Blitz getroffen war, blieb den Alten heilig, sie überbauten sie nie, ein Gott hatte sie berührt. So mein' ich solle auch der Mensch das Plätzchen heilig achten, das in seiner Seele vom Blitz versengt ward. Auf andern Stellen mögen Blumen erblühen und Altäre stehen — auf dieser nicht Es können allerlei Freuden und Schmerzen kommen, aber die eine, beseligende — aber der eine, vernichtende — die kommen nicht wieder, und es ist gut sich darüber keine Illusionen zu machen."

„Die Resignation steht Ihnen seltsam, Gräfin."

„O, ich bin nicht resignirt, gar nicht, guter Polydor! ich mag ja nicht meinen Schmerz tragen, sondern ich mögte zu ihm sprechen: Du sollst meine Wonne sein und mein Triumph! — und vielleicht gelingt es mir. Wenn ich nur erst so viel Kraft gewonnen habe, um unter den ewigen Freiheitsbaum der Poesie mich zu flüchten — dann, Polydor, ist es mir gelungen."

Der Baron endete nach drei Tagen des Aufenthalts in Botzen seinen Brief an Ildas Mutter:

„Und so reisen wir denn morgen früh mit der armen „Kranken an den Comer-See, wo Ihre Tochter eine Villa „zu bewohnen denkt, die sie auch im vorigen Sommer „bewohnt hat. Polydor wird nicht lange dort verweilen, „sondern nach Rom gehen zu seiner Kunst. Ilda hat „großes Verlangen nach Stille und Einsamkeit; gar keins „nach der Gesellschaft. Ach, theure Gräfin, die Welt ist „langweilig, kalt und schwerfällig, zuweilen grausam, wie „ein Maschinen-Räderwerk. Die lieblichsten Erscheinun„gen gehen darin zu Grunde. Ondine zerbricht; Ilda „flieht. Ich bin ganz trübsinnig, und die Erde ist doch „so schön."

Seitdem sind zwei Jahre vergangen. Polydor schreitet fort auf seiner glänzenden Laufbahn, und die Kunst ist seine Geliebte Ilda lebt in Italien und der Schweiz, bewundert, gefeiert, sorgsam den Purpurmantel über ihrem Herzen zusammenhaltend. Ondine schlummert an der Pyramide des Cestius. Regine steht im Begriff, eine glänzende Vermählung aus herzlicher, gegenseitiger Neigung zu schließen. Und Otto? — Otto macht sicher und ruhig seinen Weg durch die Welt; der Mann, der sich selbst beherrschen kann, ist geschaffen um sie zu beherrschen.

Gedruckt bei J. Petsch in Berlin.